Des
Herrn Marquis d'Argens
und
der Demoiselle Cochois
gemeinschaftliche
Beyträge
zum
Vergnügen für den Geist und das Herz.
Aus dem Französischen übersetzt.

Zweyter Theil.

Berlin,
verlegts August Mylius, 1764.

Epistel

Vorbericht

des Verlegers.

Durch die Anzeige eines Ersten Theils bey der Ausgabe des Auszuges aus den Mémoires pour servir à l'Histoire de l'Esprit & du cœur &c. &c. habe ich mich öffentlich zu einem zweyten

Vorbericht.

Bändchen anheischig gemachet, doch ohne mich verbindlich zu machen, daſſelbe ledig-lich aus vor angezeigtem Buche zu nehmen.

Damit mir nun die Herren Bücher-Richter nicht vorwerffen mögen, wenn ich die Er-klärung unterlieſſe, woher ich dieſe, in ge-genwärtigem Theile, verſammleten Stücke genommen, daß ich bereits gedruckte Sa-chen wieder zu Markte brächte; ſo will ich frey geſtehen, daß die beyden erſten Artickel der ehemaligen Demoiſelle Co-chois, ſeitdem aber Frau Gemahlin des Herrn Marquis d'Argens,

Der Graf von Ronancourt, und

Die verſchiedenen Gedanken über das Unglück der Men-ſchen ꝛc.

aus

Vorbericht.

aus dem oben angeführten Französischen Original genommen und übersetzet, die beyden letzteren Geschichte aber von dem Herrn Marquis, eine jede besonders, herausgegeben, und beyde bereits übersetzet worden sind: Da man aber keine von beyden mehr in Deutschlands Buchläden antrift, und die erstere über dieses des Herrn Verfassers bester Roman ist, so habe ich dem Publico zum Vergnügen denselben nochmals nach der Urschrifft übersetzen lassen; die andere Geschichte aber, von den unzähligen Fehlern gesäubert, mit angehangen.

Erlauben des Herrn Marquis Geschäfte, mir sein gütig gethanes Verspre-

Vorbericht.

chen zu halten, so schmeichele ich mir mit der Hofnung, den Liebhabern seiner Schriften etwas Neues von ihm in kurzem vorzulegen.

Inn-

Innhalt.

Der Graf von Ronancourt, eine französische Geschichte. Seite 1.

Verschiedene Gedanken über das Unglück der Menschen, über den Ursprung des Bösen, über das Daseyn GOttes, die Schöpfung der Materie und über die Art, mit welcher die Seele auf unsern Körper, und unser Körper hinwiederum auf unsere Seele wirket. S. 120

Innhalt.

Die Geschichte des Marquis von Vaudreville. S. 175

Leben und Reisen des Ritters von Meillcourt. S. 307

Der

Graf von Ronancourt.

Eine

Französische Geschichte

der

Demoiselle Cochois.

Der Graf von Ronancourt hatte das Alter erreichet, in welchem die Gewalt der Leidenschaften sich spüren lässet. Er war zwanzig Jahre alt, und seine Neigung, die ihm zum Vergnügen lenkete, machte ihm den Stand, für welchen man denselben bestimmete, unerträglich; er sollte dereinstens bey dem Parlamente eine Stelle bekleiden. Er studirete

auf der Akademie zu Mümpelgard die Rechtsgelahrheit: und da er einer Beschäftigung, die ihm so mühsam als verdrüßlich schien, müde war, beschloß er seine Familie zu verlassen und nach Paris zu gehen. Er wählete diese Stadt vorzüglich vor einer anderen, weil er hofte, in derselben weniger erkannt zu werden, und leichter Mittel zu seinem Unterhalte zu finden. Bey seiner Abreise aus Mümpelgard überwarf er sich mit seinem Vater, der ein Mann von hartsinnigem Gemüthe war, den nichts zu etwas bewegen vermogte, und der seine Kinder als Sclaven betrachtete, welche seinen Befehlen blindlings gehorchen müsten. Von einem dergleichen Vater hofte der Graf von Ronancourt keine Vergebung des Fehlers, den er selbst nach seiner eigenen Erkenntnis begieng, zu erhalten; allein die Lust Herr seines eigenen Willens zu seyn, und die Rechte nicht mehr zu studiren, überwogen alle Betrachtungen, die er über seine Veränderung anstellete. Er sahe die Gefahr, der er sich aussetzete, voraus, er wollte es aber darauf wagen. Der Leidenschaft wird nichts sauer, man setze ihr Gesetze und Vernunftschlüsse entgegen, so helfen sie zu nichts weiter, als daß man sie mehr aufbringet.

Der Vater des Grafen von Ronancourt war so geitzig als strenge; mithin hatte sein Sohn sehr wenig Geld: er lehnete daher heimlich von verschiedenen seiner Freunde welches, und fand so gar Mittel von einem Wucherer hundert Pistolen gegen einen Wechsel von doppeltem Werthe zu erhalten; kurz, er gab sich so viele Mühe, daß er mit einem glück-

glücklichen Erfolge und tauſend Reichsthalern im Beutel die Provinz verließ. Sein Vater ließ alle mögliche Nachſuchungen thun, zu erfahren, was aus ihm geworden wäre, ſie waren aber vergeblich. Er hatte den Namen verändert, und ſeine übrigen Maasregeln ſchützten ihn für allen Nachforſchungen. Er ſuchte mit Fleiß verſchiedene Freunde in geheim zu bereden, als gienge er nach Italien; und dieſe unterliessen nicht, daſſelbe nach ſeiner Abreiſe auszubreiten. Sein Vater glaubte ſolches, und war auf nichts als auf deſſen Strafe bedacht, indem er ihn ſein Erbtheil entzog und es vermittelſt einem Teſtamente einem zweyten Sohne zu geben.

Als der Graf von Ronancourt zu Paris angekommen war, miethete er unter dem Namen des Ritters von Javelle in der Straſſe des H. Dionyſius ein Zimmer. Er war von der Nothwendigkeit, ſein Geld zu ſparen, überzeugt, damit es ihm in einem Lande, wo er alle diejenigen, die ihn hätten kennen mögen, fliehen muſte, und wo er von denen nichts erwarten durfte, denen er unbekannt war, nicht an Hülfe fehlete. In eben dieſem Hauſe wohnete ein Comödiant: dieſen beſuchte er bisweilen, und machte nach und nach mit ihm Freundſchaft, die ihm um ſo viel angenehmer ſchien, als ſie ihm zum Mittel wurde, alle Tage in das Schauſpiel zu gehen, ohne dafür Geld auszugeben; welches in dem Zuſtande ſeiner Hausangelegenheiten ein wichtiger Artickel für ihn war.

Die Bekanntſchaft mit dem Schauſpieler, und der Geſchmack, welchen der Graf in der Schauſpielkunſt fand, erweckten bey ihm eine Luſt, ſelbſt ein

Schauspieler zu werden. Er erwog oft, was er machen würde, wenn sein gegenwärtiges Geld aufgezehret sein sollte; und fand kein besseres Mittel, sich aus der Verlegenheit zu setzen, als ein Comödiant zu werden. Er war jung, von schöner Gestalt, und gutem Gedächtnisse; und diese Eigenschaften machten, daß er bey dieser Profeßion fortzukommen glaubte. Er eröfnete dem Comödianten, seinem Freunde, seinen Plan, nicht zweiflende, er würde solchen billigen: allein wie wunderte er sich, als er das Gegentheil von dem erfuhr, was er für so gewis gehalten hatte. „Ich „rathe ihnen, sagte sein Freund, eine andere Art von „Wahl zu treffen, als die gegenwärtige. Kenneten „sie unseren Zustand, so würden sie ihn leicht beneiden. Er scheinet voller Anmuth, zeitkürzend und „einträglich; er ist aber im Gegentheil unangenehm, „verdrüßlich, und verschaft uns kaum das tägliche „Brod. Ich spreche vorjezt als ein Pariser Schauspieler; denn wenn ich ihnen die Verlegenheit und „das unglückliche Leben der Provinzial-Schauspieler „(Dorf-Comödianten) schildern, so werde ich noch „weit mehrern Stoff finden, ihnen das widrige „Schicksal des theatralischen Lebens abzubilden. „Immittelst würden sie, wenn sie ein Comödiant „werden wollten, zu erst in eine von diesen lezteren „Gesellschaften treten müssen, und darbey finde ich „eine neue Schwierigkeit; denn da ihre Mitbrüder „von einer Stadt zur andern ziehen, so ist es fast „unmöglich, daß sie nicht erkannt werden sollten. „Sie müssen also in fremde Länder reisen; dis ist „noch ärger, und der erste Schritt, den sie auf das

„Theater thun, wird sie von ihrem Vaterlande ent-
„fernen. Hören sie mich an, ich will mit aller Auf-
„richtig- und Redlichkeit eines rechtschaffenen Man-
„nes sprechen, welcher, um seine Profeßion zu erhe-
„ben und sich dadurch mehr Achtung zuzuziehen, sei-
„nen Freund zu keinem Schritte verleiten will, den
„er seine übrige Lebenszeit bereuen würde. Ich
„zweifele keinesweges, sie werden der Comödianten-
„Profeßion entsagen, so bald sie deren Innerstes
„kennen werden. Um ihnen einen richtigen Begriff
„davon zu geben, muß ich sie ihnen aus drey ver-
„schiedenen Gesichtspunkten betrachten lassen. Erst-
„lich als einen Schauspieler zu Paris: zweytens als
„einen Comödianten auf dem Lande; und drittens
„in fremden Ländern. Ich will bey dem ersten an-
„fangen.

„Sie sehen uns mit Hofleuten umgehen, sie be-
„gegnen uns höflich, sie leben mit uns, sie lieben uns
„so gar; allein ihre Freundschaft bringet uns gerin-
„gen Vortheil, sie vermehret unsere Reichthümer
„auf keiner Seiten, und schützet uns eben so wenig
„für der Verachtung des Volcks. Der Bürger, der
„Geistliche, der Kauf- und Handwercksmann halten
„unsere Profeßion für wenig ehrenwerth und so gar
„auf gewisse Weise als ehrlos; die Scheinheiligen,
„unsere geschworne Feinde, welche die Schande mit
„ihrer Verachtung verbinden und uns nach unserm
„Tode die Beerdigung in geweyheter Erde versagen,
„bestärken sie in dieser Meynung. Es ist wahr,
„der Hofmann und verständige Leute bekümmern
„sich sehr wenig um den Ort, auf welchem wir beer-

„diget werden; allein wir leben mit ihnen nur einige „Minuten des Tages, und haben dagegen zwanzig„mal mit dreißig Personen zu thun, die uns die „schlechte Achtung empfinden lassen, mit der sie un„sern Stand zu begegnen pflegen. Nichts ist demü„thigerend. Je mehr wir Verdienste haben, je mehr „verdrüßet es uns, wenn wir sehen, daß man deren „Werth so schlecht erkennet. Das sind die Unan„nehmlichkeiten unsers Standes: nun sollen sie des„sen Beschwerlichkeiten zu hören bekommen. Drey „Viertheile unsers Lebens sind wir verbunden unsere „Rollen auswendig zu lernen, sie unter uns herzusa„gen, ehe wir sie öffentlich vortragen, und aller un„serer gehabter Bemühungen und Sorgfalt unge„achtet sind wir nicht sicher, daß man uns auspfeiffe. „Ein Unbesonnener, ein betrunkener Mousquetaire, „ein unwissender Kerl, ein Landjunker, der für einen „feinen Kenner angesehen seyn will, ein Schriftstel„ler, dem wir dadurch misfallen haben werden, daß „wir ihm unsere Gedanken über sein Werk eröfnet; „kurz der erste übel aufgeräumte Mensch pfeiffet uns „aus, und wir empfangen statt einer Belohnung „der uns gegebenen Mühe die bitterste Beschim„pfung. Sie können sich die Wirkung eines einzigen „Pfiffes nicht vorstellen: er ist für einen Schauspie„ler ein Donnerschlag. Ein Dichter, der sein Stück „bey der ersten Vorstellung verunglücken siehet: ein „Sachwalter, der den Ausspruch höret, der ihm „Nachtheil bringet: ein Liebhaber, der von seiner „geliebten Gebieterin verabschiedet wird; alle diese „Leute sind minder niedergeschlagen und haben we„ni-

„niger Verdruß, als ein Comödiant, den man aus-
„pfeiffet.

„Ein Schauspieler kann fast unmöglich Gelder
„sammlen. Die Einkünfte des Schauplazes sind zu
„sehr dem Zufall unterworffen; sie hängen nicht
„allein von den Jahrszeiten ab, indem die große
„Kälte und übermäßige Hitze die Schaupläze zu
„Einöden machen; sondern annoch von der Güte
„der neuen Stücke ab: da die besten oft durch die
„Aufwiegeleyen der Verfasser verunglücken. Unsere
„Kleider kosten uns sehr viel: sie erfordern fast alles
„Geld, welches wir einnehmen, und ich habe jeder-
„zeit gesehen, daß die Comödianten nach ihrem Tode
„ausser ihren Kleidern fast nichts hinterlassen.

„Nun wollen wir das Leben des Comödianten
„auf dem Lande betrachten, welches noch verschiedene
„Unannehmlichkeiten mehr mit sich führet. Der
„beste Schauspieler in der Provinz ist, so wie der
„schlechteste, verbunden, alle zwey oder drey Monate
„die Provinz zu verändern: bald ist er in Langue-
„doc, bald in Bretagne, und bisweilen gehet er aus
„Roußillon nach Flandern; er gleichet den Boten,
„die ihr Leben mit reisen zubringen, und sich in den
„Städten nicht länger aufhalten, als es die Abgabe
„der Briefe erfordert, die sie zu bestellen übernom-
„men haben. Oft setzen die Landcomödianten in
„einer Stadt das wieder zu, was sie in einer andern
„gewonnen hatten: sie leben aus der Hand in den
„Mund, sie sind dem Eigensinne eines Publici, dessen
„Einsichten weit eingeschränckter, als der Residenz-
„bewohner ihre, ausgesetzet; und sie werden oft zu

„der Zeit, wann sie Beyfall verdieneten, verurthei-
„let. Der eitele und hochmüthige Landadel verach-
„tet dieselben, und ob sie schon sich angelegen seyn
„lassen den Hofleuten nachzuaffen, so hindert deren
„Eitelkeit sie doch, es ihnen in dem artigen und
„freundschaftlichen Beytragen, welches jene den Co-
„mödianten erzeigen, nachzuthun.“

„Die nach fremden Ländern reisenden Schauspie-
„ler sind weder glücklicher, noch mehr geachteter, als
„die anderen. Es giebet an verschiedenen deutschen
„Höfen Schauspieler-Gesellschaften: von einigen
„werden sie ordentlich, und von anderen ziemlich übel
„bezahlet; allein bey allen wird ihre Profeßion wenig
„geachtet. Nimmet man von fremden Nationen die
„engländische und italienische aus, so dencken alle
„übrige von den Comödianten das, was das franzö-
„sische Volk von ihnen hält. Ja, sie würden nicht
„eimal die Annehmlichkeit, die wir zu Paris haben,
„empfinden; denn der Vornehme wird sie keines
„Vorzuges geniessen lassen, weil er glaubet, er mögte
„dadurch mit ihnen verbunden werden: und besäßen
„sie auch die Verdienste eines Baron, so würde er
„sich doch nicht unterstehen, ihnen als seinem Freun-
„de zu begegnen. Nun sehen sie, ob sie noch eine
„Profeßion ergreiffen wollen, die ihnen nicht anders
„als unangenehm fallen kann.“

Das, was sie mir sagen, scheinet mir, erwie-derte der Graf von Ronancourt dem Comödianten, so vernünftig, daß ich ziemlich geneigt bin mein Vorhaben fahren zu lassen: indessen muß ich leben; mein Geld nimmt täglich ab: und

wenn ich keines mehr habe; was soll ich alsdenn ergreiffen? Von meinem Vater darf ich mir nichts versprechen; ich habe vielmehr alles von ihm zu befürchten: und ich kenne keine Seele, die mich für dem Elende schützen dürfte. Urtheilen sie selbst von meinem Zustande! so unangenehm der Stand eines Comödianten auch seyn mag, so wird der meinige nach Verlauf einiger Monate doch noch weit übler beschaffen seyn. „Ich glaube, sagte der Comödiant, „daß ich ein Hülfsmittel, sie aus der Verlegenheit zu „ziehen, gefunden habe. Sie haben Geschicklichkeit „und Witz; schreiben sie. Verfertigen sie einige theatralische Stücke: ich will solche meinen Gesellschaftern vorlegen; und ich nehme es auch über mich, „ihnen dieselben annehmlich zu machen. Gerathen „sie ihnen, so werden sie ihnen auch so viel einbringen, daß sie ehrlich davon leben können." Ronancourt antwortete hierauf: sie spaßen, wenn sie verlangen, daß ich ein Schriftsteller werden solle: ein guter Verfasser zu werden, habe ich nicht verstand genug, und die Zahl der schlechten zu vermehren, bin ich zu eitel. „Sagen sie „was sie wollen, versetzte der Comödiant; sie müssen „ein Schriftsteller werden; und ich will sie dazu „machen. Ich werde ihnen morgen den Plan zu „einem kleinen Lustspiele zustellen, und sie sollen ihn „ausführen." Sie vergessen aber, antwortete Ronancourt, daß ich grosse Ursache habe, unbekannt zu bleiben: und wenn sie mich ungeachtet der Abänderung meines Namens auf den

Schauplatz führen, so werde ich früh oder spät erkannt werden. „Auch dieser Unbequemlichkeit „will ich dadurch vorbauen, sagte der Comödiant, „daß ich ihr Stück, ohne sie dabey zu nennen, über„geben will: sie müssen der Ehre entsagen, wann sie „nur den Nutzen davon ziehen. Sie werden über„dieses durch das Unbekanntbleiben den Vortheil „erhalten, daß sie die Ränke der Partheilichkeiten „vermeiden, welche oft die besten Stücke zum sinken „bringen, und daß wenn, wie ich doch nicht glaube, „ihr Lustspiel nicht gefallen sollte, sie das Vergnügen „haben werden, nicht als dessen Verfasser bekannt „zu seyn."

Ronancourt wollte sich noch ferner weigern, in den Rath seines Freundes einzuwilligen; dieser aber blieb beständig bey seiner Meynung: so daß ersterer endlich sich, blos um ihn zufrieden zu stellen, darzu verstund, doch unter dem festen Vorsatze, sein Stück mögte ausfallen, wie es wolle, nie zu erkennen zu geben, daß solches von ihm herrühre. Den Tag nach dieser Unterredung gab der Comödiant ihn den Entwurf, von dem er ihm gesagt hatte, und den er so gut als möglich ausführete. Er verfertigte eine Comödie von drey Aufzügen, und als er sie geendiget hatte, stellete er sie seinem Freunde zu. Der Comödiant las dieselbe, und indem er den Ronancourt bey den Stellen, die ihm die besten schienen, verschiedenemale küssete, sagte er zu ihm: „sie „sind ein braver Mann, das ist gut: das wird ge„lingen: das wird Geld bringen." Hierauf erinnerte er hier und da etwas mit Grunde. Ronan-

court machte sich dessen Anmerkungen mit so mehrerem Vergnügen zu Nutze, als er über verschiedene Dinge erstaunete, welche ihm sein Freund bemerken ließ, und die eine überaus richtige Beurtheilungskraft anzeigeten. Der Comödiante bemerkte dessen Verwunderung, und sagte: „ich sehe wohl, daß es „ihnen seltsam vorkommet, mich von gewissen Ma„terien reden zu hören, die mehr Gelahrtheit und „Kenntnisse erfordern, als die Comödianten gewöhn„lich besitzen. Anstatt mich, wie fast alle meine Mit„brüder thun, daran zu begnügen, den Schauplatz „nur nach Gewohnheit zu kennen, die man sich durch „häuffige Uebungen erwirbet, habe ich mir angele„gen seyn lassen, etwas mehreres zu wissen; und „indem ich den Schlendrian verachtet, welcher fast „aller unserer spielenden Personen alleiniges Ver„dienst ausmachet, habe ich nach dem Beyspiel des „Moliere und Baron meine treibende Kunst nach „ihren wahren Grundsätzen kennen wollen. Diese „habe ich in den besten Schriftstellern fleißig aufge„suchet, und mit dem, was ich mir durch fleißiges „Lesen, Nachdenken und Ueberlegen erworben, die „verschiedenen Entdeckungen verbunden, welche ich „in einer funfzehenjährigen Ausübung gemachet. „Während dieser Zeit habe ich das Schicksal der „von uns aufgeführten Stücke gesehen. Die unter „den Verfassern obwaltende Eifersucht hat verschie„dene davon, welche die Achtung des Publici ver„dieneten, um dessen Beyfall gebracht, und eben „dieser Schriftsteller Partheilichkeit hat andere em„por geholffen, die man hätte auspfeiffen sollen.

„Die

„Die Zeit hat immittelst dem Verdienste Gerechtig-
„keit wiederfahren lassen: die Partheyen haben sich
„zerstreuet, die schlechten Stücke sind vergessen, und
„die guten wieder auf den Schauplatz gebracht wor-
„den. Wir wurden vor einiger Zeit bey der dritten
„Auffiihrung eines vortreflichen Stücks genöthiget
„mit dem Spiel aufzuhören, wegen einer Feindse-
„ligkeit, die zwischen deren Verfasser und einem ge-
„lehrten Abte herrschete. Dieser Abt kam nach
„dem Comödienhause: alle Plätze waren besetzet,
„und man konnte ihm kein Billet geben. Diese
„Weigerung nahm er als einen Schimpf auf, den
„ihm der Verfasser erzeigen liesse: um sich nun dafür
„zu rächen, lief er zu verschiedenen Magistratsper-
„sonen, die seine Freunde waren, und wiegelte einige
„Geistliche auf, welche allenthalben vorbreiteten, das
„Stück, welches man spielet, griffe die Religion an,
„und wäre den Regeln der Ehre und Redlichkeit
„zuwider. Kurz, der Abt brachte den Eifer der
„Obrigkeit auf; und das Stück wurde zu Paris ver-
„boten, ob man dasselbe schon in allen Provinzien
„mit einem durchgängigen Beyfalle aufführete. Die
„strengesten Richter der Policey bemerketen darin-
„nen nicht die geringste Spur der Gottlosigkeit, wel-
„che man durch die Aufhetzer zu Paris darinnen
„fand; dies war ein betrübtes Beyspiel von dem,
„was Cabalen vermögen, und von deren Einflusse
„auf theatralische Stücken.

„Ich würde kein Ende finden, wenn ich ihnen alle
„Bosheiten der Schriftsteller erzählen wollte, von
„denen ich nicht allein ein Zeuge, sondern was ärger

„ist,

„ist, ein Schlachtopfer gewesen bin. Allein sie kön-
„nen ruhig seyn; sie haben noch keinen Feind in der
„Republik der Gelehrten: zudem weis man den
„Verfasser ihres Lustspiels noch nicht; folglich mag
„der Neid ihnen nicht schaden. Ich muß ihnen doch
„das Vergnügen verschaffen, daß sie alle Reden, wel-
„che man hierüber führen wird, mit anhören. Ich
„werde sie nach der Ankündigung ihres Stücks in
„eine Gesellschaft witziger Köpfe führen, die den
„dramatischen Werken ihr Ausfallsurtheil sprechen:
„sie müssen daraus eben nicht folgern, daß sie jeder-
„zeit einerley Meynung sey; o nein, oft sind sie für
„das Gegentheil eingenommen. Sie haben aus
„dem Parterre ein Kampffeld gemacht, in welchem
„sie sich bearbeiten, ihre Lieblinge zu erheben, und
„diejenigen, welche sie hassen, zu erniedrigen. We-
„der Naturgabe, noch Witz, sondern ihre Leidenschaft
„ist deren Führer. Sie sind bereit, wider jeden,
„der da kommt, oft ohne daß sie ihn kennen, den
„Streit anzuheben; wissen sie, daß dasjenige, was
„sie angreiffen und zernichten wollen, von einer Per-
„son herrühret, die sie hassen, so ist ihnen das
„genug. Fragen sie mich, warum sie diese Person
„hassen, so antworte ich, daß es ihnen selbst Mühe
„verursachen würde, den Grund dazu anzugeben;
„denn das würden sie nicht gestehen wollen, daß
„ihres Feindes Verdienst, der ihrer Eitelkeit Ab-
„bruch thut, die Ursache ihres Hasses sey: und doch
„haben sie keinen anderen und wahrern Zweck den-
„selben zu hassen. Sie führen zwar zur Bemänte-
„lung ihrer häßlichen Aufführung hundert elende

„Ur-

„Ursachen an; sie erwecken aber auch nur Mitleiden.
„Kurz, sie sollen selbst von der Gründlichkeit der
„Reden dieser Gesellschaft, und von der Redlichkeit
„ihrer Gemüthsart urtheilen."

Der Schauspieler wollte den Ronancourt in den Stand setzen, dasjenige, was er ihm so wohl abgeschildert hatte, mit seinen Ohren anzuhören, und führete ihn zwey Tage nach der Ankündigung seines Lustspiels in ein Kaffehaus, in welchem sich verschiedene witzige Köpfe und verschiedene Thoren, die den ersteren zuhöreten und glaubten, sie würden durch deren Umgang sich bey dem Publico den Titul gelehrter Leute erwerben, versammleten. Da die Gesichtsbildung des Ronancourts allen diesen Herren unbekannt war, so untersuchten sie denselben bey dessen Erblickung mit vieler Aufmerksamkeit. Die Witzlinge, welche nicht wußten, ob er ihr Mitbruder wäre, beobachteten ihn, um nichts vorzubringen, welches ihm einen nachtheiligen Begriff von ihrem Verdienst machen mögte. Einer von ihnen redete denselben an, und frug ihn, ob er den Verfasser des neuangekündigten Stückes kenne (das war die Rede von dem seinigen). Er antwortete, er wisse nicht, daß man ein neues Lustspiel aufführen würde. Die gleichgültige Mine und Freymüthigkeit des Ronancourts machten, daß der witzige Kopf glaubte, es wäre derselbe kein Gelehrter: er verließ ihn hiermit, und indem er einem oder zween von den übrigen Herren auf die Seite zog, sagte er ihnen, er verdiene nicht im geringsten bewundert zu werden, da er keinen Antheil an gelehrten Neuigkeiten zu nehmen

schiene. Von diesem Augenblick an blieb Ronancourt an einem Tische im Winkel des Zimmers allein sitzen, ohne daß ihn einer von den schönen Geistern mit einem Anblicke beehren wollte; die anderen Leute folgten dem Beyspiele der ersteren, folglich war er niemanden zur Last. Hierauf begonn die Unterredung lebhafter zu werden. Ich, sagte ein Mann mit wichtigem Ton, ich glaube Ursache zu haben, wenn ich denke, daß dieses Lustspiel schlecht seyn werde; denn man ist gar zu vorsichtig uns dessen Verfasser zu verbergen. Hätte man bessere Meynung davon, so würde man nicht so versteckt handeln. Die Furcht des Verfassers und der Schauspieler dünket mir eine höchst übele Vorbedeutung zu seyn: ich wollte, wenn man es verlangete, wetten, daß ich den, welcher das Lustspiel gemacht hat, kenne. Er hat Ursache sich zu verbergen: es ist das dritte Stück, welches er liefert und ihm nicht gelinget; und er würde deren tausend von eben so schlechtem Erfolge machen. Dem sey aber, wie ihm wolle, ich werde es auspfeiffen.

Während dieser Mann sprach, hatte des Ronancourts Freund, der sich angestellet, als kenne er ihn nicht, sich ihm genähert, und sagte leise zu ihm: „Fürchten sie nichts: dieser Mann ist ein elender „Dichter, dessen Ansehen bey den schönen Geistern „nicht viel gilt; es ist ein Geck, der sich einbildet, „alle Welt bewundere ihn, und der von seinem Ver„dienst so überzeugt ist, daß er nicht merket, wie die„jenigen, die ihn loben, seiner spotten. Die Ge-

„lehr-

„lehrte, die sie hier sehen, treiben ihren Spas mit „ihm, und es ist ihnen genug daß er ein Werk ver„achte, um daraus von demselben eine gute Mei„nung zu schöpfen."

Ronancourt wurde dessen, was sein Freund ihm sagte, bald innen; denn ein witziger Kopf sahe die, so um ihn stunden mit einem boshaften Lächeln an, und ertheilete dem Poeten die Antwort: „Mein „Herr, sie haben eine ganz besondere Gabe, die Heim„lichkeiten des Schauplatzes zu errathen, und ich „zweifele nicht, der Verfertiger dieses Stückes sey „eben der, den sie dafür halten: indessen würden „sie ungerecht handeln, wenn sie dasselbe um dieser „einzigen Einbildung willen verurtheilen wollten; „das reimet sich nicht mit der Sorgfalt, mit der sie „sich von allen Vorurtheilen loszumachen bestrebet „haben." Ich vergebe ihm das Auspfeiffen, sagte ein gewisser Abt, der eine düstere Gesichtsmine und rauhe Stimme hatte, wenn das Stück vom Cleantes wäre; und glaubte ich, daß dasselbe von ihm herkäme, so würde ich selbst mit pfeiffen.

„Mein GOtt! Herr Abt, erwiederte eben der Mann, „der des Dichters gespottet hatte, werden sie nie den „Leuten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die sie „nicht lieben, und sollte ihnen denn alles, was von „ihnen kommt, es sey gut oder schlecht, gleich schlecht „scheinen? Sie sind in Wahrheit sehr sonderbar „oder sehr rachsüchtig." Und sie, mein Herr, sagte der Abt, sind sehr gefällig, oder besser zu reden, sehr politisch; denn die Lobeserhebungen, welche sie so vielen Schriftstellern beyle-

gen,

gen, sind kurz um eigennützig. Es ist ein Darlehn, welches sie ihnen, und zwar mit Wucher wieder geben müssen; sie fordern das Capital mit zehen vom hundert zurück.

Der Gegner des Abts war im Begrif ihm durch etwas spitziges zu antworten, als ein witziger Kopf, der noch nicht gesprochen hatte, mit vieler Lebhaftigkeit sagte: 'Potzstern! meine Herren, sie sind seltsame Leute: sie können nicht einige Minuten beysammen seyn, ohne sich unangenehme Sachen zu sagen. Wir sollten gegenwärtig mehr als jemals zusammen halten: vereinen wir uns, so werden unsere Feinde, die bereits zu mächtig sind, uns desto leichter zu schaden im Stande seyn. Ganz Paris giebt ihren Werken Beyfall, man suchet sie in fremden Ländern, und lieset dieselben mit Begierde in den Provinzien; und es wird nicht lange währen, so wird man uns als Leute ohne Geschmack und Gelehrsamkeit betrachten. Wir werden uns zu dem betrübten Zustande, entweder unsere Feinde zu loben, oder durch ganz Europa für Leute ohne Beurtheilungskraft angesehen zu werden, entschlüssen müssen. Was gehet es ihnen an, Herr Abt, daß der Herr gerne siehet, wenn man ihn lobet? Giebet er ihnen nicht bey allen Gelegenheiten die Lobsprüche wieder, die sie ihm ertheilen? Und sie, mein Herr, die des Kleantes Parthey nehmen, warum misfället es ihnen, daß der Herr Abt seine Feinde hasset? Sind sie sein Gewissensrath?

Wir wollen alle diese vergebliche Reden unterlassen, und an die Erhaltung des erlangten Ansehens, als Aufseher und Anführer des Geschmacks, denken; und nicht zugeben, daß unsere Widersacher uns den Rang ablauffen, und die Ehre rauben, Paris schönste Geister zu seyn.

Ronancourt erstaunete über eine solche gefährliche Sittenlehre, und bewunderte zu hören, wie weit die Begierde zu prangen gelehrte Leute treiben kann, als sein Freund folgender Gestalt zu ihm redete: „Ich „sehe ihre Verwunderung über das, was sie hören; „sie werden dasselbe aber gewohnt werden müssen. „Vorjetzo wollen wir weggehen, und uns von den „beyden Personen, die sie am Ende der Stube sitzen, „und von einer dritten, die sie rechter Hand neben „ihnen stehen sehen, unterhalten." Nach diesen Worten gieng der Comödiant weg, und Ronancourt folgte demselben. Ersterer redete denn weiter zu ihm: „aus den gehörten Reden haben sie die Auf„richtigkeit kennen lernen, welche durchgehends bey „den Gelehrten vorwaltet; zu dem Begriffe, den sie „darvon sich gemacht haben, will ich noch etwas hin„zufügen. Die beyden Männer, welche ich ihnen „angezeiget habe, sind zwey sehr bekannte Schrift„steller; der dritte, welcher mit den ersten beyden „sprach, ist einer von den niedrigen Scribenten, de„ren einziger Verdienst in den Schutze bestehet, den „ihm ein bekannter witziger Kopf etwa angedeihen „lässet. Der letzte dienet ersteren als Spion und „Zuträger, er erzählet ihnen alles, was er in den

„Häu-

„Häusern, in welchen er Zutritt hat, höret, er ver-
„träget ihre Werke, und versendet in die Provinzen
„und fremden Länder die satirischen Verse, die sie
„schreiben, er streuet ihre Epigrammen in Paris
„aus; kurz, er ist, so zu sagen das Packthier der
„Bosheiten, welche diese Dichter zu gestehen sich
„schämen würden, und führet das öffentlich aus,
„was die anderen im Geheim ausdenken; ungeach-
„tet alles dessen ist er vielleicht weniger strafbar,
„als seine Führer, die, um ihre Eitelkeit zu kützeln
„und ihrer Eifersucht genug zu thun, sich der Hand
„eines anderen zur Ueberreichung des von ihnen zu-
„sammengemischten Giftes bedienen. Diese beyden
„Schriftsteller besitzen Verstand, Witz und Gelehr-
„samkeit; diese Fähigkeiten aber werden dazu ange-
„wendet, daß sie alle diejenigen, welcher Verdienst
„ihrer Eigenliebe Furcht erwecket, mit den vergifte-
„sten Pfeilen durchbohren. Sie sind überaus ver-
„legen, zu wissen, wer von diesem neuen Stücke der
„Verfasser sey: sie haben mir hierüber stark zugese-
„tzet; da nun ihre Entscheidung von großem Nach-
„druck ist, und das Publicum deren Verstande Ge-
„rechtigkeit wiederfahren lässet, so habe ich dieselben
„zu bereden gesuchet, ihr Lustspiel wäre von einem
„ihrer Freunde. Wie sie in mich drungen, ihnen
„dessen Namen zu sagen, habe ich mich über diesen
„Punkt sehr zurückhaltend gestellet, und vorgegeben,
„als hätte ich dessen Verschweigung heilig verspro-
„chen: sie haben meinen Worten geglaubet, und ih-
„rem Kundschafter anfgetragen, wo er hinkäme, al-
„les das zu sagen, was zu dem erwünschten Ausfall

„ihres Lustspiels befördern könnte. Zu wünschen „wäre es, daß das Publicum das Herz dieser beyden „Männer, so wie deren Verstand kennete: dasselbe „würde alsdenn das Wahre in deren Urtheile von „dem Falschen zu unterscheiden wissen, und den Grund „wahrnehmen, aus welchem ihre Lobeserhebungen „und deren Tadel herrühren; so aber verdecket die „Larve der Redlichkeit den Ehrgeitz, Neid und Haß, „der ihr Herz zernaget vor den scharfsichtigsten Au„gen. Man muß sie schonen, wenn man ihren Bey„fall erhalten will; oder sich deren Urtheilen aus„setzen, welche so angesehen werden, als hätte sie „Verstand, Vernunft und Redlichkeit eingeflößet."

Der Graf von Ronancourt erfuhr die Wahrheit dessen, was ihm sein Freund gesagt hatte, gar bald. Diese beyden Männer waren zum Theil die Ursache der guten Aufnahme seiner Comödie. Durch ihren Beyfall brachten sie den Tadel zum Schweigen, und brachten alle ihre Anhänger auf des Grafen Seite, meinende, es wiederführe einem von deren Freunden. Einige kriechende Schriftsteller wollten das Parterre dagegen aufwiegeln; sie wurden aber gezwungen davon abzustehen, weil sie spüreten, daß ihre Bemühungen nur zu ihrer Beschämung abliefen. Das Stück ward gut gefunden, es wurde ziemlich oft aufgeführet, und brachte dem Grafen funfzehen hundert Livres ein. Sein Freund ermahnete ihn mit dieser Art von Arbeit fortzufahren. Das Geld, welches er erhielt, würde in dem Zustande, in welchem er sich gegenwärtig befand, allein ein zureichender Bewegungsgrund gewesen seyn, ein Gewerbe, das ihm so viel brachte,

als er zu seinem Unterhalte brauchte, und ihm zu gleicher Zeit mit der Ehre schmeichelte, ganz und gar zu ergreiffen; die Liebe aber vernichtete alle seine genommene Maasreguln und zugleich den Nutzen der Rathschläge seines Freundes.

Seit dem glücklichen Ausfalle des erwähnten comischen Stücks, war der Graf verschiedenemale in die Versuchung gefallen, sich als dessen Urheber kennbar zu machen. Seine Eigenliebe wurde durch die seinem Werke ertheilte Lobsprüche so sehr gereitzet, daß es ihm sehr schmerzete, daß man nicht wußte, daß es von ihm wäre: immittelst besiegete die Furcht, erkannt zu werden, dessen Eitelkeit, und nöthigte ihn so lange zu schweigen, bis ein ziemlich sonderbarer Vorfall ihm an einem Tage das Geheimnis ablockete. Er befand sich in eben dem Coffeehause, in welches er vor der Aufführung seines Stücks hingeführet worden war: man fieng von dem neuen Lustspiele an zu reden; und eignete dasselbe verschiedenen Verfassern zu. Ein jeder sagte die Gründe, warum er es einer Person mehr zuschrieb, als einer anderen. Der Graf von Ronancourt, welcher nur unter dem Namen eines Ritters von Javelle bekannt war, hörete diesem Gespräche mit Vergnügen zu. Ein witziger Kopf, der auf dessen Kosten spaßen wollte, sagte mit spöttischer und gar beleidigender Mine zu ihm: und sie, mein Herr, was halten sie davon? Sie haben einen guten feinen und zarten Geschmack, und ich bin versichert, daß es schwer sey, einen solchen herrlichen Kunstrichter, wie sie, irre zu machen. Diese beissende Anrede brachte den Gra-

fen von Ronancourt, der von Natur lebhaft war, auf. „Ich könnte über diesen Punct, war seine Ant„wort, mit besserer Beurtheilungskraft, als sie, spre„chen, und ohne daß ich so eitel bin, mich für einen „vorzüglichern Menschen zu halten, so sind meine „Einsichten, besonders, was das Gegenwärtige be„trift, allemal so gut, als die ihrigen." Potztausend! meine Herren, erwiederte der Witzling, ich freue mich, daß der Herr, den sie sehen, von dieser Sache mehr, als ich, wisse. Ich muß ihm seinen Irrthum benehmen; ohne ihm würde ich nie das gesagt haben, was ich ihnen gegenwärtig bekennen will. Ich geniesse der Vertraulichkeit des Verfassers, und er hat mir sein Stück vorgelesen, ehe er es den Comödianten ausgehändiget. Nunmehro wird mein Herr doch nicht glauben, daß seine Kenntnisse so gut, als die meinigen, sind. Der Graf von Ronancourt erstaunete eben so sehr, als er sich über die Unverschämtheit des Witzlings ärgerte. „Sie „irren sich, sagte er mit verächtlichem Ton zu ihm: „der Verfasser hat ihnen sein Stück gar nicht vor„gelesen; denn ich habe nie anders, als eben jetzo „mit ihnen gesprochen, und ich habe dasselbe verfer„tiget. Zweifeln sie daran, so wird Herr D***, „welcher mein Lustspiel seinen Mitbrüdern überge„ben, und mir das eingebrachte Geld gezahlet hat, „sie vollends von der Wahrheit überzeugen". Die Schaam des Witzlings war so groß, daß er nicht ein Wort dagegen erwiedern konnte: und er bedienete sich der Zeit, in welcher ein jeder sich bemühete dem

Ritter von Javelle sein Compliment zu machen, aus dem Coffehause sich wegzuschleichen. Man verwies ihm, doch verbindlichst, daß er alles mögliche gethan, damit man ihn für einen Menschen von eingeschränkten Gemüthskräften hielte, und versicherte ihm, daß man sich wegen des vorgefallenen unangenehmen Auftrittes Glück wünschete, weil man diesem Vorfalle allein zu danken hatte, daß man seinen völligen Werth kenne.

Der in dem Coffehause vorgefallene schnurrige Auftritt verbreitete sich in Paris. Verschiedene Personen waren begierig den Verfasser des neuen Lustspiels zu kennen; und der Graf von Ronancourt sahe sich wider seinen Willen gezwungen, neue Bekanntschaften zu machen. Er vermied, so viel bey ihm stand, deren Zahl zu vermehren: er merkete, daß man unnachbleiblich den falschen Ritter von Javelle für den Grafen von Ronancourt erkennen würde; und er fürchtete sich für seinem Vater, der leicht einen Verhaftungsbefehl wider ihn auswirken, und ihn in das Herz seiner Landschaft verbannen lassen konnte. Mitten unter diesen Unruhen wurde er zufälliger Weise in eine junge Person, die bald verreisen sollte, verliebt.

Unter den Personen, welche den Grafen von Ronancourt zu kennen begehreten, befand sich auch eine Frau von Stande, die mit aller Gewalt für eine gelehrte und verstandvolle Frau gehalten seyn wollte, ob deren ganze Wissenschaft schon in nichts als einem reichlichen Maaße von buhlerhaften Wesen bestand. Der Ruf von dem Grafen war auch bis zu ihr gelan-

get: und sie versäumete nichts, um ihn in ihr Haus zu ziehen. Der Freund des Ronancourt, der Comödiant, besuchte dieselbe oft: durch ihn erfuhr sie seinen Umgang mit dem Ronancourt; und ihn bat sie dringenst, denselben zu ihr zu bringen. Der Comödiant versprach der Frau von Millian auf ihr wiederholtes Anliegen, daß sie den Grafen bald sehen sollte; und den Tag darauf stellete er ihr denselben wirklich vor. Nach denen ersteren Höflichkeitsbezeugungen, wünschte der Graf wegen des gehabten guten Geschicks sich in folgenden Wort Glück: „Gnädige „Frau, ich bin nur zu glücklich, wenn mein geringer „Verdienst mir die Ehre von Deroselben Bekannt„schaft zugezogen hat." Die Gräfin von Millian war von diesem Besuche sehr zufrieden. Ihr ganzer Verdienst gründete sich auf die Besuche von einigen geistreichen Leuten, und sie bildete sich ein, daß, da der Graf deren Zahl vermehrete, er zugleich ihrem gelehrten Ansehen, nach welchem sie strebete, zum Zuwachse gereichen würde. Mein Herr, sagte sie zu ihm, mir ist der Werth des Verdienstes gar zu wohl bekannt, als daß ich dasselbe verabsäumen sollte. Ich suche dasselbe wo ich es nur finde: ich bewundere und beschütze dasselbe; und ihnen biete ich von jetzo an alles an, was von mir abhänget, und es zu ihrem Vergnügen und allem dem, was ein Mann, wie sie, verdienet, beyzutragen. Nach einem ein- oder zweystündigen Gespräch über verschiedene Sachen nahmen der Graf von Ronancourt und sein Freund Abschied von der Gräfin. Sie wiederholete ihm die

gemachten Versicherungen, und ersuchte ihn ehester Tage wieder zu kommen.

Der Graf gieng ruhig von diesem Besuche weg; der zweyte aber war von einer ganz verschiedenen Wirkung, denn er verlohr der bisher genossenen glücklichen Freyheit. Es schien nicht, daß ihn etwas in dieses Haus ziehen sollte: und es war gewiß nicht der Eindruck der Reitze der Frau von Millian; sie war funfzig Jahre alt, und hatte nichts als ein gewisses edles Ansehen, welches die Geburth giebet, übrig behalten: immittelst zog eine verhangene Neigung den Ronancourt gutwillig in das Haus dieser Frau. Zwey Tage waren seit dem Besuche verstrichen, ohne daß er wieder da gewesen wäre; endlich verfügte er sich am dritten wieder hin. Kann man eine erste Liebe, welche Kummer und Verdruß kostet, aber zu einem glücklichen Schicksal führet, so fand er zu seinem Unglücke bey der Gräfin eine vollkommen schöne Person, und diese war die Tochter der Gräfin von Millian, die bey dem ersten Besuche des Grafen nicht zugegen gewesen. Ihre Sanftmuth und glückliche Erbarkeit, welche einem achtzehenjährigen Alter wohl stehet, vermehreten annoch die Reitze, welche sie von der Natur empfangen hatte. Mit allen Eigenschaften, die ihrer Mutter fehleten, verband sie einen unendlichen Verstand, und zeigete nicht daß sie welchen hatte; sie sprach indessen mit so vielem Verstande und Anmuth, daß sie eine ziemlich verworrene Unterredung zwischen dem Grafen und ihrer Mutter angenehm machte. Der Herzenszustand des Ronancourt erlaubte ihm nicht darauf

völlig Achtung zu geben. Was die Mutter anlangete, nahm sie die Veränderung in dem Gemüth des Grafen wahr; und da sie sich die Wirkung davon zuschrieb, so verlohr sie durch ihre Zerstreuungen annoch die Art von Annehmlichkeit, welche ihre Reden begleitete. Das Gespräch wurde also einzig und allein von der liebenswürdigsten Julia unterhalten. Ihr Herz war darum nicht ruhiger: eben der Pfeil, welcher die anderen verwundet, hatte auch des ihrigen nicht geschonet. Sie empfand eine Unruhe, deren Ursache sie nicht entdecken konnte: sie sahe den Grafen von Zeit zu Zeit an, und glaubte in dessen Gesicht zu lesen, daß sie ihm nicht gleichgültig wäre. Die erzeuget bey den Mannspersonen eine Wirkung, die der Wirkung bey dem weiblichen Geschlechte ganz entgegen gesetzet ist. Ein ernstlich Verliebter erlieget unter der Schwere seiner Last, und findet darunter tausend Süßigkeiten; er fesselt sich selbst mit Gefälligkeit, und ist in seinen Fesseln vergnügt: allein ein gerührtes, besonders junges Frauenzimmer, erfreuet sich im geheim ihres Triumphes; sie denket weniger an ihre Liebe, als an diejenige, welche sie veranlasset hat; die ihrige machet sie nicht verlegen; sie suchet nur die gegenseitige zu vermehren, und lässet nichts entwischen, was dieselbe verrathen könnte. Die Sorgfalt eines Frauenzimmers, die Geheimnisse ihres Herzens zu verbergen, ist eine von dem Vorurtheil eingeführte Gewohnheit: diese gereichet demselben nicht zum Zwange, und wird ihm um so weniger beschwerlich, als es nur mehr und mehr bedacht ist, das gerührte Herz noch mehr zu be-

zau-

zaubern, und sich den Preis des Sieges zu erhalten. Das war der Haupt-Gegenstand der jungen Julia. Da sie das erstemal liebete, so fühlete sie auch zum erstenmale die brennende Begierde zu gefallen; und ihre Bemühungen waren nicht vergeblich: denn sie war nie so liebenswürdig gewesen. Ein jedes Wort, das sie sprach, war für das Herz des Grafen ein neues Band. Wäre die Frau von Millian nicht durch ihre Leidenschaft verblendet worden, so würde sie gewiß der anderen ihre bemerket haben; ihr Herz und Verstand aber waren blos mit dem Pfeile beschäftiget, welcher sie verwundet hatte. Die Nacht rückte heran, ohne daß man dieselbe wahrnahm; und endlich kam die Stunde des Weggehens. Der Graf begab sich mit tausend Verdrus weg, durchdrungen von der zärtlichsten Liebe zu Julien. Die Mutter seufzete, wie sie ihn weggehen sahe, und ihre reitzende Tochter, stolz über die Eroberung, die sie gemacht zu haben glaubte, dachte nur auf Mittel dieselbe zu behalten.

Der Graf von Ronancourt fand seinen Freund, den Comödianten, in seiner Behausung, der die in demselben vorgefallene Veränderung gar bald an ihm wahrnahm: er konnte nicht errathen, wo derselbe zu der Traurigkeit, zu den Zerstreuungen und Unruhen käme; und die Freundschaft die er zu dem Ronancourt trug, erlaubte ihm nicht deren Erläuterung zu verschieben. "Was fehlet ihnen, sagte er „zu ihm, ist ihnen ein Unglück zugestossen? Sollte „ein versteckter Feind ihrem Vater entdecket haben, „daß sie zu Paris sind? Seyn sie so gut, und lassen „sie sich gegen mich aus: entdecken sie mir ihr Lei-

„den

„den, und ich werde mich bemühen, dagegen Hülfs-
„mittel zu finden.“ Der Graf hörete diese Zuspra-
che kaum: seine liebenswürdige Julia allein beschäf-
tigte ihn; er schwieg also. Der Comödiant drang
aufs neue in ihm, und ersuchte den Grafen, er möch-
te ihm doch antworten. Hierauf sagte Ronancourt:
Was für ein Vergnügen können sie daran ha-
ben, wenn sie mein Unglück hören. Ist es
nicht genug, wenn sie wissen, daß sie dessen
Urheber sind? Der Comödiante erstummete aus
Bestürzung, der junge Graf froh, daß er die Gele-
genheit sein Herz zu erleichtern gefunden, fuhr fort
zu reden. So stark ist die Liebe, daß sie alle Gedan-
ken der Seele unwirksam, die mit ihr in keinem Ver-
hältnis stehen. Durch ihre Heftigkeit belästiget sie
das Herz, daß es unter seiner Bürde erlieget, und
durch eine Vertraulichkeit solche zu vermindern suchet.
Ein jedes geredetes Wort gereichet zu einer Erleich-
terung. Bisweilen nehmen daher die größten Lei-
den der Liebhaber ihren Ursprung, oft finden sie da-
rinnen ihr Verderben, wo sie ihre Hülffe zu finden
gedachten, und fast allezeit muß man in den Vertrau-
lichkeiten die unangenehmen Folgen einer Liebe suchen,
die ohne denselben glücklich gewesen seyn würde. Der
Graf, welcher der Neigung, sein Geheimnis seinem
Freunde zu hinterbringen nachgab, verfolgte seine
Rede also. Sind sie es nicht, sagte er zu seinem
Freunde, der mich zu der Frau von Millian ge-
führet hat? Welche Grausamkeit! War es
ihnen unbekannt, daß die allerliebenswürdigste
Person von der Welt in diesem Hause war?

Diese

Diese ist mein Unglück. "Sie lieben dieselbe, frug sein Freund?" Lieben ist zu wenig, ich bete sie an, antwortete der Graf, gewis, die Liebe, die ich gegen sie empfinde, kann nicht ausgedruckt werden; ich habe sie höchst ungern verlassen: und ihr Bild begleitet mich überall. Sie allein beschäftiget mein Gemüth, sie ist der Vorwurf aller meiner Gedanken; wundern sie sich also nicht mehr, wenn sie mich in der Niedergeschlagenheit sehen, von welcher sie die Veranlassung nicht errathen konnten. "Ich „wundere mich nicht, sagte sein Freund zu ihm, daß „ihr Herz von den Reizen dieser liebenswürdigen Per„sonen gerührt worden sey; nur über die Macht er„staune ich, die sie über ihr Herz erhalten haben. „Wissen sie wohl, daß sie sich das härteste Schick„sal zuziehen, indem sie dieses junge Fräulein lieben? „Sollten sie, diesem Eindrucke Wiederstand zu thun, „nicht ihre Vernunft zu Hülfe ruffen? Da sie mich „mit der Würde ihres Freundes beehret haben, so „giebet mir dieselbe Erlaubnis ihnen dasjenige vor„zustellen, was sie von einer dergleichen Neigung „zu befürchten haben. Julia ist eine einzige Toch„ter ihrer Mutter, die beträchtliche Mittel besizet, „und die die erstere dereinst von ihr erben wird. „Ihr persönlicher mißlicher Glückszustand wird ih„nen bey dem Bestreben nach einer Verbindung mit „derselben, wenigstens unter Einwilligung ihrer Mut„ter, zur Hindernis. Sie hoffen vielleicht, daß die „Reichthümer die Julia nicht blenden, und sie das „Geheimnis, deren Herz für sie zum Wallen zu brin-

„gen

„gen, finden werden. Ich will ihnen diese Hofnung
„nicht ganz absprechen; sie müssen solche aber be-
„suchen, um bey ihr Liebe zu erwecken, und um der-
„selben einige Empfindungen zum Vortheil ihrer Lie-
„be mitzutheilen, mit ihr sprechen können: diese bey-
„den Stücke sind ihnen verboten. Die Frau von
„Millian hält solche fast immer unter dem Schlosse;
„sie ist eine von den seltsamen Müttern, welche un-
„geachtet ihres Alters das Recht zu gefallen zu ha-
„ben glauben: darüber eifersüchtig, daß ihre Toch-
„ter sie an Schönheit übertrift, suchet sie so viel,
„als sie kann, zu verstecken, und betrachtet dieselbe
„als einen immerwährenden Vorwurf der Hinfällig-
„keit ihrer Reize. Sie werden die Julia nur sel-
„ten sehen, und mit ihr blos durch die Augen reden
„können, und wenn ihre Blicke sie unglücklicher Wei-
„se verrathen sollten; so sind sie verlohren: sie fin-
„den in der Frau von Millian einen Todfeind, und
„einen so viel gefährlichern, als die Eifersucht der
„Anführer ihres Hasses seyn wird. Glauben sie fast,
„daß, wenn die Frau von Millian sehen wird, wie
„ihre Tochter den Vorzug über sie erhalten, sie ihnen
„auf immer ihr Haus verbieten werde. In welcher
„Verzweifelung, und in welchem Kummer würden
„sie sich alsdenn nicht befinden? Sie ziehen sich
„sicherlich die schmerzlichsten Verdrüßlichkeiten zu.
„Was ich ihnen sage, ist die lautere Wahrheit: ich
„kenne die Gemüthsart der Frau von Millian
„von Grund aus; er ist so, wie ich ihnen denselben
„geschildert habe. Lassen sie es sich um dieser Ursa-
„chen willen doch angelegen seyn, sich je eher je lie-

„ber

„ber einer Liebe zu entschlagen, die nicht anders als „unglücklich für sie ausschlagen kann." Der Graf sagte hierauf mit Seufzen: ich habe einen Theil des Unglücks vorausgesehen, welches sie mir ankündigen; allein meine Liebe hat meine Vernunft überwältiget. Ich fühle es, daß ich sterben werde, wenn ich Julien nicht mehr sehe; sie zu fliehen, ist mir unmöglich. Ich will meine Liebe, so viel ich nur kann, vor den Augen ihrer Mutter verbergen; dadurch werde ich Zeit gewinnen, und diese Begebenheit kann mir vielleicht so sehr zum Glück gereichen, als ich mich gewärtig für unglücklich halte. Eine Ahndung flösset mir Muth ein, und der bin ich entschlossen zu folgen. Sein Freund wollte ihm weiter zureden, denselben von seinem Vorsatze abzubringen; allein der Graf verstattete es ihm nicht. Er erhob die Reitze der liebenswürdigen Julia, und drückte ihm seine Leidenschaft mit solchem Nachdruck aus, daß der Comödiante nachgab. Er sahe wohl, daß der Graf sich zu weit vertieft hatte, und seine Rathschläge demselben lediglich unangenehm seyn würden; er war also weiter auf nichts bedacht, als wie er eines so lebhaft gerührten Herzens schonen möchte. Er bildete sich ein, die Zeit würde seine Leidenschaft vermindern, und man könnte ihm in der Folge dasjenige sagen, was er gegenwärtig zu begreiffen auffer Stande war.

Der Graf von Ronancourt brachte die Nacht in einer anhaltenden Unruhe zu: er machte Entwürfe,

die

die so gleich durch die entgegengesetzten Hinderniſſe umgestoſſen wurden. Bald schmeichelte ihm die Hofnung, er würde das Herz der Julia rühren; und indem er dieſes dachte, war er der glücklichſte Sterbliche: bald sahe er ſie fühllos gegen ſeine Liebe; und nichts war ſeiner Verzweifelung zu vergleichen. Der Frau von Millian Gemüthsart erſchreckte ihn, und die Schwierigkeit, ihre Tochter zu ſehen, brachte ihn zur Verzweifelung; dem ohnerachtet, entſchloß er ſich, den Tag darauf wieder zu ihr zu gehen, der Erfolg dieſes Beſuchs möchte ausſchlagen, wie er wollte. Ich werde wenigſtens meine verehrungswürdige Julia ſehen, ſagte er, und wer weis ob ein glückliches Schickſal mir nicht die Gelegenheit verſchaffen dürfte, ihr meine Liebe zu eröfnen? Iſt ſie gegen dieſes Bekenntnis ohne Gefühl, ſo bin ich des Todes; wenigſtens wird es der Grauſamen Leid werden, daß ſie mich unter die Erde befördert hat. Voll von allen dieſen unruhigen Gedanken erwartete er den Anbruch des Tages mit Ungeduld. Kaum ſahe er denſelben anbrechen, ſo wünſchete er wiederum, die Stunde möchte da ſeyn, in welcher er ſeine liebenswürdige Julia ſehen wollte. Dieſer ſo ſehr gewünſchte Augenblick trat ein; und der Graf lief zur Frau von Millian. Wie groß war ſein Erſtaunen, als er ſeine geliebte Julia da nicht vorfand! dieſer unangenehme Fall zeigete ihm nicht viel Gutes an; indeſſen hofte er doch, daß er ſie bald ſehen würde. Dieſe Hofnung erhielt ihn kurze Zeit, als er ſie aber gar nicht zum Vorſchein kom-

men

men sahe, überlies er sich gänzlich seinem Verdrusse. Nichts war grausamer, als der Zustand seines Herzens: tausend betrübte Gedanken durchlieffen sein Gemüth. Haben wir ein großes Unglück zu befürchten, so befinden wir uns allezeit in Unruhe und Furcht; und wir glauben, alles was uns unsere Einbildungskraft vorspiegelt, müsse uns auch begegnen. Hier erinnerte sich der Graf der Reden seines Freundes vom gestrigen Abende. Nun sind seine Prophecyungen eingetroffen, sagte er bey sich selbst, nun empfinde ich die Martern, mit denen er mir drohete. Die Frau von Millian mag meiner Liebe zur Julia wahrgenommen haben; und das sind die vorläufigen Wirkungen ihrer unbilligen Eifersucht. Das Gemüth des Ronancourt wurde durch diese verschiedenen Gedanken so unruhig, daß, so viel Mühe er sich auch gab seine Verlegenheit zu verbergen, die Frau von Millian derselben bald innen wurde; sie bemerkte seine Verwirrung so gar in den Reden, die er zu deren Bemänteluug führete. Indessen war er glücklicher, als er solches hoffen durfte: die Gemüthsart der Frau von Millian, die ihm so fürchterlich war, schlug zu seinem Glück aus. Seitdem der Graf sie verlassen hatte, war sie nicht viel ruhiger, als er, gewesen: sie hatte sich vorgenommen, den Ronancourt durch alles, was sie nur zu dessen Rührung ersinnen möchte, an sich zu ziehen. Ihr durch die Hofnung eines glücklichen Erfolges geschmeicheltes Gemüth, glaubte gar bald darzu gelangen zu können; sie hielt sich, so wie bey dem ersten Besuche,

für die Ursache der Verlegenheit des Grafens. Je mehr derselbe auſſer sich zu seyn schien, für desto beglückter hielt sie sich. Ueberzeuget, daß sie dem Grafen Empfindungen beygebracht hätte, lenkte sie unvermerkt die Unterredung auf die Süßigkeiten der Liebe, und auf das Glück eines Liebhabers, dessen Zärtlichkeit durch eine vollkommene Gegenliebe erwiedert würde.

Der Eindruck, den diese Reden auf des Ronancourt Herz machten, brachte ihn vollends in Unordnung. Er antwortete der Frau von Millian alles hierauf, was ihm in den Sinn kam; lauter verwirrete und unzusammenhängende Worte, welche die Frau von Millian in ihren Gedanken vollends bestärketen. Man muste so denken, wie sie, um darinnen das zu erkennen, was sie darinnen zu entdecken glaubte. Doch war sie noch nicht völlig damit zufrieden; sie verlangte eine Erklärung, von der man sehr weit entfernt war. Sie verwünschte das Stillschweigen, welches der Wohlstand von den Weibern fordert: sie wollte dasselbe alle Augenblicke brechen; nichts als die Hofnung, der Graf würde selbst den Anfang mit dem Geständnisse seiner Liebe machen, hielt sie davon zurück.

Zu der Unruhe, welche des Ronancourt Schüchternheit der Frau von Millian verursachete, kam noch eine Reise nach einem Landhause, welches sie zwey Meilen von Paris besaß, und wohin sie ehester Tage abgehen wollte. Sie that dem Ronancourt den Antrag, mit ihr daselbst einige Monate zuzubringen. „Herr von Javelle, wollen sie uns auf unser

„Land-

„Landgut begleiten? Es ist dasselbe angenehm, und „ich hoffe, sie werden es nicht bedauren, daß da„hin gekommen sind. Ich bin verbunden, Paris „auf einige Zeit zu verlassen, und kann es gar nicht „umhin. Ronancourt, der nach der Frau von Millian Ausdrücken hofte, ihre reitzende Tochter würde wahrscheinlicher Weise mit reisen, nahm dieses Erbieten ohne Anstand an. Ich werde mich nur zu glücklich, Sie, gnädige Frau, dahin zu begleiten, sagte er zu ihr. Die über diese Antwort überaus vergnügte Gräfin, nahm mit dem Grafen wegen des Tages ihrer Reise Abrede, und ersuchte ihm, er möchte ihrer während ihres kurzen Aufenthalts zu Paris nicht vergessen. Der Graf versicherte, er würde ihr, wenn sie es ihm erlaubete, seine Aufwartung alle Tage machen. „Ich erlaube „es ihnen nicht allein, sondern ich bitte sie darum, „war ihre Antwort„. Nach einigen über die Reise gewechselter Reden beurlaubete sich der Graf von der Frau von Millian, welche auch ausfahren muste. Er entfernete sich mit Widerwillen aus einem Hause, in welchem er den einzigen Gegenstand, der ihn dahin gezogen, nicht gesehen hatte; er hatte sich immer geschmeichelt, Julia würde erscheinen, aber vergeblich: er muste eben so wieder fortgehen, wie er gekommen war.

Der Schmerz des Ronancourt wurde durch die Hofnung, Julien mit ihrer Mutter auf dem Lande zu sehen, erträglich; und er schmeichelte sich, das Landgut würde ihm mehr als Paris begünstigen. Der Frau von Millian Anerbieten änderte auch

gewisser massen den Begrif, den er sich von denselben gemacht hatte. Julia ist zu liebenswürdig, als daß sie nicht in den angenehmsten Gesellschaften verlanget werden sollte, sagte er, und diese entziehen sie meinen Augen; in der Einsamkeit aber, wohin ihre Mutter sie führet, wird mir niemand das Glück, sie zu sehen, rauben können. Ich werde ihr liebenswürdiges Gesicht ganze Tage sehen. Die Frau von Millian ist so ausserordentlich nicht, wie sie mein Freund mir geschildert hat: sie überhäuffet mich mit Höflichkeit, und die Achtung, die sie dadurch gegen mich geäussert, daß sie mich mit sich auf ihr Landgut nehmen will, wirft vollends den Begrif um, den man mir von ihr gegeben hatte.

Ronancourt besaß zu wenig Kenntnis der Welt, als daß er sich nicht in Absicht auf die Frau von Millian hätte irren sollen. Deren Gedanken waren ihm ganz unbekannt, und er stellete sich vor, sein Freund habe ihr nur den häßlichen Charakter beygeleget, um ihn von der Julia abzulenken; er warf demselben heimlich das Unrecht vor, welches er dieser Frau angethan hätte. Ich will diese Beschimpfung durch meine Ehrerbiethung und Verbindlichkeit bey der Gräfin wieder gut machen, sagte er; ich will deren Achtung erwerben, und zu dem Ende alles darzu dienliche anwenden: ich schmeichele mir, ihre Freundschaft zu erlangen. Der durch seine Liebe verblendete Ronancourt, sahe den Abgrund nicht, den er sich selbst grub, und in den er fallen sollte. Anstatt seinen Freund zu ver-

dam-

dammen, hätte er vielmehr dessen Rath hören und befolgen sollen; kann die Liebe aber wohl richtige Maasregeln ergreifen?

Ronancourt, eingenommen von einer Scheinglückseligkeit, besuchte seinen Freund, und erzehlete demselben das Vorgefallene. Ich habe Julien nicht gesehen, sagte er zu ihm; das ist aber auch das Einzige, was mir an meiner Glückseligkeit abgehet. Ich bin glücklich, fuhr er fort; es hat ihnen beliebet, Theil an meinem Verdrusse zu nehmen, es ist daher auch billig, daß sie meine Freude mit mir theilen. Ich gehe mit der Frau von Millian nach ihrem Landgute, und ich begleite meine anbetenswürdige Julia. „Ist das die Frucht meines ertheilten Raths, erwiederte der Comödiant?" Mein Freund, sagte Ronancourt, ihr Rath war der klügste von der Welt, nur habe ich nicht Kraft genug gehabt demselben Folge zu leisten; sollte ich den Reizen der Julia widerstehen können? Vielleicht werde ich unglücklich, und meinem Schicksal unterworfen. „Sie legen ihre Vergehungen „dem Schicksale zur Last, sagte der Comödiante; das „ist die gewöhnliche Zuflucht der Unverständigen und „Straffälligen. Aber was ist ihr Endzweck?„ Die Julia gegen meine Liebe gefühlvoll zu machen, erwiederte Ronancourt, der Mutter Freundschaft zu gewinnen, und durch dieses Mittel mich mit einer Person zu verbinden, die ich anbete. „Ich zweifele, daß es ihnen gelingen werde, versezte „der Schauspieler. Habe ich ihnen den Charakter

„der Frau von Millian genau genug beschrieben, ih„nen diese betrügliche Hofnung zu benehmen?" Hier wollte er ihm das wiederholen, was er ihm bereits gesagt hatte; Ronancourt unterbrach ihn aber dadurch, daß er sagte, er kenne die Gräfin. Der Comödiant nahm sich vor, von nun an zu schweigen, weil er spürete, er würde seinem Freunde misfallen, wenn er über diesen Punkt weiter mit ihm redete. Er hatte seit langer Zeit das menschliche Herz zu erforschen gesuchet, und wußte dasjenige, was er durch Nachdenken und Untersuchen gefunden, zu seinem Besten anzuwenden. Lieben wir, so kömmt uns alles, was sich nicht auf unsere Liebe beziehet, schmacklos und verdrüßlich vor; und wann man unsere Gedanken mit den stärksten Gründen bestreitet, so glauben wir, man beschimpfe uns. Oft sind uns die, welche wir am mehresten lieben, darum verhaßt, weil sie uns aus einem Irrthume reissen wollen, der uns werth ist, und uns in unser Verderben stürzet.

Der Comödiant hielt viel von Ronancourt, und es würde ihm sehr peinlich gewesen seyn, wenn er ihm misfallen hätte; er endigte also eine Unterredung, die ihm hätte Verdruß machen können. In dem Augenblicke, als er das Gespräch abänderte, meldete ein Bedienter von der Gräfin, daß Ronancourt sich bereit halten solle, des folgenden Tages früh um neun Uhr abzureisen. Die Gräfin, welche mit Ungeduld den alleinigen Besitz des Ronancourt wünschete, hatte alle ihre Sachen mit vieler Emsigkeit in Ordnung gebracht, und dasjenige, was vielleicht einem jeden anderen vierzehen Tage Mühe gemacht

macht haben würde, in einem halben Tage abgemacht. Ronancourt antwortete, froh, daß er die Zeit so nahe sähe, in welcher er glücklich zu werden hofte, er würde sich dem Befehle der Frau Millian gemäs morgen frühe um die angedeutete Stunde bey ihr einstellen. Als der Bediente fort war, sagte der Graf zu seinem Freunde: Wohlan! bin ich nicht glücklich? Morgen fahre ich mit meiner liebenswürdigen Julia ab; Morgen fange ich erst an zu leben. Der glücklichste Tag meines Lebens ist der, an welchem ich meine anbetenswürdige Julia erblicken werde.

Der Comödiant sagte dem Ronancourt eine ewige Freundschaft zu, und bezeigte, wie schmerzlich es ihm fiel, denselben wegreisen zu sehen. Er ersuchte ihn inständigst, er möchte ihm es wissen lassen, wenn er wieder nach Paris zurückgekommen seyn würde, und gab ihm verbindlichst zu verstehen, ohne denselben etwas trauriges in das Ohr zu sagen, daß er in ihm jederzeit einen Mann finden sollte, der sich dessen Bestes angelegen seyn lassen, und während seinem Leben Theil an allem dem nehmen würde, was ihm glückliches oder unglückliches begegnen könnte.

Ronancourt ward durch das Scheiden von einem so vollkommenen Freunde nur wenig gerühret, die einzige Liebe beschäftigte ihn allein, nur diese hatte er vor Augen; er nahm indessen einen ziemlich zärtlichen Abschied von dem Comödianten, und bezeigte ihm seine Erkenntlichkeit für die Bemühungen, die er sich um ihn gemacht hatte: er versicherte ihm, er würde solche nie aus seinem Gedächtnisse

lassen, und beschwor ihn, er möchte seine Freundschaft beständig gegen ihm fortsezen.

Ronancourt war währender Nacht eben so wenig ruhig, als er es die vorigen gewesen war; seine Ungeduld und seine Begierden waren eben so stark. Nichts ist hinreissender und heftiger, als die Wirkungen, welche eine Liebe in einem Herzen erzeuget, das von derselben zum erstenmale angegriffen wird. Der aufmerksame Graf zählete jede Minute, und es dünkete ihm, daß der Augenblick, in welchem er mit der Julia abreisen sollte, zurückwiche; nie war ihm die Zeit langsamer vorbeygestrichen. Bald glaubte er bereits bey der Julia zu seyn, einen Augenblick hernach schien ihm sein Glück zu groß, als daß es wahr wäre; er fürchtete, er würde von einigen Blendwerken, oder einem schmeichelnden Traume hintergangen. So wurde sein Herz durch verschiedene Bewegungen, von denen eine auf die andere folgte, beunruhiget. Kurz, er befand sich bis zu der Stunde, in welcher er sich bey der Frau von Millian einfinden sollte, in einer fortdauernden Verwirrung. Als er dahin kam, war alles zur Abfahrt fertig, die Gräfin und deren liebenswürdige Tochter warteten nur auf ihm, um in den Wagen zu steigen. Er reichte ihnen seine Hand, und sezte sich nach ihnen auch hinein. Der damalige Zustand seines Herzens ist schwer zu beschreiben. Er saß der gegen über, die er liebte, bey einem Gegenstande, der ihn seit verschiedenen Tagen beschäftiget, dessen Anblick er vergeblich verlanget, und wegen dessen Beraubung er in Furchten gestanden hatte. Sein Glück war so groß, daß er es mit

Mühe glauben konnte. Nur denen, die geliebet haben, ist es erlaubet, zu begreiffen, wie groß die Freude des Grafen gewesen seyn könne; ihre Einbildungskraft wird sie ihnen besser schildern, als ich dieselbe auszudrücken vermag. Er blieb einige Minuten unbeweglich, und schien mit einem ganzen anderen Gedanken beschäftiget, als es derjenige alleinig war, der alle seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er sahe die Julia zum zweytenmale, und doch war es, als wäre es nur das erstemal. Ohngeachtet der Sorgfalt der Gräfin, einen Theil der Reitze ihrer Tochter zu verbergen, und ungeachtet des nachläßigen Putzes, den sie der Julia strenge empfohlen hatte, war dieselbe nur desto liebenswürdiger. Diese Nachläßigkeit war bey dieser jungen Person von eben der Wirkung, wie die durch die Kunst des Mahlers angebrachten Schatten in einem Gemählde. Julia besaß blos Natur-Reitze, diese waren aber anlockender, als diejenigen, welche ihren Werth dem Putze zuzuschreiben haben. Eine ehrbar nachläßige Kleidung erhob den Werth ihrer Schönheit. Immittelst unterstund sich Rovancourt nicht, die Augen auf dieselbe zu werfen: nicht daß ihm die Gegenwart der Mutter zu besonderem Nachdenken gebracht hätte; sondern weil ihn die Julia schüchtern machte, so wie dieselbe ihn Liebe einflößete. Das Gemüth folget bey Verliebten allezeit den Empfindungen des Herzens, und bey einer Person, welche fürchtet und zweifelt, sind die Gesinnungen schüchtern.

Die ersten Augenblicke wurden von beyden Seiten im tiefen Stillschweigen zugebracht. Der Zu-

stand der Julia war von des Grafen seinen nicht viel unterschieden. Die Beschaffenheit ihres Herzens hatte mit des Ronancourt seinem mehr als zu große Aenlichkeit, und es mangelte demselben nichts, um eben so zärtlich zu seyn, als ein wenig minderer Widerstand gegen die Neigung, welche es fortriß; ein Widerstand, der sich auf die Vorurtheile des schönen Geschlechts gründete. Auf Seiten der Gräfin war die Begierde den Grafen einzunehmen, noch weit lebhafter, als den Tag zuvor. Sie war bedacht gewesen, sich übermäßig zu putzen; sie war darum aber nicht schöner. Wenn die Jahre uns einmal unsere Reitze entzogen haben, so ist es eben so unmöglich dieselben zurück zu bringen, als es unmöglich ist, die Zeit zurück zu rufen, die sie uns geraubet hat. Dieser sorgfältige Putz gab der Gräfin nur eine Auslachenswürdigkeit mehr. Sie hielt anfänglich das Stillschweigen des Grafen für eine Wirkung seiner Bescheidenheit; hernach schrieb sie auch solches dem Vergnügen zu, welches er ihrer Vorstellung nach, wegen deren Begleitung empfände. Sie unterbrach zuerst die Stille, die ihr die Unterhaltung des Ronancourt entzog. „Welcher Ursache soll ich, „sagte sie zu dem Grafen, diese Ernsthaftigkeit zu„schreiben? Sollten sie Paris mit Widerwillen ver„lassen?" Sollte ich, gnädige Frau, war dessen Antwort, darüber empfindlich seyn, einen Ort zu verlassen, der ihrer Gegenwart auf einige Zeit beraubt ist? Hegen sie eine bessere Meynung von mir, ich bitte recht sehr. Diese Worte waren nicht sowohl an die Gräfin, als an die liebens-

würs

würdige Julia gerichtet. Ronancourt gab es derselben durch einen Blick, den er ihr zuwarf, als die Frau von Millian ihre Augen von ihm weggelenket hatte, zu verstehen. Der Stoff dieses Gesprächs war der Gräfin zu angenehm, als daß sie dasselbe hätte verändern sollen; und sie fuhr in eben dem Tone gegen den Grafen fort: „Man hat in ihrem Alter selten ein freyes Herz, und wenn man „zum Gefallen gemacht ist, scheinet es auch, daß man „es zum Lieben sey. Ich besorgete, sie möchten zu Paris etwas liebes haben, und folglich sich davon mit „Mühe entfernen: ich besorgete ferner, sie leisteten „uns nur aus Höflichkeit, und um mir nicht die erste „Bitte abzuschlagen, die ich an sie ergehen ließ, Gesellschaft.„ Ey! gnädige Frau, erwiederte Ronancourt, ich bitte sie, lassen sie einen Irrthum fahren, der mir in ihrem Gemüthe so sehr nachtheilig wird. Mein Gehorsam gegen ihre Befehle ist nicht die einzige Ursache, die mich zu dero Begleitung vermocht hat; seyn sie versichert, daß meine Neigung noch größeren Antheil daran hat, und daß wenn ich gezwungen gewesen wäre, nach ihrer Abreise zu Paris zu bleiben, diese Stadt mir ein abscheulicher Aufenthalt würde gewesen seyn.

Es lag dem Ronancourt eben so viel daran, als der Gräfin, ein Gespräch zu unterhalten, durch welches er der Julia seine Empfindungen zu verstehen geben konnte, ohne daß es ihre Mutter merkete. Aus den Blicken dieser liebenswürdigen Person nahm er ab, daß seine Reden das Glück hatten ihr zu gefal-

fallen. Bey den Liebenden sind die Augen die aufrichtigsten Dollmetscher des Herzens: unsere Worte können unsere Empfindungen leicht verhüllen, unsere Blicke aber verrathen uns allezeit, und so gar, ohne daß wir solches innen werden.

Die Unterredung dauerte noch einige Minuten. Ronancourt fand so viel Vergnügen daran, daß er solche nicht abbrach: die Frau von Millian aber, welche sich beständig alles das, was der Graf verbindliches sagte, zueignete, glaubte ihn zureichend verstanden zu haben: und weil sie einen solchen Zeugen, wie ihre Tochter war, fürchtete; so brachte man etwas anderes auf die Bahn. Die liebenswerthe Julia hatte bisher ein tieffes Stillschweigen beobachtet, und ob ihr Alter derselben gleich einige Freyheiten verstattete, so hielt die Gegenwart ihrer Mutter sie im Zaum. Die tyrannische Gewalt, welche diese Frau über ihre Tochter ausübete, übertraf alles, was man sich einbilden kann; immittelst fieng sie, weil das Gespräch allgemein wurde, mit an zu reden. Man sprach von gleichgültigen Dingen, und nach vierstündigen Fahren, welches der Gesellschaft nur als eine Minute vorgekommen war, langeten sie auf dem Landgute an. Als sie auf dem Schlosse angekommen waren, führete die Gräfin den Ronancourt durch alle Zimmer, und ließ ihm sich das seinige erwählen: den Ueberrest des Tages brachte man ganz angenehm zu.

Der Graf fand an diesem Orte die ersten Tage über allerhand Art von Annehmlichkeiten. Julia begleitete ihre Mutter allenthalben, und die Gräfin machte sich ein Vergnügen dem Verlangen des Grafen vor-

vorzukommen: auf ein angenehmes Lesen folgte ein Spiel, und nach diesem ein Spaziergang. Ronancourt fand bisweilen Gelegenheit, ob er sich schon an die Mutter wendete, der Julia das Vergnügen zu verstehen zu geben, welches dadurch genösse, indem er mit ihr an einem Orte wohne. Er hofte so gar auf ein Mittel, mit ihr ohne Vorwissen der Gräfin zu sprechen; diese Gelegenheit both sich aber nie dar; er verlohr vielmehr auf einmal den einzigen Trost, sie zu sehen.

Die Gräfin überlegte an einem Tage die Aufführung, welche Ronancourt gegen sie beobachtete, sie dachte an alles das zurück, was er ihr, seit dem sie ihn kannte, gesagt hatte, an die verlegene und unruhige Mine, welche der Graf bey Ablegung seines zweyten Besuchs an sich gehabt und in der Folge noch an sich hatte; aus allem diesen muthmassete sie wiederholt, es wäre dieses eine Wirkung der Liebe, die er, wie sie sich einbildete, zu ihr trüge. Nächst diesem fielen ihr die verbindlichen Reden ein, die er gegen dieselbe geführet hatte, und die der Liebe mehr, als der Höflichkeit änlich sahen; inzwischen konnte sie nicht begreiffen, aus welcher Ursache Ronancourt annoch gegen sie ein Stillschweigen beobachtete, welches seine Leidenschaft schon längstens hätte brechen sollen. Da sie endlich den Grund davon nicht errathen konnte, so schrieb sie dieses Stillschweigen der Ehrfurcht zu, die er ohne Zweifel gegen sie trüge, und die sie bey sich selbst verwünschete. Was? sagte sie, ich sollte ein Herz gerühret haben, und der Früchte meines Sieges nicht geniessen? Ronancourt sol-

te mir nicht erklären, daß er mich liebe? nachdem ich ihm durch tausend Achtsamkeiten habe zu erkennen gegeben, daß er mir gefället, verschiebet er noch, mir seine Liebe zu eröfnen? hat er an meinen Gütigkeiten nicht Zeugnisse genug, um überzeugt zu seyn, daß er nichts wagen würde, wenn er mir dieselbe gestünde? Ich gebe zu, daß ein Liebhaber eine zeitlang furchtsam seyn könne; muß aber diese Furchtsamkeit beständig fortdauern? Habe ich ihm nicht genug gesaget, woraus er meine Gesinnung hätte verstehen können, und soll ich ihm noch mehr sagen? Nein, fuhr die Frau von Millian fort, ich will künftig schweigen, vielleicht wird die Gleichgültigkeit, die ich künftig gegen ihn äussern will, bey ihm nicht mehr ausrichten, als alle Zeichen der Zärtlichkeit, die ich demselben erweisen könnte. Nachdem die Gräfin diesen Betrachtungen ein wenig nachgehangen hatte, fand sie sich in einem etwas ruhigerm Zustande, ohne daß sie aufhörete an den Ronancourt zu denken. Vielleicht fällt ihm die Gegenwart der Julia lästig, und hält ihn zurück, fuhr sie fort. Sollte die die Ursache seines Verdrusses seyn, so ist mir es ein Leichtes demselben ein Ende zu machen. Ich will Julien entfernen, und wenn ich mit ihm allein seyn werde, so wird deren Gegenwart unserer Glückseligkeit nicht zur Hindernis gereichen.

Die Gräfin führete ihren Anschlag aus: die Julia erhielt von ihr stracks Befehl, sie nicht mehr bey dem Spazierengehen zu begleiten, wenn sie sähe,

daß

daß Ronancourt bey ihr wäre. Julia gehorsamete, ob gleich gezwungen. Sie sahe, daß sie oft des Vergnügens, den Ronancourt zu sehen, würde beraubt seyn: sie wußte, daß sie von ihm geliebet wurde, und sie liebte denselben hinwiederum. Die Augensprache ist die aller nachdrücklichste: man hatte sich derselben auf beyden Seiten bedienet, und die Liebe war beflissen gewesen, ihnen zu lehren, daß ihre Zärtlichkeit auf beyden Theilen gleich stark wäre. Der erhaltene Befehl, nicht auszugehen, vermehrete bey der Julia das Verlangen, ihren Geliebten zu sehen. Große Leidenschaften werden durch die Schwierigkeiten, welche sie im Wege finden, noch stärker. War Julia allein, so beschäftigte sie sich nur mit der Vorstellung des Ronancourt, und die Liebe hatte bis dahin noch keinen so großen Fortgang in ihrem Herzen gewonnen, als eben jetzo.

Als die Gräfen sich eines ungelegenen Zeugens entschlagen, pflog sie mit dem Ronancourt verschiedene Unterredungen, in welchen sie denselben aber nicht so weit bringen konnte, als sie es wünschete. Weit entfernet derselben die Erklärung zu thun, die sie von ihm erwartete, fiel es ihm nicht einmal ein, daß sie Geschmack an ihm fände; alle Höflichkeiten, die er von ihr erhielt, schrieb er der sorgfältigen Achtung zu, die sie den Gelehrten erwies, und der Leidenschaft, deren Beyfall zu erhalten und öffentlich für eine Gelehrte angesehen zu werden. Endlich wurde die Frau von Millian der Person überdrüßig, die sie seit zwey Monaten spielete, und beschloß, sich rund weg zu erklären. Sie ließ dem Ronancourt wissen,

sie

sie hätte ihm etwas zu sagen; und er kam. Sie bat sich dessen Arm aus, um in Erwartung der Mittagsmahlzeit in einem Baumgange des Gartens zu spazieren. Nach zwey oder dreymaligen Hin- und Wiedergehen redete sie folgendergestalt zu demselbem: Ich kann mir nicht einbilden, daß sie so gleichgültig seyn sollten, als sie es vorgeben wollen. Seit dem ersten Augenblicke, in welchem ich sie gesehen habe, habe ich gemerket, daß sie weit weniger ruhig sind, als sie sich angelegen seyn lassen, dasselbe zu seyn. Ich sehe den Grund nicht ein, der sie nöthiget ihre Gesinnungen gegen mich zu verhehlen. Ich hatte mir geschmeichelt, sie kenneten mich zureichend, als daß sie sich den geringsten Zwang anzuthun hätten. Da ich mich aber, wider alles mein Vermuthen, geirret habe, so mögen sie von nun an meine Gesinnungen wissen. Betrachten sie mich fürohin nicht weiter als eine fremde Person; sondern glauben sie, daß sie an mir eine wahre Freundin haben, die ihnen mehr zugethan ist, als sich selbst. Verstellen sie sich nicht weiter, schütten sie ihr Herz gegen mich aus; ich will ihre Vertraute werden. Ich bin überzeuget, daß sie lieben, und ich habe große Ursache um das zu wissen, was ich von ihnen zu wissen verlange.

Der Graf schwieg einige Augenblicke, da er nicht wuste, wie er der Gräfin Worte auslegen sollte; und seine Erwägungen verzögerten dessen Antwort. Er dachte, sie wäre vielleicht seiner Liebe zur Julia

innen

innen worden, und er besorgte, die Vertraulichkeit, welche die Frau von Millian von ihm verlangete, möchte eine von ihre gelegte Falle seyn, um von ihm selber zu hören, was daran wäre, und um ihn alsdenn auf immer von der Julia zu entfernen. Die Liebe ist jederzeit furchtsam und argdenklich. Ronancourt richtete seine Antwort nach dem Begriffe ein, den er sich von der Rede der Frau von Millian gemacht hatte. „Wäre ich, gnädige Frau, sagte er, gegen „sie der geringsten Verstellung zu überführen, so „würde ich mich des größten Lasters beschuldigen: „und hätte mich bisher eine ungegründete Furcht „zurück gehalten, so würde mir gegenwärtig die Art, „mit der sie zu mir reden, einen Muth einflößen. „Gewiß, gnädige Frau, dieser Augenblick, in welchem „sie in das Innerste meines Herzens, so wie ich selbsten, schauen, würde ihnen meine Liebe entdeckt „haben; so aber bin ich, wie ich es ihnen bereits gesaget, frey von dieser Leidenschaft. Ich habe mich „bis hieher für deren Leiden zu schützen gewust, die „die Liebe verursachet; und haben sie mich bisweilen zerstreuet gesehen, so schreiben sie solches allein „dem Verdrusse zu, den mir einige Familiensachen „verursachen." Haben sie denn die Liebe verschworen, frug die Gräfin? „Nein, gnädige Frau, „erwiederte Ronancourt, dergleichen Schwüre „würden unüberlegt seyn, da unser Herz nicht ein „Sklave von uns ist, und die Liebe leicht, wenn man „so unverständig wäre derselben ganz zu entsagen, sich „zu rächen, uns in eben der Minute zu Meineydigen „machen mögte, in welcher wir derselben eydlich

„entsageten." Wenn sich dieses also verhält, frug die Gräfin weiter, aus welcher Ursache sind sie denn so gleichgültig? „Weil ich keinen Gegen„stand gefunden habe, der mich hätte fesseln können, „antwortete der Graf." Die Frau von Millian erwiederte: sie sind also sehr schwer zu gewinnen? „Der Graf versezte: die Liebe hanget nicht von un„serer Wahl ab, und wer weis, ob ich nicht dereinst „eine Person lieben werde, die mich am wenigsten „lieben wird." Sie sind eines glücklicheren Schicksals würdig, sagte die Gräfin, und zu liebenswürdig gebohren, als daß sie nicht mehr zu hoffen haben sollten. Man hat ihnen vielleicht schon einen Wink gegeben, und was wissen sie, ob sie nicht von einer Person geliebet werden, gegen die sie nur die größte Gleichgültigkeit äussern? „Es ist mir dieses unbewust, gab „Ronancourt zur Antwort, mithin kann meine „Gleichgültigkeit dieselbe auch nicht beleidigen." Sie irren sich, erwiederte die Gräfin, sie ist darüber in Verzweifelung. „Ronancourt verfolg„te, sie sprechen davon, als von einer zuverläßigen „Sache." Zweifeln sie daran nicht, sagte die Gräfin mit einiger Verlegenheit, sie werden von einer Frau geliebet, welche ihre ganze Glückseeligkeit in ihrem Besize suchen, und es ihnen längstens hinterbracht haben würde, wenn der Wohlstand ihres Geschlechts ihr dasselbe hätte verstatten wollen.

Ronancourt begriff nicht, was dieses sagen wollte: er wuste eben so wenig, was er antworten soll-

sollte; er sahe die Gräfin an, ohne ein Wort zu sprechen. Die Frau von Millian wuste ihrer Seits nicht, was sie von dem Stillschweigen des Grafen denken sollte. Worauf denken sie, sagte dieselbe, sollten sie mich nicht verstanden haben? „Verzeihen sie mir, gnädige Frau, aber erklären sie mir „auch, wenn es ihnen beliebet. : : : :„ Sie sind von geringer Einsicht, erwiederte die Gräfin, indem sie denselben zärtlich anblickte; sie wollten wohl, diese Dame sollte selbst ihnen eine Erklärung thun? Gut, wir wollen annehmen, sie habe sich selbst erkläret, und die Zärtlichkeit, die sie zu ihnen trüge, hätte sie wider ihren Willen gezwungen, diesen Schritt zu wagen; was würden sie antworten? „Gnädige Frau, er„wiederte der Graf, der einen Theil seines Unglücks „muthmassete, ich würde schwer daran gehen, es ih„nen zu sagen. Das sind solche sonderbare Zufälle, „daß man sich darinnen nothwendig befunden haben „muß, um urtheilen zu können, was man zu thun „schuldig wäre." Wenn das die Ursache der Verzögerung ihrer Antwort ist, so ist diese Hindernis gehoben, versetzte die Gräfin mit Erröthen. Nonancourt, welcher nicht mehr an seinem künftigen betrübten Schicksale zweifeln konnte, erschrack über die letzten Worte der Frau von Millian: er wurde dadurch so verwirret, daß an statt er klüglich die Unterredung auf etwas anderes hätte lenken sollen, er fortfuhr, sich zu rechtfertigen: „Ich schwö„re ihnen gnädige Frau, sollten sie mich auch noch„mals einer schlechten Einsicht beschuldigen, daß ich

„von allem dem, was sie mir sagen, nichts begreiffe." Sie stellen sich nur so, erwiederte die Gräfin, und ich sollte beynahe glauben, sie fänden ein Vergnügen daran, zu hören, daß man ihnen sage, man liebe sie, weil sie es sich so oft wiederholen lassen. Wenn das ist, so ziehe ich eine glückliche Folge für diejenige daraus, die sie liebet; vielleicht aber geschiehet es nur aus Eigenliebe. Sollte dieselbe so unglücklich seyn, daß diese Eigenliebe allein nur an dem, was ich ihnen sage, Vergnügen fände? „Ronancourt, „welcher eine Erläuterung zu vermeiden suchte, und „darüber zitterte, daß er dieselbe geben muste, ver„sezte hierauf: Madame, ich bin von meiner Gering„schäzigkeit zu überzeugt, als daß ich für mich selbst „eingenommen seyn sollte. Ich verblende mich nicht, „ich lasse mir vielmehr Gerechtigkeit wiederfahren, „mithin schlüße ich aus allem dem, was sie mir ge„genwärtig gesagt haben, daß sie einige Minuten „lang mit mir haben scherzen wollen. Lassen sie uns „den Scherz bey Seite sezen und nicht weiter von ei„ner erdichteten Liebste sprechen." Wenn ich ihnen aber diese zeigete, von der wir sprechen, sagte die Frau von Millian, würden sie mir alsdenn glauben? Nunmehro sahe Ronancourt die unglückliche Minute einbrechen: er hatte nicht so viel Kraft, daß er reden konnte; und die Gräfin fuhr weiter gegen ihn fort: sie stehet vor ihren Augen. Wie sie diese lezten Worte sagte, wurde sie roth, und um einen Theil ihrer Bestürzung zu verbergen, bedeckte sie ihr Gesicht mit dem Sonnenfächer. Ungeachtet ihrer heftigen Liebe spührete sie, wie unanständig ei-

ne Liebeserklärung einer Frauen sey. Es giebet Umstände, in welchen die Seele, wenn sie den Bewegungen des Herzens nachgegeben hat, von den Uebereilungen des Gemüths gemartert wird. Die Gräfin freuete sich, daß sie ihren Geliebten belehret hatte, indessen litte sie, sie war ausser Fassung, und ein jeder Augenblick vermehrete ihre Unruhe. Ronancourt stund ohne Bewegung da. Der Frau von Millian Erklärung war für ihm ein Donnerschlag: die Unglücksfälle, die er zu befürchten hätte, stelleten sich in Menge seinem Gemüthe dar; und er erkannte gar bald, daß sein Unverstand ihn in ein Labyrinth geführet, aus welchem er nie zu kommen wüste. „Schmeichele ich der Frau von Millian, sagte er bey sich „selbst; mache ich ihr einige Hofnung, so lasse ich „mich nur noch tiefer ein. Verachte ich sie gegen„seits nach dem von ihr gethanen Schritte, so bin ich „ein verlohrner Mensch, und werde meine anbetens„würdige Julia nie wieder sehen." Ronancourt wollte sprechen, und das Wort blieb ihm im Munde. Unter der Schwere seiner Last niedergedruckt sahe er auf die Erde, und zitternde erhob er bisweilen die Augen, die er aber bald wieder niederschlug. Sein Stillschweigen und seine angestellten Betrachtungen machten, daß die Frau von Millian ein Gleiches that. Sie erwog, daß sie mit ihrer Erklärung zu voreilig gewesen, und da sie sahe, daß der Graf über dasjenige, was sie ihm gesagt hatte, nicht die geringste Zufriedenheit äusserte, fingen die Augen an ihr aufzugehen, und sie urtheilte gleich, daß sie sich betrogen hätte, wenn sie geglaubet, der Graf trüge Liebe zu ihr.

Immittelst brachte ihr Nachdenken sie nicht ganz zu Verstande: sondern, da die Liebe sich stets zu schmeicheln suchet, schrieb sie des Ronancourt Stillschweigen seinem Erstaunen und seiner Ehrerbietung zu, und vermehrte dadurch die Begierde, sich mit demselben auf immer zu verbinden. Sie glaubte Sicherheit darüber zu haben, daß er seinen Betheuerungen gemäs, keine Verbindung zu Paris eingegangen wäre; und dieser Gedanke entschuldigte in ihrem Gemüthe dessen Stillschweigen, welches sie sonst in Erstaunen hätte setzen sollen. Von diesem Augenblicke an faßte sie den Entschluß, ihm zu ihren Gemahl zu machen: sie war seit langer Zeit Wittwe, und ob sie schon ihren Wittwenstand wohl genutzet, auch zum Besten der Liebe dem Ehestande auf immer entsaget zu haben geschienen; so überwand die heftige Liebe zu dem Ronancourt dennoch ihre seit verschiedenen Jahren genommene Entschlüßung: und nachdem sie sich ein wenig erholet hatte, sagte sie lächelnd zu ihm: Sie versahen sich dessen wohl nicht, was ihnen, wertheſter Javelle, heute begegnet. Da sehen sie die Folge von einer zu großen Liebenswürdigkeit, fuhr sie mit einer angenommenen Munterkeit fort, man ist beständig der Verfolgung ausgesetzet. Ich biete ihnen meine Hand an, fügte sie hinzu, und ich biete sie ihnen mit einem beträchtlichen Glücke an. Ich will mich nicht einmal nach ihrer Geburt, und eben so wenig nach ihrem zu habenden Vermögen erkundigen; ihre Gesinnungen und gehabte Erziehung versichern mich hinläng-

länglich, daß ich mich nicht erniedrigen werde, wenn ich sie heurathe; und bey ihrer ersten Erblickung habe ich, aller sorgfältigen Verstellung ohngeachtet, geschlossen, daß ihre Geburt der meinigen nichts nachgebe.

Zum Glück gab die Gräfin selbst dem Ronancourt einen Vorwand, daß er die angetragene Ehe ausschlagen konnte. So wie sie von dessen Geburt sprach, fiel er derselben in die Rede, und sagte zu ihr: „Gnädige Frau, ich weis nicht, wodurch ich die Gütigkeiten verdienet habe, die sie mir heute erzeigen. „Ich hatte deren Wirkungen bis hieher empfunden; „sie gehen aber weiter, als ich mir dieselben nicht „würde haben vorstellen können. Die Achtung, „welche sie einem Unbekannten erweisen, verdienet „nicht hintergangen zu werden, und ich halte mich „anjetzo verbunden, ihnen zu sagen, wer ich bin. Sie „irren sich ungemein, wenn sie glauben, daß meine „Geburt mir erlaube, nach ihrer Hand zu streben; „sie entziehet mir vielmehr solche auf immer. Ich „bin nichts weniger als vom Stande: mein Vater „war ein Kaufmann; und die Unglücksfälle, welche „oft die Handlung begleiten, versetzten denselben in „ein ziemlich elendes Leben. Er ist tod, und hat „mich ohne Vermögen hinterlassen: ich habe keine „andere Gabe, als daß ich etwas für den Schauplatz „schreiben kann; ja, ich würde dieselbe nicht einmal „angewendet haben, wenn der grosmüthige Freund, „den ich zu Paris fand, mich nicht aus einem ziemlich „betrübten Zustande gerissen hätte, indem er mir „mit seinen Einsichten bey dem kleinen Werke, wel-

„ches ich gemacht habe, und welches das Glück zu „gefallen gehabt, zu Hülfe kam. Ich gestehe, daß „ich einen Namen angenommen habe, der mir nicht „zukam, und dieser ist es ohne Zweifel, der sie ver„führet hat; ich war aber gezwungen, den meinen „zu verbergen und zu verändern, weil man mich noch „nach meines Vaters Tode verfolgte, um die be„trächtlichen Schulden zu bezahlen, die er nach sei„nem Tode hinterließ. Ich heisse Peter de la Jave, „und habe diesen bürgerlichen Namen in einen Ritter„de la Javelle verwandelt."

Bey einer jeden anderen Gelegenheit würde es dem Ronancourt geschmerzet haben, eine Aussage zu thun, die ihn auf gewisse Art verächtlich machen konnte, und darunter würde seine Eitelkeit gelitten haben; in der gräulichen Stellung aber, in der er sich befand, schienen demselben alle Mittel angenehm, die ihm daraus ziehen konnten. Die Gräfin hatte Mühe der Rede des Ronancourt zu trauen: er wandte alles an, was seine Einbildung ihm zu deren Hintergehung anbot; und endlich brachte er es so weit, daß er sie überredete: dem ohngeachtet half ihm daß nicht viel; denn sie behielt alle ihre Achtung gegen ihm bey. Dieses Geständnis selbst vermehrete annoch in ihr die Hofnung, sein Herz zu gewinnen; und sie dachte, die Vortheile, die er bey ihrer Ehe finden würde, würden dieselbe seinen Augen lieb machen. Ich glaube alles, was sie mir versichern, sagte sie zu ihm; und dieses beweiset mir, daß die Vortheile, welche man der Geburt zu danken hat, blos die Wirkung eines

glücklichen Verhängnisses sind, und daß, in welchem Stande wir auch gebohren werden, wir Herren unserer Gesinnungen sind, und wir mithin des wahren Adels uns zu erfreuen haben, welcher in diesen Gesinnungen bestehet. Diese nun sind bey ihnen so rein, aufrichtig und tugendhaft, daß ich sie ohne Bedenken den Leuten an die Seite setze, welche aus erlauchten Geschlechtern entsprossen sind. Indem ich ihnen meine Hand gebe, vergüte ich die Ungerechtigkeit des Glücks, und verschaffe ihnen das Schicksal, welches sie verdienen. Klugheit, Liebe und Tugend billigen meine Wahl; und, indem ich sie zu meinem Gemahl mache, opfere ich ihrem Verdienste so viel als meiner Zärtlichkeit.

War Ronancourt vorher in Verlegenheit gewesen, so war er es gegenwärtig noch mehr. Die Gräfin benahm demselben alle Ausflüchte; er mußte entweder das gethane Anerbieten annehmen, oder ausschlagen. Nahm er dasselbe an, so verband er sich mit einer Person, die ihm zwar beträchtliche Güter zubrachte, für die er aber mehr Abgeneigtheit als Liebe empfand, und die Julia verlohr er auf immer: schlug er solches aus, so zeigte er, daß er für die Frau von Millian nicht die geringste Neigung hätte, und nöthigte dieselbe, so wenig Eitelkeit ihr auch beywohnen möchte, daß sie mit ihm bräche; welches ihn von der Julia entfernete. Das leztere Mittel war indessen das minder unangenehme; er ergriff dasselbe auch ohne Anstand. Die Liebe überwog die Reich-

thümer, und ohngeachtet des dürftigen Zustandes, in welchen er gerathen konnte, und dem er bereits nahe genug gewesen war, beschäftigte Julgen sein Gemüth und Herz so sehr, daß der Gedanke an die angebothenen beträchtlichen Güter nicht den geringsten Eingang in seiner Einbildungskraft fand. Er bemühete sich, seiner abschläglichen Antwort das bestmöglichste Färbchen anzustreichen; er betheuerte, so viel er konnte, daß er gegen die Gütigkeiten, die man ihm erwiese, nicht fühllos wäre; er schwor, er würde sie in ewigem Andenken behalten: er entschuldigte sich aber, daß er solche darum nicht annehmen könnte, weil er die Gefälligkeit einer Person, die er über alles schäzete, nicht misbrauchen wollte. Zu diesem setzete er noch hinzu, er glaube ein Verbrechen zu begehen, wenn er eine Frau unglücklich machte, deren Glück er aus Ehrfurcht und Erkenntlichkeit zu machen verbunden wäre. Diese weitschweifige Entschuldigung, welche die Gräfin für überflüßige Höflichkeiten zwischen zween Personen, die einander lieben, hielte, waren derselben nicht zureichend. Wollen sie mir ein zuverläßiges Merkmal ihrer Zuneigung geben, sagte sie zu dem Ronancourt, so versichern sie mir ihre Einwilligung zu unserer Verheurathung. Setzen sie die Ehrerbietung bey Seite, die zu nichts weiter dienet, als daß sie ihnen zum Zwang und mir zum Leidwesen gereichet; machen sie sich von einer übelangebrachten Bedenklichkeit los, die sie an der Annehmung eines Herzens hindert, welches ihnen dasjenige reichet, was alle Leiden eines wi-

dri-

drigen Glücks heben kann; lassen sie mich nicht das Schlachtopfer einer Denkungsart werden, die man nur an einem Romanhelden leiden mag.

Da Ronancourt der Frau von Millian nichts vergnügenderes zu antworten wußte, so wiederholte er ihr dasjenige in anderen Ausdrücken, was er ihr bereits gesaget hatte. Er führte aufs neue den Unterschied seiner und der Gräfin ihrer Geburt an: er bezeigte ihr den Schmerz, den er immer und ewig fühlen würde, wenn er sich eines Zeitpuncts der Schwäche bedienet haben sollte, die sie ohnstreitig in der Folge bereuen dürfte; kurz, er krametе die schönsten Lehrsätze aus. Diese hatten aber auf die Gräfin keine andere Wirkung, als daß sie sich beredete, Ronancourt liebete jemanden zu Paris. Mein lieber Javelle, sagte sie, ich hatte Ursache, sie so oft zu fragen, ob ihr Herz frey wäre. Hätten sie offenherzig mit mir gesprochen, so würden sie mich aller der Leiden überhoben haben, denen ich fürs künftige ausgesetzet bin. Ob ich ihnen schon gleichgültig bin, werde ich dennoch fortfahren sie zu lieben, und sie, sie werden nicht die geringste Aufmerksamkeit auf meine Liebe haben. Können sie sich einen betrübteren Zustand, als es der meinige seyn wird, vorstellen? O GOtt! warum haben sie mich bis zum äussersten Punct der Liebe gebracht? Warum sagten sie mir nicht lieber freymüthig, ich liebe, und ich kann mit meinem Herzen nicht walten wie ich will: Ich würde mehr

auf meiner Huth gewesen seyn, und dem Strome widerstanden haben, der mich fortriß, und dem ich zu sehr folgete: ich würde mir alles das gesaget haben, was mich hätte retten können; so aber habe ich sie für gleichgültig gehalten: auf ihr Wort habe ich sie als einen freyen Mann, ohne alle Verbindung, angesehen, und in dem Augenblicke, in welchem ich das Gegentheil höre, machet mich diese Kenntnis nur noch weit unglücklicher. Sie lehren mich meinem Irrthum einsehen, da es nicht mehr in meiner Macht stehet, mich des tödtlichen Verdrusses zu entschlagen, den er mir verursachet.

Ronancourt freuete sich, als er sahe, wie die Frau von Millian seine abschlägliche Antwort auslegete, und da er wahrnahm, daß sie nicht mit ihm brach, wie er besorget hatte, so erholete er sich von seiner Unruhe. Er wußte gar wohl, daß es ihm zuträglich wäre, die Gräfin, deren Haß ihm das Anschauen der Julia entziehen würde, nicht böse zu machen. Er nahm es also über sich, sich zu stellen, als rühreten ihn die gemachten Vorwürfe: er schwor, die Ehrfurcht wäre die alleinige Ursache seiner Entsagung: er leugnete steif und feste, daß er die geringste Liebe unterhielte; und er spielte seine Rolle so wohl, daß die Gräfin es glaubte, und sich schmeichelte, es würde ihr gelingen, denselben auf andere Gedanken zu bringen, und die Zeit würde eine falsche Bedenklichkeit wegräumen, welche sie als einen Eigensinn ansahe, von dem er das Auslachenswürdige

ein:

einsehen würde. Da ihr Herz frey ist, so bin ich so unglücklich nicht, als ich es mir einbildete, sagte sie. Ich hoffe, daß wenn sie werden den Vortheilen nachgedacht haben, die sie aus dem ihnen von mir gethanen Anerbieten ziehen können, sie mich durch dessen Annahme zur allerglücklichsten Person machen werden. Hier meldete man der Gräfin, daß man die Speisen aufgetragen hätte. So wollen wir uns denn zu Tische begeben, sagte dieselbe zu dem Ronancourt.

Sie schien während der Mahlzeit tiefsinnig. Da die Julia die Ursache der traurigen Mine ihrer Mutter und der Verlegenheit des Ronancourt nicht wußte, so besorgte sie, sie möchte der Achtsamkeiten innen worden seyn, welche er gegen sie bezeigete; und sie gerieth darüber in eine Unruhe, welche sie mit Mühe verbergen konnte. Die Mahlzeit war geendiget: die Frau von Millian verfügte sich nach ihrem Zimmer, Julia folgte ihr, und Ronancourt gieng in das seinige, in welchem er den Trost genoß, daß er über das Vorgefallene ohne Zeugen nachdenken konnte. Hier stellete sich seinem Gemüthe alles vor, was er nur verdrüßliches zu befürchten hatte. Er sahe die Unmöglichkeit, so viel Fürsichtigkeit er auch anwenden möchte, zu vermeiden, daß er mit der Frau von Millian keine Unterredungen weiter pflöge, die der gleich kämen, welche er ausgehalten hatte. Der Ausgang dieser Gespräche konnte nicht anders als nachtheilig werden; weil man von einer Frau, die sich am empfindlichsten Orte beleidiget hält, alles zu befürchten hat. Man kann den Zorn einer ver-

ach-

achteten Liebhaberin auf einige Zeit stillen; der Zwang aber, den sie sich angethan hat, macht in der Folge ihren Zorn heftiger. Ronancourt sahe alle Ungewitter, die über ihn kommen würden, vorher: das Unglük, des Anschauens der Julia beraubet zu werden, erweckte ihm Schaudern; indessen war dasselbe unvermeidlich, so bald die Frau von Millian ihre Gesinnungen änderte. Eine junge Person, die sich mit ihrem Liebhaber überwirft, oder glaubet, daß man ihr eine Nebenbuhlerin vorziehe, nimmt ihre Zuflucht zu den Thränen, und schlucket ihren Verdruß in sich: die Schaam und Furchtsamkeit sind eine Beylage ihres Alters, und verhindert selbige, daß sie nicht öffentlich damit ausbricht; eine Frau aber von der Gemüthsart der Frau von Millian überlässet sich ihrer Leidenschaft, ohne sich der geringsten Behutsamkeit zu bedienen, welche dem Ronancourt einige Hofnung hätte geben können. Dieser spürete gar wohl, daß derjenige Augenblick, in welchem der Verdruß der Gräfin ausbrechen würde, auch zugleich Zeuge eines völligen öffentlichen Bruches zwischen ihr und ihm seyn würde. Nachdem er auf Mittel gedacht, wodurch er so viel möglich seine Entfernung von der schönen Julia zuvorkommen möchte; so glaubte er, er müsse derselben auf Gerathewohl seine Liebe gegen sie auf eine deutlichere und nachdrücklichere Art, als es die bisherige nicht gewesen war, entdecken. Dieselbe besonders zu sprechen, war ihm gar nicht möglich, er sahe sie nie anders, als im Beyseyn ihrer Mutter; er nahm sich also vor, derselben zu schreiben. „Sollte ich genö-

„thi-

„thiget werden dieselbe nicht mehr zu sehen, so wer„de ich doch wenigstens, sagte er, des Trosts genies„sen, daß ich ihr die Leiden gemeldet habe, die sie „mir verursachet, und die Empfindungen, die sie mir „eingeflößet hat. Meine Augen haben bisher viel„leicht nichts anders gethan, als sie auf Muthmas„sungen zu bringen, ich will aber, sie soll nicht län„ger daran zweifeln. Sollte meine Liebeserklärung „gleich übel aufgenommen werden, so kann ich doch „auch nicht unglücklicher seyn, als ich es bereits bin; „und muß ich mich von ihr entfernen, so soll mir „doch das vortheilhaft genug seyn, daß ich weis, daß „sie nicht den geringsten Geschmack an mir finde. „Bin ich ihr gleichgültig; so wird mir deren Abwe„senheit leichter zu ertragen seyn; habe ich das Ver„gnügen zu wissen, daß sie die Eroberung meines „Herzens nicht verschmähet, so werde ich die Härte „davon noch minder empfinden. Sie mag nun mei„nen Brief aufnehmen, wie sie will, so werde ich „doch allezeit einigen Trost daraus ziehen."

Das Glück wollte dem Anschlage des Ronancourt wohl: er fand des Abends, ehe sie sich zu Tische setzeten, und während dem, daß die Frau von Millian sich mit der Ertheilung einiger Befehle an einem von ihren Bedienten beschäftigte, einen Augenblick, in welchem er sich der Julia nähern und ihr sagen konnte: „Hier haben sie ein Papier, welches man „mir aufgetragen hat ihnen im Geheim zuzustellen: „ich entledige mich also meines Auftrages." Der Julgen Furcht von ihrer Mutter beobachtet zu wer-

den,

den, und die Bestürzung in welcher sie sich befand, erlaubten ihr nicht sich zu erkundigen, von wem Ronancourt diesen Brief erhalten hatte; sie muthmassete, er sey von ihm. Zu einer anderen Zeit würde sie sich vielleicht geweigert haben, denselben anzunehmen, jetzo war aber kein Augenblick zu verlieren; ein Wort konnte ihrer Mutter ein Geheimnis entdecken, welches zur Verbannung des Ronancourt hätte Gelegenheit geben können. Sie nahm also den Brief erröthend an, und steckte denselben in ihre Tasche. Während der Abendmahlzeit ließ Ronancourt seine Augen so oft und viel sprechen, als es ihm die Augen der Frau von Millian verstatteten. Diese war weniger ernsthaft, als sie es bey der Mittagstafel gewesen war. Ronancourt stellete sich, mehr Aufmerksamkeit gegen sie zu äussern, als er sonst nie gethan hatte; dies machte dieselbe vollends aufgeräumt, und ließ ihr einen geschwinderen günstigen Erfolg hoffen, als sie zuvor nicht geglaubet hatte.

So bald die Julia sich in ihr Zimmer begeben hatte, erbrach sie zitternde den Brief, welchen ihr Ronancourt gegeben hatte: er war schon entsiegelt, als sie anstund, ob sie ihn auch lesen sollte. Vorurtheil und Furchtsamkeit stritten wider Zärtlichkeit und Neubegierde; endlich, wie die Liebe zu dem ersten Schritte ohne Ueberlegung verleitet, so bewog sie auch zu dem zweyten mit mehrerer Einsicht; und Julia laß den nachstehenden Brief.

Schreiben.

Seit dem Augenblicke, in welchem ich Sie, schönste Julia, gesehen, habe ich sie angebetet; meine Augen sind die Dollmetscher meines Herzens gewesen, und bis heute habe ich mich noch nicht unterstanden, Ihnen zu sagen, daß ich der allerunglücklichste Mensch bin. Ob Ihnen meine Liebe misfället, das weis ich nicht, und eben so wenig, ob es mir erlaubt sey, hoffen zu dürfen. Der Zweifel, in welchem ich lebe, wird mir zu einer anhaltenden Marter. So schmerzlich dieselbe auch ist, so würde ich solche dennoch mit Stillschweigen erduldet haben, wenn mich nicht neue Unglücksfälle zu Boden drückten. Es wird nicht lange anstehen, so werde ich von Ihnen entfernet werden: ich habe alle Ursache zu besorgen, Dero Mutter werde bald ihre Denkungsart in Absicht auf mich, verändern; und ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich unglücklich genug gewesen bin, in ihr Zärtlichkeit zu erwecken. Urtheilen Sie selbst, ob es mir möglich sey deren Empfindungen zu erwiedern, da mein Herz voll Liebesfeuer gegen ihre Tochter ist. Sie hat bereits meine Gleichgültigkeit wahrgenommen, und meine Frostigkeit hätte es bald mit ihr verdorben. Der Verdruß wird früh oder spät den Geschmack überwältigen, und sie wird mich eben so stark hassen, als sie mich liebet. Was soll alsdenn aus mir werden, zumal wenn ich nicht weis, ob Sie meine Liebe billigen?

Ich werde alle mir zustossende Leiden geduldig ertragen, wenn ich wenigstens nur weis, daß sie Ihnen nicht misfället; und die Hofnung, mein Schicksal endlich verändert zu sehen, wird mich verbinden, ein Leben zu erhalten, welches der Schmerz, Ihres Angesichts beraubet zu seyn, mir bald entzogen haben wird.

Dieses Schreiben meldete der Julia nichts Neues: sie hatte die Neigung ihrer Mutter zu dem Ronancourt gemerket, und deren Folgen vorher gesehen; sie war aber über den Entschluß, den sie ergreifen sollte, sehr verlegen. Sie wuste nicht, ob sie ihrem Liebhaber antworten sollte; sie hätte gewünschet, er wüste, daß er nicht gehasset würde: sie glaubte, dieses würde ihn standhaft machen, und ihn den Verdruß, dem er ausgesezt war, tragen helffen. Auf der anderen Seite besorgte sie, wenn sie ihm schriebe, die Regeln des Wohlstandes zu verletzen. Sie kannte den Grafen von Ronancourt nur unter dem Namen des Ritters von Javelle: sie hielt denselben für einen Menschen, von dem sie nie hoffen konnte ihn, weder mit Genehmhaltung ihrer Mutter, noch weniger mit der Genehmigung ihrer anderen Freunde, heurathen zu dürfen; sie liebte ihn über alles. Die Liebe, deren Macht stärker war, als die Gewalt der Vernunft, hatte sich ihres Herzens bemeistert; sie schmeichelte sich mit dem angenehmen Troste, daß wenn sie dem Ronancourt nicht werden könnte, sie auch keines andern seyn wollte, und diese Hofnung gereichte ihr in deren gegenwärtigen Zustande zum Troste. Ein wirklich gefühlvolles Herz findet in dem

Be-

Bewustseyn von Liebe und Gegenliebe ein Mittel wider alle Leiden, die aus der Abwesenheit oder Trennung des Gegenstandes, der solches gerühret hat, erwachsen. Julia wollte den Ronancourt erhalten, ob sie schon glaubte, daß sie nie zu dessen Besitz gelangen würde; und seine Eroberung war für sie das schäzbarste Guth. Die Pflicht behielt indessen die Oberhand über die Liebe, und sie sezte sich vor, auf den erhaltenen Brief nicht die geringste Antwort zu ertheilen. Ronancourt suchte vergeblich alle Gelegenheit, bey welchen Julia ihm ein Handbriefgen hätte zustecken können, ohne daß solches die Mutter warnehmen können. Sie ließ ihre Augen sprechen, diese sagten ihm etwas mehreres, als sie bisher nicht geredet, ob sie schon deutlich genug gesprochen hatten. Dies war der Trost und die Antwort alle welche Ronancourt erhielt.

Es verstrichen vier bis fünf Tage, ehe die Frau von Millian eine besondere Unterredung mit dem angeblichen Ritter von Javelle zu suchen schien. Endlich kam dieser unangenehme Zeitpunct, wo sie zu ihm sagte: ich weis nicht, was ich von ihrem Verfahren denken soll. Sie wissen, daß ich sie liebe, daß ich durch unsere Verheurathung ihr Glück machen will: sie schwören mir, daß sie keine Liebste haben, und doch fahren sie fort, mein ihnen gethanes Anerbieten auszuschlagen. Eines von beyden muß seyn: sie hassen mich entweder, oder ihr Herz ist nicht frey, wie sie mir solches versichern; denn die Gründe die sie mir anführen, um ihrer Weigerung einen

Anstrich zu geben, sind von gar keinem Gewichte, und je mehr ich unserer letzteren Unterredung nachgedacht habe, je seichter habe ich sie gefunden. Ich halte sie für einen redlichen Mann, und ich kann mir nicht vorstellen, daß sie mich betrügen wollen: ich fordere also von ihnen, daß sie mir ganz frey sagen, ob ich ihnen zur Last gereiche, und ob die Zärtlichkeit, die ich gegen sie empfinde, ihnen misfället. Sprechen sie aufrichtig mit mir. Was für ein Vergnügen sollten darinn finden, eine Person zu hintergehen, die sie zum allerglücklichsten Mann zu machen wünschet? Ich will wissen, ob ich hoffen darf, daß sie dereinst meine Gesinnungen erwiedern werden. Ich verlange nicht, daß sie mich so gleich zur Frau annehmen sollen: ich gebe ihnen einen Monat, sechs Wochen so gar, damit sie sich von den nichtigen Bedenklichkeiten losmachen mögen, mit denen sie sich gegen mich ausgelassen haben; nach Verfluß dieser Zeit aber erklären sie sich, was ich zu hoffen habe? Ich habe es ihnen bereits einmal gesaget, und ich wiederhole es nochmals, ich halte sie für einen rechtschaffenen Mann: ihre Antwort mag entscheiden, was ich ergreiffen soll.

Die Verwirrung des Ronancourt war ausnehmend während die Frau von Millian zu ihm sprach: er dachte nach, wie er sich aus dem Handel ziehen sollte, und wuste nicht, welche Antwort er zu geben hätte. Eröfnete er der Frau von Millian, sie dürffe von ihm keine andere Gesinnungen gewärtigen, als

wie

wie sie zur Zeit gestellet wären, so nöthigte er sie, daß sie ganz und gar mit ihm brechen müste. So heftig die Liebe der Gräfin auch war, so wäre die Beschimpfung zu bitter gewesen, als daß sie den geringsten Umgang mit dem, der ihr solche erwieß, ferner hätte haben können. Schmeichelte er ihrer Liebe, so verschob die ihr gemachte Hofnung zwar das Schicksal, welches er befürchtete; sie machte dasselbe aber auch nach sechs Wochen desto härter. Die hinters Licht geführte Frau von Millian hatte alsdenn gegründete Ursache ihn zu hassen, weil er die Wahrheit vorbeygegangen wäre. In diesem zweifelhaften Zustande wuste er nicht, wozu sich zu entschliessen. Die Furcht von der Julia getrennet zu werden, bewog ihn, den Zeitgewinn zu ergreiffen: weil er hofte, daß in den von der Frau von Millian ihm bewilligten sechs Wochen etwas glückliches vorfallen könnte. Bey widrigem Erfolg sahe er die Julia länger, und konnte derselben von dem Zustande, in welchem er sich befände, Nachricht geben. Er sagte also zu der Frau von Millian, sie dürffe an seiner lebhaften Erkenntlichkeit ihrer Gütigkeiten nicht zweifeln, und hätte er nicht bereits dieselben so beantwortet, wie er es thun sollen, so wäre dieses blos aus einer Gewissenhaftigkeit geschehen, die sie selbst nicht verwerffen könnte: er halte sich verpflichtet, ihr nochmals den gewaltigen Abstand zwischen einer Frau von ihrem Stande und dem Sohne eines Kaufmanns, und einer reichen Gräfin und armen Schriftsteller, dessen ganzes Vermögen in einer geringen Fähigkeit bestünde, zu Gemüthe zu führen.

Die Frau von Millian ließ sich angelegen seyn, des Ronancourt Bedenklichkeiten zu heben: sie sagte zu ihm: ich werde mich bey ihnen glücklicher befinden, als bey dem ersten Herrn von Hofe. Nächstdem freuet es mich, daß die Bedenklichkeit, die meine Person angehet, ihnen desto williger ein Mittel annehmen lassen wird, welches ich ihnen bereits bey meiner ersteren Unterredung anzeigen wollte: diese Unterredung war aber so betrübt und demüthigend für mich, daß ich nicht einmal einen Theil von allem dem sagen konnte, was ich doch gesonnen war, ihnen zu hinterbringen. Meinen Gedanken nach ist es zuträglicher, wenn unsere Ehe verschwiegen bleibet: diesem ohnerachtet will ich ihnen mein ganzes Vermögen nach meinem Tode schenken, und während meinem Leben ihnen eine sehr beträchtliche Summa als ein jährliches Gehalt aussezzen. Was meine Tochter anlanget, besitzet sie das Vermögen, welches ihr Vater derselben hinterlassen hat, und welches ich ihr nicht entziehen kann. Das, welches ich ihnen geben will, ist auch beträchtlich, und meine Mitgift machet gegenwärtig den größten Theil der Güter des Hauses von Millian aus. Sie sehen, fuhr die Gräfin fort, daß ihre Besorglichkeiten immer ungegründeter werden, und wir werden zusammen getrauet seyn, ohne daß das Publicum das mindeste von uns plaudern könne. Wir werden so gar in einer geheimen Ehe mehr Vergnügen, als in einem öffentlichen

Ehe=

Ehestande finden: wir werden Verliebte und Eheleute zugleich seyn; und der kleine Zwang, den wir uns bey gewissen Gelegenheiten werden anthun müssen, wird unsere Begierden lebhafter machen.

Es fehlete sehr viel daß Ronancourt sich eben die vergnügte Vorstellung von seinem künftigen Zustande hätte machen sollen, wie die Frau von Millian ihm denselben schilderte. Das neue Mittel, welches sie dem Ronancourt vorschlug, setzte ihn vollends in Verzweifelung: eine verschwiegene Ehe, von der Art, wie die Gräfin sie ihn antrug, vernichtete alle Gründe, die er bis hieher angeführet hatte, um sie von ihren Gedanken abzubringen. Hatte er den ersten Schritt gethan, der Leidenschaft der Frau von Millian zu schmeicheln, so muste er sich annoch zu einem zweyten verstehen. Er wagte nichts mehr, wenn er den Weg zu einer heimlichen Ehe billigte, als wenn er dem ersten Vorschlage der Frau von Millian stillschweigend Beyfall gab. Er antwortete also, er würde von Tage zu Tage gegen die Zeichen einer Achtung empfindlicher, die er, wie er überzeugt wäre, nicht verdiene.

Wäre die Gräfin minder eingenommen gewesen, so würde sie ganz sicher der Verwirrung des Ronancourt inne worden seyn; er war so beunruhiget, daß sein Schmerz so gar aus seinen Danksagungen erhellete: seine Stimme war verändert; und seine schüchternen Augen getraueten sich nicht, die Frau von Millian anzublicken. Die Liebe ersetzte in dem Augenblicke, was der Verstellung gebrach. Anstatt

daß die Gräfin die Bewegungen untersuchen sollen, welche auf ihren Geliebten wider seinen Willen ausbrochen, folgte sie ihrer gewöhnlichen Neigung; sie nahm seine verworrene Reden als ein sicheres Pfand seiner Zärtlichkeit auf. Kaum hatte er einige Worte gesaget, so reichte sie ihm die Hand: sie drückte ihm die seinige, und da sie sich für versichert hielt, ihn bald als ihren Gemahl zu sehen, betheuerte sie demselben unter Vergiessung einiger Freudenthränen, sie wolle nur von ihm abhängen, und sie mache sich auf seine Erkenntlichkeit dergestalt große Rechnung, daß sie ihm noch vor der Trauung ihr sämtliches Vermögen schenken wolle. Ohngeachtet eines gewissen Abscheues, den Ronancourt für die Frau von Millian hatte, konnte derselbe nicht umhin, über deren Leichtglaubigkeit und eine so zärtliche Liebe, die er so wenig verdienete, zu erröthen. Er muste alle Zärtlichkeit, die er gegen die Julia hegete, zu Hülfe nehmen, um das Stillschweigen zu beobachten und sie nicht aus dem Irrthume zu reissen. Er klagte sich selbst der Ungerechtigkeit und Treulosigkeit an, und da die Empfindungeu seines Herzens sich auf dessen Gesicht zeigeten, so erkannte man dessen Unordnung daraus auf das sichtbarste. Die Gräfin eignete glücklicher Weise diese Unordnung der Liebe zu; sie selbst liebte zu sehr, als daß sie nicht hätte glauben sollen, sie würde wieder geliebet. Es hält schwer für ein Herz, daß voll von dem angebeteten Gegenstande ist, daß solches nicht den Schein für die Wirklichkeit nehmen sollte. Eine heftige Leidenschaft giebet uns weder Zeit noch Mittel zum Nachdenken, sie reisset uns

hin,

hin, und treibet uns mit solcher Gewalt zu dem, was wir wünscheh, daß wir uns einbilden, es könne uns nicht fehlen, dasjenige, was wir verlangen, zu erhalten.

Da die Frau von Millian sich überredete, sie würde eben so sehr geliebet, als sie liebte, so dachte sie an nichts weiter, als alles dasjenige in Ordnung zu bringen, was ihre Heurath beschleunigen konnte. Es scheinet anfänglich wundersam, daß eine Frau von ihrer Denkungsart, die verschiedene Liebeshändel gehabt, und bis dahin sich nie hatte einfallen lassen, einen Gemahl zu nehmen, den sie als einen unbequemen Gebieter betrachtete, die so gar ihren Eheherrn mit Vergnügen sterben sehen, auf einmal abgehen und eine Aufführung wählen sollte, die der bisherigen so sehr entgegen lief. Es giebet Jahre, in welchen die Weiber mit Verdruß wahrnehmen, daß sie bald aufhören werden zu gefallen, und daß sie der Hofnung, neue Eroberungen zu machen, entsagen müssen; folglich sind alle ihre Bemühungen dahin gerichtet, sich diejenigen, welche sie bereits gemacht haben, zu erhalten. Die Gewohnheit, die Freundschaft und Erkenntlichkeit begünstigen sie bey dergleichen Gelegenheiten. Ein Mann, der eine Verbindung eingegangen ist, und eine Frau eine gewisse Zeit über geliebet hat, findet jederzeit gewisse Annehmlichkeiten an ihr: er errichtet mit ihr durch einen langen Umgang eine Freundschaft, welche mit der Erkenntlichkeit vergesellschaftet seine Zärtlichkeit unterhält, und verhindert, daß sie nicht ausgehet; um aber Liebe zu erregen, muß man andere Reitze haben, als

die sind, welche zu deren Erhaltung dienen. Die Frauenzimmer sind mehr und besser von dieser Wahrheit überzeuget, als die Mannspersonen, und wann ihre Schönheit abzunehmen beginnet, so bedienen sie sich der Vorsicht, eine Verbindung zu treffen, die sie bis in ein Alter fortsetzen können, in welchem es ihnen unmöglich fallen würde ein neues einzugehen. Sie sind den Verschwendern änlich, welche, wann sie einen Theil ihrer Güter in der Befriedigung ihres veränderlichen Geschmacks durchgebracht haben, und sehen, daß ihnen nur ein mäßiges Vermögen übrig ist, unter diesen verschieden Arten des Geschmacks einen einzigen aussuchen, den sie in dem Ueberreste ihres Lebens ein Genüge leisten können. Die Furcht, einen Mangel an Liebhabern zu haben, machet die Buhlschwestern in einem gewissen Alter beständig, und bringet zur Liebe geneigten Weibern einen Geschmack zur Ehe bey. Sie glauben durch die Ehe sich einen sichern Schutz wider die Anfälle der Zeit zu verschaffen, und in einem Manne, den sie durch einen Vergleich binden, die Sicherheit und Beständigkeit zu finden, die von einem Liebhaber nicht hoffen dürfen. Die Frau von Millian empfand die Nothwendigkeit, in der Eil ihre Sicherheit zu suchen, noch fand sie sich im Stande zu gefallen; sie glaubte aber auch, sie müsse an der Erhaltung ihres Liebhabers mehr, als an der Aufsuchung eines neuen, arbeiten. Sie hielt den Ronancourt für den Hafen, in welchem ihr Herz einen Schutz vor den Stürmen finden würde, welche sich in einem Alter einstellen, wo die Schönheit verschwindet. Sie liebte diesen letzten

Geliebten nicht stärker, als die vorigen, sie sahe denselben blos vor nöthiger an. Sie hatte allezeit sehr lebhafte Liebeshändel gehabt, die auf einander gefolget waren, und die Möglichkeit, ihre verschiedenen Neigungen zu befriedigen, hatten ihr dieselben minder werth gemacht, als die, welche sie für den vermeynten Ritter de Javelle empfand, welcher vielleicht, wenn er unbeständig geworden wäre, durch keinen anderen dürfte ersetzet worden seyn.

Ronancourt hegete ganz andere Gedanken, als die Frau von Millian; er sahe, daß er in kurzem von der Julia würde getrennet werden, und daß ihm kein einziges Mittel übrig blieb, das ihm bedrohende Unglück zu vermeiden. Seine Liebe war stärker worden; die zärtlichen und verbindlichen Blicke, welche ihm seine Gebieterin nach dem von ihm erhaltenen Briefe zu verschiedenenmalen zugeworffen hatte, versicherten demselben, daß er ihr nicht gleichgültig sey. Dieser Gedanken war zwar schmeichelhaft für ihm, er machte demselben aber auch das Unglück, welches er befürchtete, härter. Bisweilen hofte er, sie würde einen Entwurf, über den er seit zwey oder drey Tagen dachte, mit Vergnügen annehmen; einen Augenblick hernach verschwand diese Hofnung, und der ganze Anschlag schien ihm eine Thorheit. Ein andermal fiel er in die Versuchung, sich ihr zu Füssen zu werfen, derselben zu erkennen zu geben, wer er sey, und ihr den Vorschlag zu thun, dieselbe zu entführen und zu heurathen. Diese Gedanken nahmen so oft sie ihm durch den Sinn giengen eine verschiedene Gestalt an: bald waren sie vernünftig, bald

thö-

thörlicht und wiederum der Ehrerbietung entgegen, die er der Julia schuldig war. Endlich entschloß er sich in der Ungewisheit und Verwirrung, in der er stack, sie weder zu verwerfen, noch solche anzunehmen; es dünckte ihm, er müsse eine Mittelstrasse, die ihm mehr anstande, ergreiffen, und schrieb folgenden zweyten Brief an die Julia.

Schreiben.

Soll ich Dero Stillschweigen Ihrer Gleichgültigkeit zuschreiben, so bin ich der unglückseligste Mensch: ist Ihre Furchtsamkeit daran Ursache, so habe ich alles von einem Verfahren zu befürchten, welches mich verhindert, die geringste Maasregel zu ergreiffen. Die Gefahr ist immittelst dringend, Dero Frau Mutter verlanget, ich soll ihr Gemahl werden; urtheilen Sie von meiner Verlegenheit, oder vielmehr von meiner Verzweifelung. Ich muß mich in Zeit von vier Wochen von Ihnen entfernen; vielleicht würden Sie etwas zu meinem Besten thun, wenn Sie mich kenneten. Ich bin Ihrer, schönste Julia, nicht so unwürdig, als ich es scheine. Melden Sie mir um der zärtlichsten und ehrfurchtvollesten Liebe Willen, was ich hoffen darf, und erlauben Sie, daß ich ihnen ein Geheimnis eröfne, welches ich Ihnen bisher verhehlet habe, und das ich Ihnen nur alsdenn erst sagen kann, wenn Sie mir werden zu wissen gethan haben, ob ich mir scheicheln dürfe, ein Herz zu erhal-

ten,

ten, für dessen Besiz ich mein Leben willig hingäbe.

Julia wurde durch das Lesen dieses Briefes noch mehr beweget, als sie es bey dem Empfange des ersteren nicht gewesen war. Sie sahe, daß sie ihren Liebhaber einbüssen würde, und der unangenehme Zeitpunct nur um einige Tage entfernt war. Das Geheimnis, welches Ronancourt ihr offenbahren wollte, reizete ihre Neubegierde; und diese war um so stärker, als sie von der Liebe angefeuert wurde. „Was muß das für eine Heimlichkeit seyn, welche „er mir hinterbringen will, sagte Julia. Was bedeutet der Schluß des Briefes, den ich nicht verste„hen kann? Sollte er mir die Maasregeln eröfnen „wollen, die er der Vermählung mit meiner Mutter „auszuweichen genommen hat; warum sollte er An„stand nehmen, mir solche anzuvertrauen, ehe und „bevor er nicht meines Herzens versichert wäre?" Bisweilen war sie der festen Meynung, das wäre das Geheimnis, welches ihr Ronancourt entdecken wollte; einen Augenblick darnach wurde sie eines andern Sinnes, und sagte: „Wenn dasjenige, was er „mir sagen will, nur darinn bestände; so weis ich „nicht, warum er saget, daß er mir es bis jetzo ver„schwiegen hätte. Indem er mir meldete, daß mei„ne Mutter ihm ihre Hand antrüge, hat er mir ge„nug gesaget; warum sollte er sich fürchten, das zu „schreiben, was er thun will, um diese Ehe zu ver„meiden? Er hat mir also ganz andere Geheimnisse „zu hinterbringen." Je mehr Juliens Zweifel zunahm, desto gewaltiger wurde bey ihr die Begierde

da-

davon unterrichtet zu seyn. So wie die Neugierde auf das Gemüth wirkete, so wirkete auch die Liebe auf das Herz. Eine junge Person konnte unmöglich so starken Anfällen wiederstehen, sie gab der Neigung nach, die sie hinriß, und sezte für den Ronancourt nachstehende Antwort auf.

Brief.

Sie verlangen, ich soll Ihnen von dem Zustande meines Herzens Nachricht geben, was wird ihnen das helffen, wenn sie auch dessen Beschaffenheit kennen? Sie werden vielleicht weit unglücklicher seyn, wenn ich ihnen davon Licht gegeben habe. Ich sehe es mit Leidwesen, daß ich des Vergnügens, Sie zu sehen, werde beraubt werden; mein Verdruß würde aber weit größer seyn, wenn Sie meine Mutter heuratheten. Verlangen Sie nicht von mir, daß ich Ihnen die Gründe davon anzeige: es stehet Ihnen frey, dieselben zu rathen: ja ich widerseze mich auch nicht, wenn Sie glauben, daß dieselben für Sie schmeichelhaft sind. Sie begehren mit mir zu sprechen, um mir ein Geheimnis zu entdecken, das ist aber mir fast unmöglich; Sie wissen gar wohl, daß mich meine Mutter nie mit Ihnen allein lässet. Ich sehe nur ein Mittel vor mir, um Ihnen den Gefallen zu thun. Finden Sie sich den Abend um zwey Uhr nach Mitternacht in dem Garten ein; ich will mich in mein Fenster legen. Sie wissen, daß solches auf gleicher

cher Erde ist, und Sie können frey mit mir sprechen. Ich verlasse mich auf meine Kammerfrau; sie ist es, die Ihnen diesen Brief einhändigen wird.

Wie Ronancourt dieses Briefgen gelesen hatte, hielt er sich für den allerglücklichsten Sterblichen. Er wurde schnell aus der tiefsten Traurigkeit in die lebhafteste Freude versetzet, und glaubte, es würde von nun an alles nach seinen Wünschen gehen. So sind die verschiedenen Stellungen liebender Personen beschaffen, sie scheinen mehrentheils keinen Zusammenhang zu haben. Ein Augenblick stürzet die Verliebten in die schwärzeste Melancholey, und der darauf folgende machet ihnen wieberum die lebhaftesten Vergnügen. Sie kennen in ihrer Art zu Denken keine Mittelstrasse. Ihre zügellose Leidenschaft bringet sie allezeit auf das Aeuserste, nach welcher Seite sie auch zutreibet. Die Hofnung verdoppelt die Begierden, sie fachet das Feuer an, von welchem das Herz ergriffen ist, sie verschaffet dem Gemüthe schmeichlerische Gedanken, sie überläßet sich ganz und gar der Einbildungskraft, und so lange dieselbe anhält, machet sie, daß die allergrösten Schwierigkeiten nur leichte Dinge zu seyn scheinen; verschwindet dieselbe aber, so muß ihrer Nachfolgerin, der Furcht, alles weichen. Die Vernunft kann einen beunruhigten Liebenden nicht ruhig machen, alles scheinet etwas zu seinem Unglück beyzutragen, alles dünket ihm sein Verderben zu prophezeyen, und dasjenige, was ihm Muth machen sollte, setzet denselben oft in Schrecken.

Ronancourt hatte sich für einen verlohrnen Menschen gehalten, und kaum hatte er der Julia Schreiben gelesen, so hielt er sich für allen Streichen des widrigen Glücks gesichert. Was kann mir verdrüßliches begegnen, sagte er, wenn Julia mich liebet, und wenn sie mir erlaubet, ihr zu sagen, daß ich sie anbete? So bald sie wissen wird, wer ich bin, so wird sie nur noch günstigere Gesinnungen annehmen. Sie hat keinen Vater, sie besizet beträchtliche Güter, die ihre Mutter derselben nicht nehmen kann, welche Ursache sollte sie haben, mich durch die Schenkung ihrer Hand nicht völlig glücklich zu machen. Dieser Gedanke war dem Ronancourt so schmeichelhaft, daß er nicht im geringsten Acht auf die Schwierigkeiten gab, die ein jeder anderer als er so gleich vorhergesehen haben würde. Er unterließ nicht, sich um die angezeigte Stunde unter dem Fenster der Julia einzufinden: sie lag schon in demselben, als er näher kam. „Reden sie leise, sagte dieselbe, man „könnte uns hören; und wüßte meine Mutter das, „was ich für sie thue, so würde sie mir es nicht ver„geben. Ich kann es selbst kaum begreiffen, wie ich „mich zu dem Schritte habe entschliessen können, den „sie von mir gefordert." O lassen sie mich schönste Julia, antwortete Ronancourt, das Glück geniessen, ihnen zu sagen, daß ich sie anbete; ohne mir diese Süßigkeit durch Vorwürfe zu verbittern. Ich kann es ihnen nicht beschreiben, wie sehr ich diesen glücklichen Augenblick gewünschet; ich würde denselben mit meinem

Le-

Leben erkauft haben, und ich habe mehr als einmal befürchtet, ich mögte solchen nicht erlangen. Meine Augen, meine Sorgfältigkeiten und Briefe haben ihnen meine Liebe nur schwach zu verstehen gegeben, und auch gegenwärtig kann mein Mund ihnen die Größe meiner Zärtlichkeit erklären. Mögten sie in mein Herz einen Blick werfen, so würden sie, ihre Gleichgültigkeit mögte so groß seyn, wie sie wollte, gegen die aufrichtigste und heftigste Liebe minder fühllos seyn. Sie sagen nichts, verehrenswürdige Julia, fuhr Ronancourt fort? Ey wie! sollte die zärtlichste Liebe bey ihnen keine Gnade finden? Sollte ich, nachdem ich glücklich genug gewesen bin, ihnen sagen zu können, ich liebe sie, nur darum auf den Gipfel des Glücks erhoben worden seyn, um wiederum in den abscheulichsten Abgrund gestürzet zu werden? Haben sie die Gnade und lehren sie mir mein Schicksal! So grausam dasselbe auch sey, so kann ich die Ungewisheit, in welcher ich mich befinde, nicht länger ertragen. Ich sterbe, wenn sie mich hassen; aber ich bin des Todes, wenn ich nicht weis, mit welchen Augen sie meine Liebe ansehen.

Julia antwortete: „ Hassete ich sie, so würde ich „ das nicht gethan haben, was ich heute thue, und „ die Unterredung, welche ich ihnen zugestanden ha„ be, ist ein sicheres Zeichen der Achtung, die ich für „ sie trage. Das, was ich ihnen sage, muß ihnen „ genug seyn, fordern sie ja keine weitere Erklärung

„von mir, die mir mein Stand nicht erlaubet, und „begnügen sie sich an meinem Geständnisse. Finden „sie, daß dieses nicht genug für sie sey, so fürchte ich „dagegen, daß es für mich nicht zu viel sey. Erwä„gen sie, daß ich nur die Person lieben muß und kann, „die mir von meiner Familie zum Gemahl gegeben „werden wird. Wären sie diese Person, so empfinde „ich, daß ich ohne Widerstand gehorchen würde, und „ihnen will ich annoch sagen, daß mein Herz meiner „Familie für das Geschenk Dank wissen würde; al„lein Naturgaben, Geschicklichkeit und Verdienst sind „für Eltern keine Bewegungsgründe, für ihre Toch„ter einen Schwiegersohn zu wählen; Vermögen „und Geburt verlangen sie." Ronancourt erwiederte: ich verstehe sie, gnädiges Fräulein. Wenn sonst keine Hinderniß sich meinem Glück widersetzet, als die Ungleichheit meines Standes, in Absicht des ihrigen; so wird dieselbe bald gehoben seyn. Ich habe bisher verschwiegen, wer ich sey; ich habe geglaubt mich vorher ihrer Denkungsart gegen mich zu versichern, ehe ich mich zu erkennen gäbe. Wie? frug Julia, sie sind nicht der Ritter von Javelle? Ey! wer sind sie denn?" Ein Edelmann aus einem der ältesten Häuser des Königreichs, erwiederte Ronancourt. Hierauf meldete er der Julia die Ursachen, die ihm zur Veränderung seines Namens bewogen, unb gab ihr zugleich Nachricht von dem Zustande seiner Sachen. Daß sein Vater ihn enterbet hatte, war ihm unbewust, mithin sprach er so, als wenn er dereinst Herr über eine beträchtliche

Erb-

Erbschaft seyn würde. „Wenn sie auch gleich nicht „reich wären, sagte Julia zu ihm, so bald sie nur „der Graf von Ronancourt sind, so ist die größte „Schwierigkeit gehoben. Die Geburt war es, was „sich ihrem Glück am mehresten widersetzete. Meine „Mutter würde es nicht allein gewesen seyn, die uns „zuwider gewesen wäre, ein Vetter, von welchem „ich beträchtliche Güter zu erwarten habe, würde „nie seinen Willen darein gegeben haben, sie glück„lich zu machen; und so würden sie alle übrige Freun„de wider sich gefunden haben. Noch eine Hinder„niß ist übrig, die ihnen viel Mühe machen wird: „es ist ein Unglück, daß sie meiner Mutter gefallen „haben; sie werden in ihr einen unversöhnlichen „Feind finden, wenn sie erfahren wird, daß sie ihre „Tochter lieben. Sie wird sich wegen ihrer Verach„tung an ihnen rächen, und mich straffen, daß ich ihr „ein Herz entzogen habe, mit dessen Eroberung sie „sich schmeichelte." Ronancourt versetzte hierauf: ich habe alles, was sie mir sagen, vorher gesehen; da sie mir aber, schönstes Julgen, erlauben, daß ich nach dem Glück ihres Besitzes streben darf, und die Hofnung, ihr Gemahl zu werden, mir nicht unter„saget ist; so schmeichele ich mir, das Glück werde das endigen, was ich angefangen habe. Ich bete sie an, sie leiden, daß ich es ihnen sage, und sie ver„sichern mir, daß sie meine Liebe zu ihnen ohne Wi„derwillen ansehen: dadurch ist mein Schicksal von dem bisherigen so unterschieden, daß das Vergnügen, welches ich darüber empfinde, nicht zulässet, daß mich eine vielleicht gegründete Furcht noch rühret. Die

Freude lässet keiner anderen Leidenschaft in meinem Herzen einen Platz zu, und ich halte mich für zu glücklich, als daß ich ein Ende meines Glücks fürchten sollte. „Ihre Sicherheit, sagte Julia lächelnde, „sollt emir schmeicheln, weil dieselbe eine Probe ihrer „Liebe ist; bedienen sie sich indessen aller möglichen „Vorsicht, ihre Anschläge meiner Mutter verborgen „zu halten: sollte sie derselben innen werden, so „würde sie solche verunglücken machen. Versichern „sie sich des Beyfalls von meinem Vetter; er ist der „einzige, dessen Macht von Nachdruck ist, und der „sie glücklich machen könne." Ronancourt versprach, daß er dem Rathe der Julia genau nachleben wollte: er bat sie aber um die Erlaubnis, nicht nach Paris zurück zu kehren, wenn die Frau von Millian wieder dahin gienge; zu dieser ersten fügte er eine zweyte hinzu, daß sie alle Abende um die nemliche Stunde an ihrem Fenster seyn mögte. Es kam der Julia sauer an, ihm diese Gunst zu bewilligen; sie stellete ihm die Gefahr vor Augen, die sie lieffe, wenn ihre Mutter von diesen Zusammenkünften erfahren sollte: alles, was sie hierüber sagen konnte, rührete den Ronancourt nicht; er blieb standhaft darbey, und nöthigte die Julia so stark, daß sie solches für den morgenden Tag bewilligte. Bey der zweyten Unterredung machte sie eben die Schwierigkeit: dem ohngeachtet erhielt Ronancourt eine dritte, und bey der dritten verstand man sich zur vierten. Kurz, Julia fieng an den Grafen so sehr zu lieben, als sie von ihm geliebet wurde. Die zärtlichen Gespräche, die sie mit ihm führete,

brach-

brachten sie vollends um das Bißgen Freyheit, welche sie so lange erhalten hatte, als Ronancourt nur mit den Augen sprach. Ein Liebhaber, welcher mit der Kunst zu gefallen annoch die Gabe verbindet, seine Empfindungen mit einer liebenswürdigen und verbindlichen Art vorzutragen, hat einen beträchtlichen Vortheil vor demjenigen voraus, der zwar gefället, aber schweiget. Der letzte erhält sich blos durch das Anschauen: so bald er abtritt, so bald ist sein Verdienst verschwunden; der erstere aber läßet in dem Gemüthe ein langes Andenken durch die Gespräche, die er hält, zurück. Ist er schon entfernt, so ist er doch immer in der Einbildungskraft der Person, die er liebet, zugegen. Sie wiederholet ohne Unterlaß die schmeichelhaften Sachen, die er ihr gesagt hat, und wenn eben diese Sachen einen starken Eindruck im Gemüth gemacht haben, so gehen sie nach dem Herzen, und schlagen darinnen tiefe Wurzeln.

Ronancourt glaubte auf dem Gipfel der Glückseligkeit zu seyn: er sahe seit einigen Monaten die Julia alle Tage: er sollte in kurzem abreisen, mit ihr nach Paris umzukehren: er machte sich fertig, die Freundschaft ihres Vettern zu gewinnen; und er hofte die Frau von Millian so lange aufzuhalten, bis er seine Sachen so weit gebracht hätte, um nichts mehr zu besorgen zu haben, als das Glück ihn in einen weit betrübteren Zustand versetzete, als er der war, in welchem er noch nicht wuste, ob die Julia ihn liebe.

Die Frau von Millian erfuhr die Zusammenkünfte des Ronancourt von einem ihrer Leute: dieser Be-

diente hatte ihn entdecket, und wie er denselben verschiedene male des Nachts in den Garten gehen sehen, war er, neugierig zu wissen, was er darinnen machte, demselben nachgeschlichen, und ein Zeugen der Unterredung mit der Julia gewesen. Da der Graf sachte sprach, verstand jener nicht, was dieser sagte, und seine Gebietherin mogte ihm fragen, wie sie wollte, so konnte er doch nichts von des Ronancourt geführten Reden erfahren; allein die ungebührliche Stunde, in welcher er sich mit der Julia unterredet hat, war zureichend, die Eifersucht der Frau von Millian zu erregen. Sie erinnerte sich nunmehro verschiedener Geberden und Worte, welche sie bisher ohne Folgen geglaubt hatte, ihr gegenwärtig aber klare Beweise eines Verständnisses von Seiten ihrer Tochter schienen. Sie konnte es nicht vertragen, daß sie war hinters Licht geführet worden, ihre Eitelkeit vermehrete ihren Zorn, und sie sahe das Verfahren des Ronancourt nicht nur als eine Treulosigkeit, sonders als eine bittere Beschimpfung an.

„Was! sagte sie, er begnüget sich nicht damit, daß „er mit meiner Leichtglaubigkeit sein Spiel hat; sondern er will annoch meine Tochter zur Unehre verleiten? Er bedienet sich meiner ihm erwiesenen „Freundschaft, und meiner gegen ihm hegenden Liebe „blos um mich zu betrügen, und einen Vorwand zur „Bemäntelung seines Verständnisses zu haben. Jetzo „verwundere ich mich gar nicht mehr über seine Verlegenheit, wenn ich in ihm drang, sich rund aus „zu erklären. Wäre ich weniger aufrichtig und „leichtgläubig gewesen, so hätte ich aus seiner Ver-

„wir-

„wirrung schlieſſen sollen, daß er seine wahre Gesin-
„nungen gegen mich verberge. Er soll der Frucht
„seiner Treulosigkeit nicht lange genieſſen. Ich
„hasse ihn so sehr, als ich ihn zuvor geliebet habe:
„er soll heute nach Paris abreisen, und ich will ihm
„mein Hauß verbieten. Was meine Tochter be-
„trift, die soll er nicht wieder sehen: seine zu ihr
„tragende Liebe wird meine Rächerin werden; und
„liebet er sie würklich, so wird er auch so unglücklich
„werden, als ich es nur wünsche. Gienge es nach
„meinen Wünschen, so müßten die abscheulichsten
„Leiden denselben plagen. Der Undankbare beloh-
„nete meine zu ihm tragende blinde Liebe mit der
„häßlichsten Verrätherey. O! warum ist es mir
„nicht erlaubt, mich so an ihm zu rächen, als ich es
„wohl wünschete? Alle meine Wünsche würden er-
„füllet seyn, wenn ich allem dem, was mir der Haß
„eingiebet, genug thun könnte."

Wenn die Frau von Millian alles das hätte aus-führen können, was sie wohl hätte thun mögen, so würde es um den Ronancourt gefährlich ausgese-hen haben. Eine Frau, welche Liebe und Eitelkeit zur Rache anspornen, ist in den ersten Minuten ihrer Wuth im Stande die gröſesten Ausschweiffungen zu begehen. Je minder stark ihre Gemüthsbeschaffen-heit ist, je mehr läſſet sie sich, wenn ihr Haß bis zu einer gewissen Höhe gestiegen ist, durch die Leiden-schaft der Rache verführen. Niederträchtige und furchtsame Gemüther sind die allerrachgierigsten; weil sie es nicht über ihr Herz bringen können, Be-schimpfungen oder Unrecht zu verachten und zu ver-

gessen: diese Kraft der Tugend wohnet denen nur bey, welchen eine wahre Ehre lieber ist, als das Vergnügen über einen Feind zu siegen. Die Frau von Millian, welche gewohnt war, sich ihren Leidenschaften zu überlassen, besaß weder Tugend genug, die Beleidigung zu vergessen, welche sie ihr wiederfahren zu seyn glaubte, noch zulängliche Standhaftigkeit, denjenigen zu verachten, welcher sie ihr erwiesen hatte. So heftig indessen deren Zorn war, so hatte sie denselben zu sehr geliebet, und liebte ihn noch zu stark, als daß sie zu gewissen Augenblicken denselben nicht, aller Leiden ungeachtet, welche sie ihm anthun wollte, zu rechtfertigen hätte suchen sollen. Nach den ersten Uebergängen wollte sie untersuchen, ob er wirklich so straffällig wäre, als er es zu seyn schien. Diese Unterredung, welche mich so sehr beunruhiget, kann, sagte sie, vielleicht unschuldig seyn. Wer weis, ob nicht der bloße Zufall den Javelle unter das Fenster meine Tochter geführet hat? Der Bediente, der mir die Nachricht davon gebracht, hat mir von ihren Gesprächen nichts gemeldet; warum sollte er mir Julien vorziehen? Was sollte sein Vorhaben seyn? Was kann sie in dem Zustande, in welchem er ist, für ihm thun? Ich schenke demselben beträchtliche Güther, und ich ziehe denselben aus dem Elende, in welches ihm die schlechten Umstände seiner Eltern gesezet haben. Diese Betrachtungen schienen der Frau von Millian ihren Verdacht auf einige Minuten zu vermindern; erregete sich bald aber wieder stärker, und die gefassete Hofnung verschwand. Wenn aber leider die Julia ihm liebenswürdig schei-

net,

net, wenn sie ihn durch ihre Jugend oder durch andere Reize an sich ziehen können, so wird alles, was ich ihm anbiete, nichts helffen, sagte sie. Wohlthaten kommen der Liebe in einem Herzen nicht gleich, und dasjenige, was uns gefallen hat, dünket uns weit kostbarer, als alle Güter, die man uns anbieten kann. Habe ich dieses nicht durch mich selbst erfahren, als ich diesen Treulosen zu meinem Gemahl machen wollen? Liebte er Julien nicht, so würde er nicht so verlegen gewesen seyn, als ich ihm meine Hand anbot; er würde, um solches nicht anzunehmen keine eiteln Entschuldigungen gesucht haben, sondern gegentheils meinem Verlangen mit Freuden nachgekommen seyn, und dessen Erfüllung viel eher zu beschleunigen gesucht haben. Nein, er hasset mich, er liebet Julien, er wird ganz sicher wieder von ihr geliebet, und ich will mich an beyden rächen. Mit welcher Unverschämtheit spotteten sie meiner Leichtgläubigkeit! Sie sahen einander mit aller Freyheit, sie sprachen zusammen, sie sagten einander, daß sie sich liebeten; und ich, ich dienete dieser Liebe zum Vorwande. Treuloser! es fiel dir nicht schwer, mich zu hintergehen. Leider war deiner Verrätherey alles günstig, meine vorgefaßte Meynung, meine Zärtlichkeit und meine Furcht so gar. Ich zitterte und bebete, um nicht betrogen zu werden, und ich suchte deine zweydeutigen Reden aufs beste auszulegen. Undankbarer! verdienten eine solche zärtliche Liebe und die

Güter, die ich dir anbot, eine solche Belohnung?

In diesem heftig erbitterten Zustande befand sich die Frau von Millian, als sie plötzlich sich entschloß, mit dem Ronancourt eine Erläuterung anzustellen; sie ließ denselben ruffen: und kaum war er in das Zimmer getreten, so redete sie ihm mit solchem Jachzorn an, daß er darüber erstaunete: Mein Herr, wenn ich das thäte, was ich sollte, so würde ich sie ersuchen, in dem Augenblicke nach Paris abzureisen; ich will aber das Vergnügen haben ihnen meine Gedanken über ihr Betragen zu eröfnen. Die Gütigkeiten, die ich ihnen erwiesen habe, sind ihnen zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, sie ihnen erinnerlich zu machen: indessen haben sie mir dieselben durch die abscheulichste Treulosigkeit erwiedert, und meine gegen sie geäusserte Liebe hat sie so dreust gemacht, daß sie meine Tochter haben um die Ehre bringen wollen. "Ich! schrie Ronancourt, „ich, gnädige Frau, hätte Dero Tochter entehren wol„len!" Ja, sie haben ihr die Ehre rauben wollen, erwiederte die Frau von Millian. Ich weis, daß sie dieselbe lieben, ich weis, daß sie wieder von ihr geliebet werden: ich weis noch mehr, und ihre nächtlichen Unterredungen sind mir nicht verborgen. Ohnstreitig sind sie nicht so thöricht gewesen, sich mit der Hofnung zu schmeicheln, daß ich ihnen meine Tochter zur Ehe geben würde: und rauben sie ihr dadurch nicht die Ehre, wenn sie mit ihr ein Liebesverständ-

nis

nis errichten, da sie dieselbe doch nie heurathen können? Sie sollen wegen ihrer unanständigen Aufführung gestraft werden. Sie sollen sie nicht mehr sehen: morgen reise ich nach Paris: übrigens ersuche ich sie, mich als eine Person anzusehen, die sie am allerstärksten verachtet, und die ihrer Tochter den Unwillen wird fühlen lassen, den ihr die gegen sie beobachtete Aufführung beygebracht hat.

Ronancourt war über die Reden der Frau von Millian so bestürzt worden, daß er nicht wuste, was er antworten sollte; er konnte in seiner Niedergeschlagenheit kaum zur Sprache kommen. Immittelst bewog ihn der Zufall mehr, als die Ueberlegung, zu leugnen, daß er in die Julia verliebt wäre; ob er sich schon übel vertheidigte. So elend seine Entschuldigungen auch waren, so wünschete die Frau von Millian doch viel zu sehr, daß sie ihn unschuldig finden mögte, als daß sie nicht darauf hätte Acht geben sollen. Ich würde, sagte sie zu ihm, alles, was sie mir sagen, glauben, wenn sie mir den Beweis geben, den ich von ihnen fordere. Zeigen sie mir, indem sie mich eheligen, daß meine Muthmassungen ungegründet sind, verbinden sie sich mit mir durch Bande, die der Tod allein zerreissen mag, und versichern sie dadurch mein Vergnügen und ihr Glück. Eitele Entschuldigungen vorzusuchen ist nicht mehr Zeit, sie müssen sich mir heute noch antrauen lassen: alle ihre Verzögerungen sind so viele Anzeigen ihrer Verrätherey; es ist genug, daß ich bis

hie=

hieher ihre Weigerungen gelitten habe. Thue ich alles für sie, so verlange ich auch, daß sie alles für mich thun mögen.

Ronancourt wollte die Forderungen der Frau von Millian geschickt von sich abwenden: er nahm zu seinen gewöhnlichen Entschuldigungen wieder Zuflucht; sie dieneten ihm aber zu nichts. Die Gräfin sagte: Ich sahe mehr als zu wohl, was ich von ihnen zu gewärtigen habe: und ich kenne die Ursache ihrer angeblichen Bedenklichkeit. Ich halte immittelst fürs Beste uns zu trennen, und ich reise den Augenblick nach Paris zurück. Die Frau von Millian gieng aus dem Zimmer weg, und ließ den Ronancourt in einem herben Verdrusse stehen. Dieser suchte, aber vergeblich, ein Mittel, der Julia einen Brief beyzubringen. Ihre Mutter ließ dieselbe zu sich ruffen, und nachdem sie ihr die bittersten Vorwürffe gemacht, befahl sie derselben, sie sollte sich nicht aus ihrem Zimmer rücken. Darinnen blieb sie, ohne mit der geringsten Person reden zu können, bis sie zusammen in den Wagen stiegen.

Die Gräfin reisete würklich zwey Stunden nach der mit dem Ronancourt gehabten Erklärung davon: und da dieser auch nicht länger in dem Schlosse bleiben konnte, so schickte er in das Dorf nach Pferden, um darauf nach dem ersten Posthause zu reiten, von da er sich alsdenn nach Paris begab. Sein erster Gang war zu seinem Freunde, dem Comödianten, gerichtet, den er von dem ihm zugestossenen Unglücke Nachricht brachte. Dieser antwortete jenem:

„ich

„ich hatte ihnen alles das, was ihnen begegnet ist,
„vorher gesaget. Geben sie nicht dem Schicksal
„deswegen die Schuld: sie hätten meinem Rathe,
„der ihnen hart vorkam, aber dienlich war, folgen
„sollen." Ach! sagte Ronancourt, der Zustand, in welchem ich mich befinde, heischet Trost und keine Vorwürffe. Ich habe ihrer Freundschaft mehr als jemals nöthig, und sie allein kann mich aus der schrecklichen Verlegenheit, in der ich stecke, reissen. Wenn ich Julien nicht sehe, so sterbe ich, und ohne ihrer Vermittelung kann ich sie nicht sehen. Da ich jetzt rede, wird sie leider durch die harten Begegnungen ihrer Mutter gebeuget, sie leidet für mich den Zorn einer durch mich erbitterten Person die über sie eine Gewalt hat, der sie nicht widerstehen kann. Dieser Gedanke bringet mich in Verzweifelung, es ist mir beständig, als sähe ich Julien weinen, und ihre Mutter des grausamen Vergnügens, ihre Thränen fliessen zu sehen, geniessen. Ich bilde mir ein, die spöttischen Worte zu hören, die sie ihr saget. Ich kann mein Schicksal unmöglich ertragen. Verliehre ich das einzige Gut, welches mir noch das Leben angenehm machet, so will ich die Tage nicht weiter verlängern, die ohnedem nur mit Bitterkeit angefüllet seyn würden.

Der durch des Ronancourt Zustand gerührte Comödiant, umarmete denselben und sagte: „hängen sie ihrem Schmerze nicht weiter nach, er dienet ihnen zu nichts weiter, als daß er ihren Entwürf:

„würffen schadet. Man muß das Unglück fürchten,
„ehe es vorfället; haben wir dasselbe aber nicht ver-
„meiden können, so muß man sich über dasselbe hin-
„wegsetzen. Man hat verdrüßliche Zufälle zur Hälfte
„verbessert, wenn man den Entschluß gefasset, die-
„selben so lange mit Muth zu tragen, bis man die-
„selben ganz und gar geändert hat. Der größte
„Theil der Menschen, und besonders der Verliebten,
„sind nur dadurch unglücklich, weil sie nicht stark
„genug sind, zu versuchen, ob sie nicht glücklicher
„seyn könnten: sie überlassen sich ihrem Verdrusse,
„Klagen und Seufzer sind ihre Hülfsmittel; und
„sie verliehren eine Zeit mit vergeblichen Reden,
„die sie zum Handeln und Thun anwenden sollten.
„Sie würden sehr weislich handeln, wann sie sich ei-
„ner Liebe entschlügen, die ihnen so viel Verdruß ma-
„chet, und ihnen vielleicht weit mehreren und schmerz-
„licherern verursachen kann. Da sie aber sich diese
„Gewalt nicht anthun können, so muß man alle Mit-
„tel, die sie glücklich machen können, versuchen. Ich
„will der Frau von Millian meine Aufwartung
„machen, und ihr sagen, daß sie nach Lyon gereiset
„sind, und mir von daher geschrieben haben, sie
„würden eine geraume Zeit von Paris entfernet blei-
„ben. Hierdurch werden wir der Vorsicht vorbauen,
„deren sie sich bedienen dürfte, zu verhindern, daß
„sie weder die Julia sehen, noch von ihr Nachricht
„erhalten mögen. Ich will mir Mühe geben, ih-
„nen mit derselben eine Unterredung zu verschaffen:
„wenn dieser erste Schritt gethan ist, werden wir
„sehen, was weiter zu thun seyn wird; und dem,

„was

„was sie ihnen sagen wird, gemäs, wollen wir un-
„ser Verhalten einrichten."

Ronancourt dankte seinem Freunde in den zärtlichsten Ausdrücken: er versicherte demselben, er würde nie den Dienst vergessen, den er ihm darunter erwiese; und er wünschete sich dagegen, daß er eine Gelegenheit haben mögte, demselben auch nützlich zu seyn. "Ihre Erkänntlichkeit ist mir genug, „erwiederte der Schauspieler; sie ist der kostbarste „Lohn meiner Freundschaft. Indem ich ihnen einen „gefälligen Dienst leiste, thue ich mir selbst einen Ge-„fallen; seinen Freund glücklich machen ist für einen „wahren Freund eben ein so grosses Vergnügen, „als wäre er es selbst. Verlassen sie sich darauf, ich „werde nichts verabsäumen, ihr Glück zu verbes-„sern."

Der Comödiant führete dasjenige, was er versprochen hatte, nach bestem Vermögen aus. Er besuchte die Frau von Millian. Sie war zu sehr aufgebracht, als daß sie ihren Verdruß hätte verbergen können: sie beklagte sich bitterlich über des Ronancourt Aufführung in Absicht auf die Julia, und glaubte unter dem Vorwande des Hasses, den sie wider denselben zu haben bezeugete, die wahre Ursache ihres Verdrusses zu verbergen. Der Comödiant stellete sich, als wüste er das nicht, was die Frau von Millian ihm verschweigen wollte: er tadelte das Verfahren seines Freundes, und nachdem er der Gräfin Zeit gelassen hatte, ihren Zorn auszulassen, so meldete er derselben, Ronancourt wäre nicht allein nicht nach Paris zurück gekommen, sondern

er

er würde auch in langer Zeit sich da nicht wieder einfinden. Diese Nachricht gefiel der Frau von Millian. So bald eine Frau die Hofnung verlohren hat, von einem Menschen geliebet zu werden, gegen dem sie sich gewisser massen herausgelassen hat, so gereichet derselben dessen Gegenwart zur Last: sie kränket deren Eigenliebe, und erinnert sie an einen Schimpf, den sie sich einbildet erlitten zu haben, und der den Weibern der allerempfindlichste ist. Hatte die Frau von Millian dem Ronancourt gleich ihr Hauß verboten, so konnte sie demselben anderer Orte begegnen; da er aber ganz und gar ausserhalb Paris war, so war sie auch allem diesem überhoben. Zwey Gründe vermehreten noch das Vergnügen, welche die vorgebliche Entfernung des Ronancourt der Frau von Millian verursachte. Ihre Eifersucht fand ein unbeschreibliches Vergnügen in der Betrübnis, welche diese Abwesenheit ihrer Tochter verursachen muſten. Es war ihr angenehm, daß sie von einem Liebhaber getrennet war, den sie ihr geraubet hatte; was sie aber noch weit mehr rührete, war die Befreyung von der Furcht, daß Ronancourt nicht aus Rache die wahre Ursache der Entzweyung mit derselben in Paris ausplauderte. Ueberhaupt fürchten sich die Weiber wenig vor einem verabschiedeten Liebhaber: sie glauben sich über dessen Reden hinwegsezen zu können, so bald er sie nicht durch eine freywillige Verlassung lächerlich machen kann; sie schonen und fürchten hingegen diejenigen, die sie selbst verlassen, weil sie die beständigen Gegenstände ihrer Spöttereyen

sind.

sind. Eine Frau handelt gegen einen ungetreuen Liebhaber so, wie ein Mann gegen einen unredlichen Freund sich beträget, mit welchem er sich überwirfet; er bezeiget mehr Achtung gegen denselben, als er nicht beweisen würde, wenn er ihn für tugendhafter hielte.

Die schmeichelhafte Nachricht, welche der Schauspieler der Frau von Millian hinterbracht hatte, verschafte demselben die Gelegenheit, sich in deren Gemüthe leichter einzuschmeicheln, als er es nicht gehoft hatte. Um nun deren Vertrauen vollends zu gewinnen, scholt er zu verschiedenen malen den Ronancourt; und sie wuste demselben vielen Dank für seine Denkungsart. Er fuhr mit seinen Besuchen verschiedene Tage fort; und führete allezeit einerley Sprache. Die Frau von Millian fand immer mehreren Geschmack an demselben; kurz, er spielete seine Person so wohl, daß dieselbe in ihm einen Mann wahrnahm, der ihrer Gütigkeiten so würdig wäre, als Ronancourt derselben unwürdig gewesen war. Bey ihren obgleich sehr feurigen Liebeshändeln war die Beständigkeit nicht die gewissenhafteste gewesen, und die Vernunft kam mit ihrem Temperamente so überein, daß dieselbe sie nie des letzteren eingedenk machte. Eben die Gründe, welche sie schlüßig gemacht, sich eines Liebhabers zu versichern, ehe ihr das Alter das Vermögen darzu zu gelangen gänzlich raubte, walteten noch vor; sie warf daher ihre Augen auf den Comödianten, der ihr gefallen hatte, und sie stand auch nicht an, demselben von dem, was in ihrem Herzen vorgieng,

Merkmale zu geben. Dieser kannte die Gemüthsart der Gräfin zu gut, daß er diese nicht hätte wahrnehmen sollen; da er aber nur zum Vortheile seines Freundes sich dieser Beschaffenheit zu Nutz machen wollte, so stellete er sich, als wüste er das nicht, was er wohl wuste, und suchte nur die Zeit zu gewinnen, in welcher er den gefaßten Anschlag glücklich ausführen könnte. Das Glück war ihm auch günstig. An einem Tage, an welchem die Gräfin ausgehen muste, ließ sie ihm bey der Julia, der er bereits verschiedene Briefe vom Ronancourt, zuzustellen Mittel gefunden hatte, allein. Er sprach zu ihr, mit solchem Nachdruck, und wuste die Gründe, deren er sich bedienete, so wohl anzubringen, daß er sie endlich so weit brachte, dem Ronancourt ohngeachtet der Furcht, welche seine ersteren Besuche bey ihr zurückgelassen hatten, einen Zuspruch zuzugestehen. Die Liebe machet, daß bey den kühnesten Unternehmungen die Hälfte der Gefahr verschwindet. Es wurde verabredet, der Comödiant sollte den Ronancourt als einen Bedienten verkleidet mit Einbruch der Nacht dahin senden; Juliens Kammerfrau sollte denselben als einen ihr bekannten Bedienten, der ihr ein Päckgen zuzustellen hätte, in ihre Stube treten lassen; und Julia würde sich auch daselbst befinden. Man bedienete sich hierzu der Zeit, welche die Frau von Millian in der Opera zubringen würde. Alles gieng nach Wunsch, Ronancourt warf sich der Julia zu Füssen, bat sie tausendmal um Verzeihung der Verdrüßlichkeiten, die er ihr verursacht hatte, und versicherte derselben, sein größ-

ter Schmerz wäre dieser gewesen, zu wissen, daß sie der Eifersucht und dem Misvergnügen ihrer Mutter ausgesetzet wäre. Julia antwortete hierauf: „sie „hat mir weniger hart begegnet, als ich nie gehoffet „hätte. An dem Tage ihrer Zurückreise nach Paris „verbot sie mir, sie mehr zu sehen; seit dem hat sie „mir nie etwas, es sey nun aus Eitelkeit oder aus „Scham, weiter von ihnen gesaget. Sie haben mir „ihre Gesinnungen, die sie gegen sie geheget, anver„trauet, und sie glaubet, die Gleichgültigkeit, welche „sie gegen sie äussert, räche sie zum Theil wegen „ihrer Verachtung. Sie muthmasset nicht im ge„ringsten daß sie zu Paris sind, und dieser ihrer vor„geblichen Entfernung habe ich hauptsächlich die „Freyheit, deren ich geniesse, zu danken; fiele ihr „im geringsten ein, daß sie hier seyn könnten, so „würde ich dieselbe ganz und gar verlieren." Ro„nancourt küßte der Julia die Hand zärtlich, und schrie: Ey nun! wollen sie denn beständig in diesem Zwange leben? Wollen sie, daß wir uns nie sehen sollen, ohne zu fürchten, daß auf den Augenblick, den wir beysammen sind, eine lange und grausame Trennung folge? "Was „kann ich zur Versüssung unsers Schicksals beytra„gen, antwortete Julia? Mein Herz ist ihnen be„kannt, und eben so wissen sie, wie angenehm es mir „seyn würde, ihres Anschauens zu geniessen. Seyn „sie versichert; daß sie nicht der einzige sind, der „unter den Befehlen meiner Mutter gelitten hat; „ich muß mich aber denselben unterwerffen, und „wenn sie mich lieben, wie ich nicht daran zweifele,

„so müssen sie mir nicht mehr zumuthen, daß ich das-
„jenige wieder wage, was ich heute gewagt habe.
„Sollte meine Mutter erfahren, daß wir uns sähen, so
„würde sie äusserst darüber aufgebracht werden, und
„mir alles zur Last legen." Sie wollen also, daß ich, sagte Ronancourt, der unglückseligste unter allen Menschen sey? Können sie denken, daß ich ohne sie zu sehen, ohne ihnen zu sagen, daß ich sie anbete, ohne ihnen zu schwören, daß ich sie bis ins Grab lieben werde, ohne ihnen zu versichern, daß mir alle Güter gleichgültig sind, so bald sie mich nicht näher zu ihnen bringen, leben könne? Haben sie diesen Gedanken geheget, so vergessen sie denselben, schönste Julia. Ich muß sie entweder besitzen, oder mich eines Lebens entledigen, das mir unerträglich wird. Sie haben mir ihr Herz geschenket und mir ihre Hand versprochen; halten sie mir entweder ihr Wort, oder erlauben sie mir, daß der Tod mich des Leidens, sie unbeständig zu sehen, überhebe.

„Ich bin im geringsten nicht unbeständig, antwortete
„Julia, und sie sind sehr hart, wenn sie einen Vor-
„wurf von der Art machen. Ich liebe sie noch so
„sehr, als ich sie jemals geliebet habe, ich empfinde
„so gar, daß ihr Schmerz meiner Liebe mehr Stärke
„und Lebhaftigkeit machet; was kann ich aber dem
„widrigen Glücke, dem es gefället, uns zu unterdrü-
„cken, entgegen stellen? Ich habe geglaubet, sie
„könnten dereinst meiner Mutter Einwilligung er-
„halten. Heute mich zur Frau zu haben, das ist
„unmöglich. Legen sie dem Glücke ihr Unglück

„zur

„zur Last, mich aber machen sie nicht zu dessen Ur-
„heber. Ruffen sie ihre Vernunft zu Hülfe, und
„überwinden sie sich selbst. Ich gebe ihnen hier
„einen Rath, der mir selbst sauer wird; indessen ist
„derselbe nothwendig. Um unsere Trennung erträg-
„licher zu machen, müssen wir alles das anwenden,
„was die Liebe Verliebten, die weniger tugendhaft
„als wir sind, erfinden lässet, nun einander zu sehen."
Ach schönstes Julgen! ich kann und mag ei-
nem so grausamen Rathe nicht folgen, antwor-
tete Ronancourt; lassen sie mich zu ihren Füs-
sen sterben. Wollen Sie, daß ich sie fliehe,
daß ich meine Vernunft anstrenge, mir Mit-
tel an die Hand zu geben, um sie meiden zu
mögen? Ist mir das, was sie von mir verlan-
gen, wohl möglich? Wäre ihr Herz von der
Liebe so beseelet, wie das meinige es ist, so wür-
den sie fühlen, wie schrecklich mir die Minuten
sind, die ich entfernt von ihnen zubringe.
„Denken sie denn, daß ich glücklicher sey, wenn ich
„sie nicht sehe, frug ihm Julia? Meine Ehre, mein
„Stand und meine Vernunft fordern inzwischen
„von mir, daß ihrer Gegenwart entsagen muß.
„Meine Mutter hat mich dadurch, daß sie mir die
„Hofnung benimmet, iemals ihre Gemahlin zu wer-
„den, zu der harten Nothwendigkeit gebracht, selbst,
„und unabhänglich von ihren Befehlen, sie zu flie-
„hen zu suchen." Ey! warum kann ich nicht
mehr dero Gemahl werden, frug Ronancourt?
Es lieget blos an ihnen, so bin ich es. Flie-
hen sie eine unmenschliche Mutter, die ihrer

Gewalt misbrauchet, um tyrannisch über sie zu herrschen. Sie muß diese Gewalt verlieren, so bald sie sich derselben wider die Gesetze der Redlichkeit und wider die Empfindungen einer mütterlichen Zärtlichkeit bedienet. Die Gerechtsame der Eltern sind nicht heiliger als der Kinder ihre. Gleichseitige Bande binden die Mutter an die Tochter, und hinwiederum die Tochter an die Mutter; diejenige, welche sie von beyden zu erst bricht, muß auch allein nur der Verletzung der Gesetze der Pflicht, durch die die eine gegen die andere verbunden war, für schuldig erkläret werden. Kommen sie schönstes Julgen, überlassen sie sich der Führung eines treuen Liebhabers, die von dieser Minute als seine Gemahlin ansiehet, der ihnen seine Treue zusaget; und den Himmel zum Zeugen der Deutlichkeit und Unschuld seiner Gesinnungen ruffet.

Die Julia liebte den Ronancourt eben so sehr, als sie von ihm geliebet wurde, es war also unmöglich, daß die Reden eines so werthen Geliebten nicht einen starken Eindruck auf ihr Hetz hätten machen sollen. Sie verwarf anfänglich dessen Antrag, er drang wiederholt in sie, sie widerstund noch, er ließ sich dadurch nicht abschrecken; endlich machte die Liebe, die für ihm stritt, daß er den Sieg davon trug. Nach einer langen Unterredung willigte Julia darein, den Ronancourt zu begleiten, und ihn im geheim sich antrauen zu lassen. Sie nahm über sich, ihren Schmuck und so viel Geld mit zunehmen, damit

Ro-

Ronancourt mit Ehren so lange davon leben könnte, bis man die Frau von Millian genöthiget hätte, eine Ehe zu billigen, der sie sich, so bald sie getroffen war, mit Wohlstande nicht widersezen konnte. Die Abreise wurde nur bis auf den folgenden Tag verschoben, damit Ronancourt Zeit gewinnen mögte; zum glücklichen Ausgange dieses Vorhabens die nöthigen Maasregeln zu nehmen.

Der Comödiant erfuhr den von beyden Verliebten genommenen Entschluß mit Widerwillen; da er aber überzeuget war, das alles, was er ihnen zu dessen Abrathung sagen dürfte, vergeblich seyn würde, so widersezte er sich der Ausführung desselben nicht lange: er bedienete sich blos vieler Vorsicht, damit er nicht den geringsten Verdacht zu ihrer Flucht geholffen zu haben, auf sich lüde, und er fortfahren könnte ihnen Dienste zu leisten, und in der Folge die Frau von Millian von dem Hasse, den die Entführung ihrer Tochter vermehren muste, los zu machen.

Alles geschahe, wie es der Comödiant vorher gesehen hatte. Wie die Frau von Millian ihrer Tochter Flucht erfuhr, zweifelte sie nicht, sie wäre von dem Ronancourt entführet worden; sie ließ ihnen nachforschen, aber vergeblich. Anfänglich hielt sie davor, das Ronancourt alter Freund habe um diesen heimlichen Handel gewust; da sie aber nichts erfahren konnte, welches diese Beschuldigung auf ihn bringen mögen, so verminderten sich ihre Muthmassungen. Endlich wurden sie durch die Betheuerungen des Comödianten bey ihr zum Theil zernichtet, mehr aber durch den Geschmack, den sie an demsel-

ben gefunden hatte, und der so stark worden war, daß sie, wenn sie denselben auch schuldig erkannt hätte, vielleicht mit ihm nicht gebrochen haben. Da die Aufführung ihrer Tochter derselben einen Vorwand gab, zu Hause zu bleiben, ohne Besuche anzunehmen, so brachte sie ganze Tage mit ihrem neuen Liebhaber allein zu; dieser machte sich ihrer gegen ihm geäusserten Zärtlichkeit in so ferne zu Nuz, daß er sich bemühete, ihr Gemüth zu beruhigen, und derselben gütigere Gesinnungen gegen die Julia beyzubringen. Er fand sich bisweilen in ausserordentlicher Verlegenheit, die er aber künstlich zu verbergen wuste. Die Frau von Millian erklärete sich deutlich genug, und er wuste nicht, was er darauf antworten sollte. Er spielete beynahe eine Person, die der Rolle des Ronancourt beynahe gleich, und er wurde dazu durch eben dessen Ursachen gezwungen. Er hatte seit einigen Monaten in geheim geheurathet: eine reiche Bürgerin, die ihrer Familie wegen genöthiget war ihre Verbindung eine Zeitlang geheim zu halten. Es fiel dem Comödianten daher noch weit unmöglicher die Gesinnungen der Frau von Millian zu erwiedern, als dem Ronancourt. Wie der erstere aber nicht eben die Ursachen der Furcht des letzteren hatte, und die Frau von Millian, wenn sie auch das entdeckte, was er vor ihr verbergen wollte, ihm seine Liebste nicht entziehen konnte, so war er ungleich weniger furchtsam als Ronancourt, und schien der Gräfin folglich aufrichtiger: Die Verwirrung eines Liebhabers, dessen Treue man nicht viel zutrauet, wird in dem Gemüthe einer Frauen für einen Beweis seines

Verbrechens gehalten. Die Verstellungskunst wird einem Manne, der das Vertrauen seiner Liebste nicht besitzet, durchaus nothwendig; seine geringsten Bewegungen werden untersuchet und auf eine ihm allezeit nachtheilige Art ausgeleget. Die leichtgläubige Liebe ist blind, die argwöhnische ziehet aus den unschuldigsten Sachen die nachtheiligsten Folgen. Die Frau von Millian nahm die gesetzte Mine des Comödianten als ein sicheres Pfand seiner Ehrlichkeit auf; oft verglich sie denselben bey sich selbst mit dem Ronancourt, dessen Furchtsamkeit und Verwirrung die wenige Aufrichtigkeit seines Herzens und die Zerrüttung seines Gemüths an den Tag legten.

Während dem, daß die Frau von Millian ihre Gedanken mit nichts anderem beschäftigte, als wie sie sich des Besitzes der vermeynten gemachten neuen Eroberung versichern wollte, war das Schicksal des Ronancourt und der Julia betrübter, als jemals, und es schien, als hätte sie die Liebe blos deswegen zusammengebracht, um ihnen die größten Unglücksfälle fühlen zu lassen. Bey ihrer Abreise aus Paris hatten sie sich vorgenommen, sich nach Holland zu begeben. Im Anfange gieng alles glücklich, und sie verliessen das Königreich, ohne daß ihnen der geringste Zufall begegnet wäre; zwischen Maas und Brüssel aber wurden sie von Räubern angehalten, die ihnen ihr Geld und Juwelen abnahmen. Sie wurden hierdurch genöthiget, sich in einem Dorfe, eine Meile weit von dem Orte, wo sie waren geplündert worden, aufzuhalten. Ronancourt suchte die Julia zu trösten, sagende: Wir sind noch nicht unglücklich

lich, da wir uns lieben und beysammen sind. Wir werden in wenig Tagen von unserm Freunde Nachricht erhalten: er wird uns etwas Geld schicken, und denn werden wir sehen, was wir weiter zu thun haben. Julia spürete wohl den schwachen Trost der Gründe ihres Geliebten, sie schien aber weniger betrübt, als sie es in der That war, um nur nicht seinen Gram zu vermehren; und so traurig, als sie selbst war, suchte sie ihn doch bestens zu trösten. Das siehet man nur bey Verliebten und wahren Freunden. Da man nicht ohne Grunde zweifelt, ob es dergleichen wahre Freunde in der Welt gebe, so kann man sicher annehmen, die Liebe sey die einzige Leidenschaft, deren Kraft stark genug sey, die Betrübnis in unserm Herzen zum schweigen zu bringen, deren Gefühl zu unterdrücken, und an deren Stelle die Freude zu erwecken, ob der Stoff der Traurigkeit schon immer in uns bleibet, und der Grund des Trostes dagegen fremde ist.

Des Ronancourt erste Sorge war; daß er nach Paris schrieb, um von da Geld zu erhalten. Die Räuber hatten dessen mit kleinen Demanten besetzete Hemdeknöpfe nicht gesehen: mit diesen schickte er einen Mann nach Brüssel, von welchem Orte Ronancourt noch sieben Meilen entfernet war, um solche daselbst zu verkauffen, damit er zur Fortsetzung seiner Reise etwas hätte. Das Glück aber, welches ihm neue Unglücksfälle zudachte, beschloß etwas ganz anderes: denn während dieser Mann auf dem Wege war, erfuhr der Herr des Dorffes, daß zwey Fremden sich da aufhielten, welche man am vorigen Tage

beraubet hätte, er wurde begierig sie zu sehen, und als bey ihnen in der Schenke seinen Besuch abgeleget, ersuchte er sie, sie mögten eine solche üble Herberge verlassen, und so lange, bis sie aus Paris Nachricht erhalten hätten, auf sein Schloß kommen. Ronancourt und Julia glaubten in dem Zustande, in welchem sie sich befanden, sie würden nicht übel thun, das höfliche Anerbieten des Herrn Baron von Münchef, so nannte sich dieser Edelmann, anzunehmen. Sie verfügten sich zu ihm, und genossen daselbst alle Zeichen der größten Gütigkeit.

Immittelst machten Juliens Reitze einen starken Eindruck auf das Herz des Münchefs: dieser dachte an nichts weniger, als an die Unterdrückungen einer Leidenschaft, die ihm nichts anders, denn nachtheilig werden konnte, er glaubte den unglücklichen Zustand der Julia sich zu Nutz zu machen, uud schmeichelte sich, sie würde dessen Geschenken nicht Widerstand thun. In diesen Gedanken überließ er sich gänzlich seiner Liebe, die in wenig Tagen so heftig wurde, daß er solche nicht mehr verbergen konnte, ob er gleich wuste, daß viel daran gelegen wäre, sie für dem Ronancourt zu verhehlen. Julia merkte solche, und vermied alle Gelegenheiten mit dem Münchef allein zu seyn; sie furchte nicht ohne Ursache er möchte sich dieser Zeit bedienen, ihr seine Liebe zu eröfnen. Ihre Vorsicht war vergeblich, Münchef fand den gesuchten Augenblick, und er sagte der Julia das, was sie zu wissen sich fürchtete. Sie antwortete mit vieler Klugheit, und mit einer solchen standhaften Mine, die dem Münchef nicht die ge-

ringste Hofnung, jemals erhört zu werden, übrig ließ. Der schlechte Erfolg seines Verfahrens verdroß ihm; was er durch seine sorgfältige Achtungen nicht erlangen können, nahm er sich vor mit Gewalt zu erzwingen. Er wollte die Julia entführen, und den Ronancourt umbringen lassen. Diesen Anschlag auszuführen, stellete er sich einige Tage unpäßlich; Julia und Ronancourt bildeten sich ein, er wäre es wirklich. Er bat den letzteren, er möchte so gut seyn, und sich zu einem Edelmanne begeben dessen Schloß zwey Meilen von dem seinigen ablag, um demselben wichtige Briefe einzuhändigen, die, wie er sagte, er keinen von seinen Bedienten anvertrauen könnte, und von deren Schicksal nicht allein sein Glück, sondern sein Leben abhienge. Ronancourt war es lieb, daß er eine Gelegenheit fand, einem Manne, der ihn so leutselig bey sich aufgenommen hat, zu dienen: Er erwartete alle Augenblicke Briefe von Paris, und es wahr ihm um so angenehmer, daß er seinem Wirthe vor dessen Abreise zeigen konnte, daß er gegen die von ihm empfangenen Höflichkeiten nicht ohne wahres Gefühl wäre. Münchef hatte in dem Busche, durch welchen Ronancourt reiten muste, zwey Meuchelmörder anstellen lassen: Der Bediente, der ihn begleitete und zum Wegweiser dienete, gehörete dem Münchef, dieser wuste um das Geheimnis, und sollte mit verhängtem Zügel davon jagen, so bald Ronancourt erwischt seyn würde. Einige Minuten nach dessen Abreise gieng Münchef, nicht zweifelnde, jener werde das Leben verlieren und er seiner auf immer loß werden, in der Julia Zimmer.

An-

Anfänglich sprach er mit ihr über gleichgültige Dinge, drückte sich aber bald auf eine solche Art aus, welche sie in eine unbeschreibliche Unruhe und Verwirrung sezete. Sie suchte den Münchef vergeblich durch ihre Bitten und Thränen zu seiner Schuldigkeit zurück zu bringen: Dieser Wüterich wurde dadurch nicht allein nicht gerühret, sondern wollte, nachvorher abgeschlossener Thüre, so gar Gewalt brauchen. Wie die Furcht der Wuth in Juliens Herzens Platz machete, so sagte dieselbe zu dem Wüterich: „Höre Ungeheuer, welches mich der Himmel zu meinem Unglücke hat kennen lernen, wenn du so verwegen bist, daß du dich mir zu nähern unterstehest, „so werde ich dir die Augen auskratzen, und eher „den Tod tausendmal leiden, als mich durch deine „lüderliche Geilheit beflecken und entehren lassen." Bey diesen Worten wurde diese Schöne zufällig einer Scheere auf der Tafel gewahr; diese ergriff sie in der Geschwindigkeit, zeigte solche dem Münchef, und sagte zu ihm: "Siehe hier ein Hülfsmittel, welches mir das Glück verleihet, nunmehro kannst du „bey der geringsten Gewaltthat versichert seyn, daß „ich dir diese Scheere in das Herz stossen werde."

Die Heftigkeit, mit welcher Julia sprach, und die Wuth, aus deren Augen leuchtete, machten den Münchef furchtsam und unschlüßig. Sie spürete diese Unentschlossenheit, und wollte sich derselben zu Nutz machen: sie fuhr also ferner zu ihm redende fort: "Wenn sie sich entfernen wollen, so schwöre „ich ihnen bey allem was heilig ist, daß ich niemeinem Manne das geringste von der vorgefallenen

„Begebenheit sagen will. Zufrieden, daß ich gleich „nach dessen Zurückkunft von hier wegreisen werde, „will ich alles Aufsehen verhüten. Zwingen sie mich „also durch ihre Hartnäckigkeit nicht, daß ich eine „solche unanständige Handlung, wie es die ihrige „ist, und die, wenn ich derentwegen mich gegen mei„nem Gemahl beschweren sollte, durch eine exem„plarische Züchtigung erwiedert werden würde, kund „machen muß." Münchef, bey welchem die Wildheit sich wieder eingestellet hatte, war entschlossen, seine Begierden, es möchte auch kosten was es wolle, und antwortete: Ich fürchte mich für dem Gemahl, mit dem sie mir drohen, ganz und gar nicht: und wenn sie kein anderes Rettungsmittel, als in dessen Beystande, finden, so rathe ich ihnen, daß sie sich in der Güte meinen Begierden überlassen. Nachdem Münchef dieses geredet hatte, wollte er näher zur Julia herantreten: ihr Geschrey aber und ihr aufgehobener Arm, um diesen Unmenschen die Scheere in den Leib zu stossen, hielten ihn nochmals ab. Er wollte sich der Hand der Julia bemächtigen und ihr die Scheere entreissen, allein der Muth dieses schönen Frauenzimmers wuchs durch das heftige Anschlagen an die Thüre, welches von einer Mannsperson zu geschehen schien, der auch die Thüre bald eingeschlagen hatte. Das war Ronancourt. Er hatte drey bis vier hundert Schritte vor dem Dorffe den Edelmann angetroffen, zu welchem er reiten sollte, und da er in dessen Gesellschaft verschiedenemale bey dem Münchef gespeiset hatte, so kannte er denselben, und sagte zu ihm: "Es ist „mir sehr angenehm, daß ich ihnen begegne: sie ge-

„hen

„hen ohne Zweifel zu dem Herrn von Münchef?
„Er befindet sich seit einigen Tagen nicht wohl,
„und aus dieser Ursache vielleicht hat er mich
„gebeten, ihnen Pappiere zuzustellen, die er nur
„einem ganz zuverläßigen Menschen anvertrauen
„wollte." Der Edelmann antwortete: Ob ich schon nicht weis, was das vor Pappiere seyn dürften, so freue ich mich dennoch, daß ich sie auf meinem Wege angetroffen, und ihnen dadurch die Mühe benommen habe, weiter zu reiten. Nach diesen vorläufftigen Höflichkeitsbezeigungen bat der Edelmann den Ronancourt, er mögte ihm erlauben, das Päckgen, was er ihm zugestellet, zu eröfnen. Da Münchef sich darauf verlassen, daß der Edelmann dieses Päckgen nicht erhalten, und der vorgefaßte Meuchelmord sicher vollzogen werden würde, so hatte er nichts als weiße Bogen Pappier hineingesiegelt. Ha! sagte der Edelmann mit Lachen, das sind Pappiere von großer Wichtigkeit: der Herr von Münchef hat ihnen ohnstreitig einen kleinen boshaften Streich spielen wollen. Weiter gieng des Edelmanns Verdacht nicht; allein bey dem Ronancourt stiegen tausend betrübte Gedanken auf. Das Unglück, welches ihm zustossen sollte ahndete demselben; er kehrete also eilig nach dem Schlosse zurück: und wie er stracks nach dem Zimmer der Julia herauf lief, hörete er dieselbe schreyen. Die Wuth, die ihn plötzlich überfiel, ist nicht zu beschreiben. So wie er die Thüre eingestossen hatte, zog er den Degen, und sprung nach dem Münchef, ohne in der Uebereilung

lung Acht zu geben, ob sein Feind auch im Vertheidigungs-Stande sey. „Stirb du Schandbube, sagte „er zu ihm, und empfange die Strafe, welche dein „Verbrechen verdienet!" Bey diesen Worten gab er ihn einen Stoß mit dem Degen, der ihn zu Boden warf.

Da der Edelmann, welcher sich im Schloßhofe über der Ertheilung einiger Befehle an seine Bedienten aufgehalten hatte, in eben dem Augenblicke in das Zimmer trat, so verhinderte er den Ronancourt, der den Gebrauch seiner Vernunft verlohren zu haben schien, daß er dem Münchef nicht einen zweyten Stich gab. Was machen sie, schrie er ihm zu, sie bringen einen Mann in seinem Hause um? "Lassen sie mich machen, antwortete Ronancourt, „dieser Niederträchtige verdienet den Tod tausendmal. Er hatte mich zu ihnen geschickt, damit er „Mittel fände meine Gemahlin zu schänden; und „ich habe ihn in eben dem Augenblicke überfallen, „in welchem er sein Laster vollziehen." Hier warf der Edelmann erst seine Augen auf die Julia, und sahe, daß diese schöne Person ohnmächtig da lag. Eilen sie, sagte er zu Ronancourt, ihrer Gemahlin zu Hülfe: ich will ihren Feind aufheben. Die Wunde, welche Münchef bekommen hatte, war zwar tief, aber nicht tödlich: er richtete sich mit Hülffe des Edelmanns auf, und indem er sich seines Schnupftuches zur Verstopfung des stark abfliessenden Blutes bedienete, schlich er in sein Zimmer. Während diesem Vorgange war Julia wieder zu sich gekommen, Ronancourt gab ihr die Hand, und führete

rete sie aus dem Schlosse nach dem Wirthshause, in welchem sie gleich Anfangs nach der Beraubung sich aufgehalten hatte.

Da der Edelmann nicht zweifelte, Münchef habe die Julia wirklich schänden wollen, hielt demselben gleich nach dem ersten Verbande alle Abscheulichkeit seiner Aufführung vor, und rieth ihm von einer Sache keinen Lärmen zu machen, die ihm gänzlich unglücklich machen könnte, auch an keine gerichtliche Verfolgung seines Feindes zu denken, dessen Sache tausendmal besser wäre, als die seinige. Münchef war wegen des verlohrnen Blutes so schwach, daß er nur wenig sprechen konnte: dem ohngeachtet war er entschlossen, den Ronancourt als einen Meuchelmörder wider den gegebenen Rath zu verfolgen, als er unerwartet genöthiget wurde, zu der Barmherzigkeit seines Feindes Zuflucht zu nehmen.

Drey oder vier Stunden nachher, als Julia und Ronancourt sich wegbegeben hatten, erblickten die Policeyreiter die in dem Busche auflauernden zwey Meuchelmörder, deren sich Münchef bedienen wollen, und die wegen bereits verschiedener begangenen Mordthaten seit geraumer Zeit von denselben aufgesucht wurden. Da sich diese beyden Kerls ausser Rettungsstande befanden, bekannten sie, daß sie einem Edelmanne aufpasseten, den ihnen ein Bedienter des Baron von Münchef, und den sie mit Namen nenneten, hätte zuführen und ihnen überliefern sollen. Der Gefreyte ließ diese Bösewichter binden, und von drey Schaarwächter bewachen, mit vier anderen gieng er aber den Bedienten auch abzuholen.

Zum Glück befand sich dieser Bediente nicht auf dem Schlosse, als sie dahin kommen, und man wuste ihn daher leichter entwischen zu lassen; bey diesem Vorfalle aber sahe Münchef wohl ein, daß er verlohren wäre, wenn Ronancourt im geringsten wider ihn klagbar einkäme. Diese Sache zu unterdrücken bediente er sich der Vermittelung des Edelmanns, der um desto weniger Schwierigkeit fand, als Ronancourt mehr Unwillen und Verachtung als Haß wider den Münchef empfand.

Der Julia gehabter Schreck machte derselben dieses Dorf unausstehlich: sie befürchtete beständig eine neue Lasterthat von Seiten des Münchefs, und trauete einem Manne, der zur Ausführung solcher Unternehmungen aufgelegt war, nicht weiter. Sie bat den Ronancourt sehr, er mögte mit ihr nach Brüssel reisen, und da die Briefe und Gelder abzuwarten, die man ihm schicken dürfte. In der Zeit sie sich anschicketen, nach dieser Stadt zu gehen, empfiengen sie die schmeichelhaftesten und angenehmsten Nachrichten. Der Comödiant schrieb ihnen, sie mögten sogleich nach Paris zurückkommen: die Frau von Millian habe sich seit etlichen Tagen in ein Kloster begeben, und alle Verwandte der Julia hätten sich zu deren Besten verbunden: diese liessen sie allenthalben aufsuchen, und würden bey ihrer Ankunft zu Paris deren Ehe billigen; und um alle Schwierigkeiten zu heben, habe er für gut befunden; bekannt zu machen, der Ritter von Javelle sey ein Graf von Ronancourt.

Dieses unerwartete Glück machte, daß Julia und Ronancourt die ausgestandenen Unglücksfälle ganz vergaßen, und bey der gegenwärtigen Freude verabsäumeten sie über den Zustand nachzudenken, in welchem sich zwey junge Leute befinden können, die entfernet von ihrem Vaterlande, ohne Geld und Bekanntschaft sich an Leute überlassen, deren Gemüthsbeschaffenheit ihnen unbewust ist. Nichts ist in fremden Ländern den Reisenden gefährlicher, als zufällige Bekanntschaften, denen sie trauen, ehe und bevor sie von ihnen gelegentliche Proben haben. Alles muß einem Reisenden verdächtig vorkommen, dem man schmeichelt, und dessen Freundschaft man zu suchen scheinet. Drey Beweggründe machen die Menschen über die Wahl ihrer Freunde schlüßig: die Hofnung des Schutzes; und der Schutz eines Fremden ist gemeiniglich schlecht: die Anreitzung der Reichthümer; ein Reisender hat seines Geldes nöthig, und wenn er vernünftig ist, so suchet er es nicht zu verschwenden: die Achtung; und wie kann man für einen Menschen Achtung haben, den man nicht Zeit gehabt hat kennen zu lernen? Da nun diese drey Bewegungsgründe selten an den Freundschaftsbezeigungen, die man Reisenden erweiset, Antheil haben, so folget, die Begierde sie zu betrügen, oder sich deren zu dem, was man nöthig hat, zu bedienen, müsse dazu die Veranlassung seyn. Diese Betrachtungen sind ganz natürlich, und viele Leute unterlassen solche aus einem oft unglücklichen Schicksale.

Ronancourt und Julia eileten nach Paris zurück. So bald sie da angekommen waren, ließen sie

ihren Freund zu sich ruffen; und nach vorgängig bezeigter Freude, daß sie ihn wiedersahen, frugen sie ihm, aus was für Ursachen die Frau von Millian so plötzlich die Welt verlassen hätte. "Ich bin daran schuld, sagte der Comödiant. Sie wissen, daß, „da der Geschmack, den sie an dem Ronancourt „gefunden, sich in einen Abscheu verwandelt hatte, „sie glaubte, in mir einen Liebhaber zu finden, der „ihr behagen dürfte, und ich mich ihrer Zärtlichkeit „zu Dero beyderseitigen Vortheile bedienen wollte. „Nachdem sie abgereiset waren, brachte ich ganze Tage bey ihr zu; sie hatte wenig Besuch: am Ende „gab sie mir oft zu verstehen, daß es an ihr nicht „läge, mich, wenn ich wollte, glücklich zu machen, „und daß sie in dem Zustande, in welchen sie ihre „einzige Tochter durch ihre Entweichung gesetzet, eines Gemahls nöthig hätte, der ihr durch eine zärtliche Liebe den Verdruß in Vergessenheit brächte. „Kurz, sie trug mir eine heimliche Ehe an. Auf „diese handgreiflichen Fragen ertheilete ich nur zweydeutige Antworten. Weil ihre Leidenschaften stets „sehr lebhaft gewesen sind, so legte sie auch alles, „was ich ihr sagte, vortheilhaft aus: sie fieng an „mich mit solcher Heftigkeit zu lieben, daß ich mich „schämete sie zu betrügen, und ich sie aus ihrem Irrthume würde gerissen haben, wenn ich nicht befürchtet, ich möchte ihnen dadurch schaden; so aber hofte „ich immer, derselben eine Einwilligung zu ihrer „Heurath abzulocken. So wie die Sachen auf diesem Fusse standen, erfuhr die Frau von Millian „eine Neuigkeit, die sie in Verzweifelung setzete. Ich

„hatte

„hatte in der Stille die Tochter eines reichen Kauf-
„manns geheurathet: als meiner Frauen Vatter
„tod war, hatte ich keine Ursache mehr meine Ehe zu
„verhehlen; meine geliebte Frau freuete sich, daß
„sie ganz Paris zeigen konnte, wie sie mein Glück
„gemacht hätte, und ich verließ den Schauplatz ganz
„und gar, so bald ich meine Heurath öffentlich be-
„kannt machte. Die Frau von Millian gerieth in
„äuserste Wuth, als sie vernahm, das ich seit einem
„Jahr verehelicht wäre; sie glaubte zuverläßig, ich
„hätte ihrer gespottet. Sie schämete sich der mir
„gemachten Anerbietungen: sie errinnerte sich der
„zu ihrem Besten mit ihr oft geführten Reden: sie
„glaubte überzeugt zu seyn, ich hätte zur Entführung
„ihrer Tochter das Meinige mit beygetragen; und
„alle diese verdrüßliche Umstände bewogen sie zu ei-
„ner andächtigen Entschliessung. Das verdroß sie
„empfindlichst, daß zwey Liebhaber dieselbe nach und
„nach bey der Nase herum geführet hatten: ihre
„Eitelkeit machte derselben die Mannspersonen ver-
„haßt: und die Furcht, das Publicum möchte ihre
„Begebenheit erfahren, bewegte sie die Welt zu
„verlassen."

Ronancourt war über der Frau von Millian getroffene Wahl froh, und brach in die Worte aus: da sie fromm geworden ist, so wird sie sich uns nicht mehr widersetzen. „Trauen sie ihrer An-
„dächteley nicht, gab der Comödiant zur Antwort,
„sie ist eine Folge ihres Verdrusses, und die gewöhn-
„liche Zuflucht der Weiber, die sich in ihrem Zu-
„stande befinden. Stünde es bey ihr, ihnen zu

„schaden, so würde sie es thun; so aber stehen alle „Freunde der Julia wider ihre Mutter bey: folg„lich muß sie wider Willen in ihre Heurath einwil„ligen; indessen gewärtigen sie von ihr, daß alles „zu deren Hintertreibung anwenden werde." Was der Comödiant vorher gesehen hatte, traf ein. Die Frau von Millian verstund sich nicht eher zu ihrer Einwilligung, als bis sie gleichsam durch ihre Familie darzu gezwungen wurde. Ihre Andächteley war eine Larve, unter welcher sie ihren nagenden Verdruß verbergen wollte. Bey Weibern von ihrer Gemüthsart zeigen sich die Leidenschaften unter verschiedenen Gestalten; sie sind aber immer dieselbigen. Sie bedienen sich in ihrer Einsamkeit der falschen Gottseligkeit, denen, welchen sie nicht gut sind, zu schaden, so wie sie sich in der Welt ihrer Schönheit und des verbuhlten Wesens bedienen, ihnen Feinde zu erwecken und derselben Fallen zu stellen. Sie behalten unter dem Schleyer der Einfalt, den Hochmuth bey, der vor dem bey allen ihren Handlungen die Richtschnur war. Der Frömmigkeit bedienen sie sich zur Befriedigung ihres Ehrgeitzes und ihrer Rache, und auf die, welche sie hassen, werffen sie den Verdruß, daß sie gezwungen worden sind, eine Welt zu verlassen, von der sie bereits verlassen worden waren.

Hinderte die Frau von Millian den Ronancourt eine Zeitlang an seiner Glückseligkeit, so wurde diese Hindernis nach seiner Vermählung mit der Julia durch die Freude vergütet, daß er sich mit seinem Vater ausgesöhnet sahe, der, wie er seine getroffene

Ver:

Vermählung vernahm, ihm seine Freundschaft und einen großen Theil des Vermögens, welches er ihm entzogen hatte; wieder schenkete, indem er sein Erbe unter ihm und seinem andern Sohne, den er nach der Entweichung des Ronancourt zum Universalerben ernannt hatte, in gleiche Theile theilete.

Ende der Geschichte.

Verschiedene Gedanken über das Unglück der Menschen, über den Ursprung des Bösen, das Daseyn GOttes, die Erschaffung der Materie, die Art und Weise, nach welcher unsere Seele auf unsern Körper, und unser Körper wiederum auf unsere Seele wirket.

Von der
Demoiselle Cochois.

§. 1.

Die Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten, welche von je her das menschliche Geschlecht gedrücket haben, müssen die Menschen auf keine Weise in Verwunderung setzen. Unser Jahrhundert hat dieselben nicht erst entstehen sehen: so bald nur Menschen gewesen sind, haben auch die Leiden ihren Ursprung genommen, und die allerälteste Geschichte zeiget

get uns die traurigen Begebenheiten unserer Vorfahren.

Die Fürsten und Großen, welche vermittelst ihrer Geburt frey von den gewöhnlichen Unglücksfällen zu seyn scheinen, erfahren dieselben oft am mehresten, und giebet es einen glücklichen König auf dem Throne, so giebet es dagegen auch hundert unglückliche. Das Glück macht keinen Unterscheid unter einem Könige, und einem Privatmanne, einerley Streiche schlagen sie zu Boden, und machet es dieselben durch verschiedene Wege unglücklich; so werden sie doch in ihrem Unglücke einander gleich: niemand, er sey von welchem Range er wolle, ja er besitze so viel Tugend er wolle, ist für dessen Schlägen gesichert.

Diese Gleichförmigkeit des Unglücks in so ungleichen Range, in so einander entgegen stehenden Gemüthsarten, es sey tugendsamen oder lasterhaften, machet der menschlichen Vernunft sehr viel zu schaffen. Der Verstand verlieret sich, wenn er über die Wirkungen des Schicksals grübeln will, welches blindlings zu handelt, indem es zuweilen das Laster belohnet und die Tugend schmachten lässet. Ja man findet mehr, daß ein tugendhafter Mensch den Unglücksfällen eher, als ein lasterhafter, unterworffen ist, und siehet oft daß eine Person einer Glückseligkeit ohne Ende geniesset, deren Handlungen das schrecklichste Schicksal verdieneten. Kann die Vernunft so seltsam eigensinnige Wirkungen wohl begreiffen? Man suchet die Grundursachen vergeblich, das tiefste Nachdenken hat die Heimlichkeiten einer unendlichen Macht nicht erforschen können, und die Gründe, de-

ren sich die größten Philosophen bedienet haben, uns unbegreifliche Dinge zu erklären, haben den Menschen nicht viel mehr Licht gegeben. Wir wissen, daß wir unglücklich sind; warum wir es sind, daß wissen wir nicht, und wir können auch eben so wenig durch die alleinige Beyhülfe der Weltweisheit irgend einen Grund dazu entdecken. Ich unterstehe mich, zu sagen, es sey verwegen gehandelt, wenn man dasjenige aufklären will, was die Gränzen des menschlichen Verstandes übersteiget; und bisweilen leiten die allerphilosophischsten Vernünfteleyen die Menschen zu den gröbsten Irrthümern.

Man brauchet sich nur der alleinigen Vernunft zu bedienen, so wird man sehen, wie verwerflich und falsch fast alle Lehrgebäude sind, durch welche man den Ursprung des Bösen zu erklären suchet.

Als Spinoza, dieser wegen seiner Wissenschaften berühmte, und wegen seiner Sitten verehrenswürdige Mann, die Ursache des natürlich- und sittlichen Uebels, welches über die ganze Welt verbreitet ist, erklären wollte, ist derselbe in den ungeheuersten und verwerflichsten Irrthum, keinen andern GOtt, als die Materie zu erkennen, verfallen. Nachdem er lange genug mit seiner Vernunft gegrübelt, hat er geschlossen; das Weltgebäude werde von keinem geistigen Wesen regieret; weil er sich nicht überzeugend vorstellen konnte, daß ein gerechtes, denkendes, höchst gutes und allgewaltiges Wesen unter den Menschen so viele Uebel zulassen könnte. Kurz, er hat ein Lehrgebäude voller gefährlicher Irrthümer aufgeführet, ob man schon zur Entdeckung dessen Unge-

reimtheit nichts weiter als bündige Schlüsse nöthig hat.

Es giebet, wie Spinoza will, nur eine alleinige Substanz, oder Wesentliches, von dem alle Dinge nur Abänderungen sind. Dieses Wesen, welches er GOtt nennet, ist die Materie, und die Theilchen dieser Materie sind Theilchen der Gottheit. Mithin folget aus diesem Lehrgebäude, ein jedes Sandkörnchen, ein jedes Sonnenstäubgen sey ein Gott: immittelst sehen wir alle Tage, wie die Körper zerfallen, wir entdecken die Bemühungen, welche jeder Theil der Materie wider den andern anwendet, um sich von einander zu trennen; alles in der Welt geschiehet durch einander zu widerlauffende Bewegungen. Man müßte also schliessen, die Gottheit sey beständig sich selbst zuwider, und zufolge dieses Grundsatzes müßte dieselbe Schuld und Ursache an allen Lastern seyn. Künftig muß man nicht mehr sagen, der Schelm hat einen ehrlichen Mann umgebracht; sondern ein lasterhafter Gott hat einen tugendhaften Gott getödet. In welche Verwirrung stürzet dieses Lehrgebäude die Menschen nicht! Da weder Unterschied unter Bösem und Gutem ist, so ist auch ein jeder Herr über seine Handlungen. Es giebet keine Belohnung mehr für die Tugend, und keine Strafe für das Laster. Man benimmt den Menschen Hofnung und Furcht; da nun alle Handlungen von gleicher Gleichgültigkeit sind, und solche weder bestrafet noch belohnet werden sollen, was soll sie denn zum Guten antreiben und von dem Bösen abhalten? Wenn das Uebel nur in so ferne Böse ist, als was uns den Gesetzen begegnen

kann,

kann, warum nehmen wir Anstand nach unserer Willkühr zu handeln, so bald wir von diesen Gesetzen nichts mehr zu befürchten haben, und wir uns über dieselben hinwegsetzen können?

Herr Bayle hat das Lehrgebäude des Spinoza in seinem Wörterbuche dergestalt umgestossen, daß man blind seyn muß, wenn man das Lächerliche nicht davon begreiffen wollte. Was diejenigen anlanget, welche sagen Herr Bayle habe des Spinoza Lehrgebäude nicht verstanden, so kann man antworten, daß sie selbst es nicht verstehen, und daß selbst nach dem Urtheile verschiedener großer Männer, die Bayle nicht lieheten, derselbe allerdings den Grundsatz dieses Philosophen umgestossen habe.

Leibnitz hat ein weit vernünftiger Lehrgebäude, und mit mehrerer Klugheit als Spinoza aufgerichtet; es ist dasselbe aber eben so unzulänglich, als des ersteren. Als GOtt nach der Meinung dieses berühmten Gelehrten die ganze Welt erschuff, so wehlete derselbe unter allen möglichen Welten die beste, und dieser verliehe er das Daseyn. Durch diesen angenommenen Satz will Herr Leibnitz beweisen, die Vernunft könne keine in dieser Welt getroffene Einrichtung mit siegreichem Erfolge angreiffen, man möge dieselbe entweder durch natürliche oder ausserordentliche Einsichten kennen. Dem ohngeachtet ist dieses Lehrgebäude im Grunde ein glänzendes Hirngespinnste. Was wollen die verschiedenen möglichen Welten sagen, unter denen GOtt die beste wählete? So viel als nichts; denn damit eine Sache möglich sey, ist nicht genug, daß ich sie, wie sie an sich selbst

ist,

ist, betrachte, man muß dieselbe annoch gegen deren Urheber betrachten. Sie höret auf möglich zu seyn, wenn derjenige, der sie hervorbringen soll, sie nicht machen kann, es sey nun aus Mangel des Vermögens, oder daß sich eine andere von seinen Eigenschaften dieser Hervorbringung widersetze. Nun würde zufolge Herr Leibnitzen GOtt wider seine Weisheit, Natur und wider sich selbst gehandelt haben, wenn er nicht die beste von allen vorstellbaren Welten hervorgebracht hätte; mithin waren die minder guten nicht möglich, und die Wahl GOttes unter verschiedenen Welten konnte nicht statt haben. Dieser Beweis ist unüberwindlich, und, in einem anderen Verstande betrachtet, thut er die Nothwendigkeit dieser Welt dar, folglich die Unmöglichkeit der anderen. Denn es war entweder besser, daß sie hervorgebracht wurde, oder besser, daß es nicht geschahe, oder es war gleichgültig, ob sie es war, oder es nicht war. GOtt handelt nicht ohne Ueberlegung, weil er die Vernunft selbst ist. Eben so wenig kann man vorgeben, die höchste Weisheit bleibe bey dem weniger guten stehen; das Seyn dieser Welt war also nothwendig und der anderen ihre unmöglich; mithin ist die Rede von keiner Wahl, da die beste Welt nothwendig war. Die Weisheit GOttes wollte die Welt so, und er würde wider seine Natur gehandelt haben, wenn er weniger gute gewählet hätte. GOtt kann unmöglich seinen Eigenschaften entgegen handeln, weil er in diesem Falle sonst seine Gottheit aufheben würde.

Je mehr ich mich durch die Gründe des Herrn Leibnitz aufzuklären suche, in desto tiefere Finster-

nisse

nisse stürze ich mich. Ich will indessen sehen, ob ich seinen Gedanken besser begreiffen könne, wenn ich sein Lehrgebäude annehme. Betrachte ich die Gottheit, wie sie sich eine unendliche Menge verschiedener Welten vorstellet, so erhebe ich mich mit dem Herrn Leibnitz zu derselben so hoch, als es mir möglich ist. Ich dringe in GOttes Vorstellungskraft hinein, ich sehe dieselbe alle diese mögliche Welten gegen einander vergleichen, und zum Exempel schlüssen, welche von zwey Welten die beste seyn werde. Ich begreiffe, es sey möglich, daß die erste alles Gute der unserigen haben könne, ohne daß das Böse, welches mit ihr verknüpft ist, dabey anzutreffen wäre; immittelst hat die zweyte ihre Wirklichkeit erhalten: ich muß also schlüssen, GOtt habe die Welt, in welcher Böses ist, für besser gehalten, als die, in welcher lauter Gutes wäre. Durch die von GOtt getroffene Wahl wird derselbe zum Urheber des in dieser Welt häuffig ausgetheilten sittlichen und natürlichen Uebels, und das mit dem Guten vermischte Böse, ist mithin besser, als das Gute allein. Man diese Vernünfteley noch höher treiben und deutlich zeigen, daß dasjenige, was in Absicht auf die Welt überhaupt genommen nothwendig ist, es auch für jeden Theil derselben sey; da nun alles unumgänglich nothwendig ist, so war der verrätherische Stich des Ravaillac, welcher eine von den Begebenheiten war, da solche Statt gehabt hatte, eben so nothwendig als die Rundung eines Kreises; des Ravaillac Stich war aber nicht allein nothwendig, sondern annoch besser, als seine Treue. GOtt würde eben so

wi:

wider seine Weisheit gehandelt haben, wenn des Ravaillac That nicht besser, als seine Treue, gewesen wäre, als er wider seine Natur gehandelt haben würde, wenn er nicht die beste unter den Welten gewählet hätte, indem er die Welt, in welcher Gutes und Böses ist, der Welt vorzog, in der lauter Gutes seyn würde, und die darum nicht unmöglich ist, weil ich davon einen deutlichen Begrif, laut meiner Anzeige, habe.

Adams und Evens Ungehorsam ist nach Leibnitzens Meynung eine nothwendige Folge der von dem Urheber der Natur in der Welt getroffenen Einrichtung. GOtt verliehe ihnen bey ihrer Erschaffung den freyen Willen; es stund also bey ihnen, ob sie gehorchen oder nicht gehorchen wollten. Sie waren ungehorsam, und wurden darauf nicht allein ewig verdammet, sondern sie zogen in ihre Verdamnis die ganze Nachkommenschaft hinein, die Menschen sind der Neigung zum Sündigen unterworffen worden, und ob es schon dem göttlichen Wesen gefallen hat, einen geringen Theil menschlicher Geschöpfe dieser Verdamnis zu entledigen; so lässet er sie doch in diesem Leben der Verderbnis der Sünde und dem Elende ausgesetzet seyn. Da, wie Leibnitz will, GOtt alles vorausgesehen, und alles angeordnet hat, so hat er ohngeachtet des Unglücks, welches er in der Zukunft wahrnahm, und von dem er wuste, daß es seine Geschöpfe drücken würde, dennoch nicht anders, als er gethan hat, handeln können; weil er seiner Natur nach so, und nicht anders, handeln, und diese Welt, als die beste, wählen muste.

Man

Man könnte dem Leibnitz antworten, die Güte des unendlich vollkommenen Wesens würde nicht unendlich seyn, wenn man sich eine größere Güte, als die seinige vorstellen könnte; GOtt hätte dem Adam also keine Freyheit zugestehen sollen, da er wuste, daß er derselben misbrauchen würde, sondern denselben aus einer sichern Gnade glücklich machen sollen. Ein übel handelndes Wesen ist sehr wohl im Stande, seine Feinde mit Geschenken zu überhäuffen, so bald dasselbe überzeugt ist, daß sie solche zu ihrem Schaden anwenden werden; einem unendlich gütigem Wesen kann es nicht zustehen, Geschöpfen eine Freyheit zu lassen, von denen dasselbe versichert ist, daß sie einen solchen Gebrauch davon machen werden, um ewig unglückselig zu werden. Es ist ein eben so sicheres Mittel einem Menschen das Leben zu nehmen, wenn man denselben an den Rand eines steilen Abgrundes führet, wo man gewis ist, daß er herabfallen werde, als wenn man denselben selbst da hinabstürzete; man verlanget seinen Tod eben so wohl, wenn man sich der ersten Art, denselben ums Leben zu bringen, bedienet, als wenn man von der letzterm Gebrauch machet. Da GOtt die allerhöchste Güte ist, so muß er dem Menschen alles, was ihm zuverläßig glückselig machen kann, geben: wir begreiffen aber, daß der freye Wille nicht das sicherste Mittel dazu sey. Ein großmüthiger Mensch giebet denen, welche er liebet, reichlich, und wartet nicht, bis sie fordern, oder durch eine Beraubung der Wohlthaten, die er ihnen zufliessen lassen konnte, in langwieriges Elend gerathen sind. Das größte Vergnü-

gen,

gen, welches man schmecken kann, ist, wenn man so viel nur möglich in allen Stücken Einigkeit, Ordnung und Frieden unterhalten kann; und die Ehre, die man aus dem Unglücke eines anderen ziehen dürfte, würde nur eine unächte Ehre seyn. Die gröſßte Anzeige, welche man von seiner Liebe zur Tugend geben kann, ist diese, daß man sie stets in Ausübung bringe. Man muß das Laster in seiner Geburt ersticken: dasselbe erst nach einer langen Einnistelung ausrotten, dadurch verräth man nicht alle die Zuneigung gegen die Jugend, die man zu derselben fassen kann. Adams Freyheit gab ihn den Leidenschaften Preiß, und erweckte demselben um so viel gefährlichere Feinde, als sie in dessen Herzen waren. Hätte man ihm die Freyheit genommen, so würde er das betrübte Recht, sich unglücklich zu machen, verlohren haben, und man hätte ihn dagegen eine ewige Glückseligkeit versichert. Derjenige würde einen grossen Fehler äussern, der verschiedene Vasallen besässe, und sich nicht um die Unordnung bekümmern wollte, die er mit Zuverläßigkeit unter ihnen entstehen sähe; dieser Fehler würde aber noch weit gröſſer seyn, wenn er durch krumme und verborgene Wege die Empörung unter ihnen selbst anzeddeln wollte. Man ist einmal die Ursache von etwas Bösem, man mag zu demselben auf sittliche oder natürliche Art Gelegenheit geben. Allein, sagt Leibnitz, hatte Adam Leidenschaften, so konnte er ihnen auch widerstehen. Ein Arzt, der zur Cur eines Kranken ein Mittel wählete, von dem er zuverläßig wüste, daß der Kranke es nicht anehmen

dürfte, würde sehr zu tadeln seyn: man würde demselben nicht ohne Grund den Tod dieses Kranken zuschreiben, weil unter den anderen Hülfsmitteln sich welche gefunden haben dürften, die dem Kranken besser behaget hätten, deren er sich bedienet haben würde, und die ihm die Gesundheit wieder hergestellet hätten. Es würde diesem Arzte an der Erhaltung des Lebens von diesem Menschen nichts gelegen seyn, weil er eben dasjenige Mittel verordnete, von dem er weis, daß er sich dessen nicht bedienen würde.

Dieses sind unauflösliche Einwürffe, wenn behaupten will, diese Handlungen der Menschen und die Bewegungen der Körper würden durch vorherbestimmte Ursachen hervorgebracht und veranlasset; denn dieser Meinung zufolge kennet GOtt nicht allein deren ganze Einrichtung, sondern er selbst ist deren Urheber, und alles Uebel, das daraus entstehet, muß ihm nothwendiger Weise zugeschrieben werden. Diesem Einwurffe zu begegnen, saget uns Leibnitz, GOtt habe durch kein ausserordentliches Wirken das Verderben in der Seele und dem Körper des Menschen veranlasset; sondern es sey solches natürlicher Weise von selbst erfolget. Dieser neue Grund hilft ihm nichts, denn GOtt ist in dessen Lehrgebäude dergestalt Urheber von allem dem, was in der Natur ist, daß alles, was in derselben vorfället, ihm nicht weniger zugeschrieben werden muß, als wenn er es ausdrücklich durch ein ungewöhnliches Wirken hervorbrächte.

Wenn ich der Meinung des Herrn Leibnitzens von der verbotenen Frucht, und die Art, mit welcher

er

er deren Geheimnis erkläret, untersuche, so kann ich nicht umhin mit Verwunderung über die Gedanken, denen sich bisweilen die größten Männer hinreissen lassen, Betrachtungen anzustellen. „Man hat Ursache zu glauben, saget er, daß die untersagte That „von selbst die nachtheiligen Folgen nach sich zog, „kraft einer natürlichen Folge, und daß sie GOtt um „dieser Ursache willen, und nicht blos um seines willkührlichen Gesetzes halber, verboten hatte: fast „eben so, wie man den Kindern die Messer verbietet; „nemlich, gleich wie ein Messer ein Kind verwunden „kann, ob man demselben gleichwohl nicht dessen Gebrauch verboten hätte: eben so würde die Frucht „des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen „den Verstand verdunkelt, den Willen verdorben „und die Maschine des menschlichen Körpers geschwächt haben, wenn GOtt auch nicht verboten „hätte, davon zu essen.„ Das ist eine ganz eigene Theologie, die weder den Römischcatholischen noch den Protestanten ähnlich ist. Ich zweifele indessen, daß deren Neuigkeit derselben Anhänger verschaffen werde. Ein großer Mann kann gewisse Sachen wagen, welche denjenigen lächerlich machen würden, der diese Irrthümer nicht durch einen erhabenen Verdienst ersetzete. Ich meines Theils unterwerffe mich der Meynung des Hn. Pauli, welcher versichert, der Tod sey durch die Sünde in die Welt gekommen. Zudem scheinet mir Leibnitz nicht ganz von dem, was er saget, versichert zu seyn; denn er erkläret sich in dem zweyten Bande seines Versuchs einer Theodicee bald im Anfange: es ist uns we-

der die Natur der verbotenen Frucht, noch die Natur der Adamischen Handlung, noch deren Wirkungen genugsam bekannt, daß wir Stück für Stück von dieser Sache urtheilen könnten; indessen muß man GOtt diese Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu glauben, daß sie ganz etwas anders in sich fasse, als was uns die Mahler vorbilden. Aus dieser angezogenen Stelle des Leibnitz sollte fast scheinen, er habe Mosen entweder nur für einen Mahler oder Dichter gehalten. Immittelst lasse ich diesem großen Manne Gerechtigkeit wiederfahren, und bin es überzeugt, er habe gründlicher gedacht; das muß man aber auch gestehen, er habe sich an diesem Orte sehr übel ausgedrücket. Dem sey nun, wie ihm wolle, so ist er verbunden zu gestehen, das Elend, welches die Menschen beschweret, sey eine Folge von dem Handel mit der verbotenen Frucht, indem alles auf solche Art zusammenhänget, daß aus einer Begebenheit immer eine andere folget; mithin ziehet die erste Begebenheit unsers Lebens nothwendig die anderen, welche uns verdammen, nach sich.

Es scheinet Herr Leibnitz habe diese Schwierigkeit gemerket; denn er vermindert, so viel ihm möglich ist, die Zahl der Verdammten. Viele der Alten, saget er, haben gezweifelt, ob die Anzahl der Verdammten auch so groß sey, als man sich dieselbe vorstelle, und haben dahero ein Mittel zwischen der ewigen Verdammnis und der vollkommenen Seeligkeit geglaubet. An einem anderen Orte saget derselbe: man thut Unrecht,

recht, wann man behauptet, daß es mehr Unglückselige, als Glückselige, geben werde. Das Glück, das Unglück, und das, was dazu bringet, hängen von der Einrichtung ab, welche die Weisheit zufolge ihrer Natur, die sie, nicht in Absicht eines jeden Menschen allein, sondern in Absicht auf das Ganze, zum Besten bestimmet. (Ein seltsamer Trost für die Unglücklichen!) GOtt, füget Leibnitz hinzu, ist durch die den Menschen geschenkte zureichende Gnade, und die wirklich zureichet, genugsam gerechtfertiget, wenn sie nur einen guten Willen haben. Er hätte sagen sollen, wenn er ihnen nur einen guten Willen verleihet, weil es seinem Lehrgebäude gemäs, nicht von uns abhänget, ob wir diesen guten Willen haben, und derjenige, dem derselbe mangelt, nicht verdammet, sondern nur als Unglückseliger angesehen werden muß, der sein Unglück lediglich der Einrichtung der bestmöglichsten Welt, welche ihm veranlasset, einen bösen Willen zu haben, zuzuschreiben hat; und von dieser Einrichtung rühret unumgänglich alles Uebel her, welches sich in der Welt befindet. Hieraus würde folgen, GOtt müsse die Menschen nicht strafen, weil sie durch eine der besten unter allen möglichen Einrichtungen dazu gezwungen werden. Aber GOtt hat, antwortet Leibnitz, einen weit nachdrücklicheren und ihm anständigeren Grund, die Uebel zu dulden. Er ziehet aus ihnen nicht allein Gutes, sondern er findet sie über dieses noch mit dem allergrößten unter allem möglichem Bestens verbunden; daß es dergestalt ein Fehler seyn würde, wenn

er das Böse nicht zuliesse. Die Zulassung des Bösen rühret aus einer Art moralischer Nothwendigkeit her: GOtt ist durch seine Güte und Weisheit dazu verpflichtet. Diese Nothwendigkeit ist glückselig. Die Regierung GOttes ist der bestmöglichste Zustand. Wählete GOtt nicht das Beste unter allem, so würde dieses ein größeres Uebel seyn, als alle einfach genommene Uebel: und dieses so große Uebel würde in GOttes übel getroffener Wahl bestehen, wenn er anders gewählet hätte, als er nicht gethan hat. In GOtt würde ein jeder Fehler zur Sünde werden, und so gar mehr Schaden anrichten, als eine Sünde; weil derselbe seine Gottheit aufhöbe: nun aber würde das ein großer Fehler seyn, wenn er nicht das Beste wählete; alsdenn verhinderte derselbe die Sünde durch etwas, was schlechter seyn würde, als die Sünde. Das sind alles lauter Heische-Sätze. Will man beweisen, GOtt habe das Böse in der Welt einführen müssen, so muß man darthun, es sey unmöglich, daß eine Welt ohne Uebel bestehen könne: nun aber könnte eine Welt ohne Uebel seyn, da wir in uns selbst einen Begriff von einer dergleichen Welt haben; da aber GOtt die höchste Weisheit und unumschränkte Güte ist, und es wider sein Wesen streitet, Urheber des Bösen zu seyn, so hat er auch nicht das Böse in der Welt einführen können: mithin ist er nicht Ursache dessen was in der Welt im Schwange gehet. Indessen ist das Uebel da, woher kommt es? Es ist ein wirkliches Ding; aus dem Nichts kann es nicht erzeuget wor-

den seyn. GOtt hat es nicht hervor gebracht. Wir müssen also gestehen, daß, allem Nachdenken der Philosophen ohngeachtet, der Ursprung des Bösen für die schwachen Menschen ein Geheimnis sey, welches nie von ihnen ergründet werden wird.

Diesen gezeigten Schwierigkeiten abzuhelfen, haben einige Gelehrte vorgegeben, das Böse und die Sünde rühre aus dem unerschaffenen Nichts her. Es ist dieses die Meynung des berühmten Descartes (Carteſii), allein es saget dieser grosse Mann über diese Sache nicht allein nichts überzeugendes, sondern auch nichts zulängliches. Ein geschickter Jesuite, der lange Jahre in Indien an dem Bekehrungswerke gearbeitet hat, meldet uns in seiner Nachricht von China, S. 144. wie wenig die Gründe des Descartes die Chineser rühreten, und gestehet, daß sie ihm zu deren Ueberzeugung nicht dieneten. Diese Stelle ist der wörtlichen Anführung um so mehr würdig, als sie die Widerlegung der Meynung das Böse nehme seinen Ursprung aus dem Nichts, enthalt: „machet man den Chinesen, saget „der Jesuiten Mißionarius, den Einwurf, die schöne „Ordnung welche überall in dem Ganzen der Welt „anzutreffen wäre, könne keine Wirkung des Zufalles „seyn: alles, was da wäre, sey durch eine erste Ur„sache, welche GOtt ist, erschaffen worden: mithin „ist GOtt, erwiedern sie sogleich darauf, der Urhe„ber des sittlichen und natürlichen Bösen. Saget „man ihnen: da GOtt unendlich gut sey, so könne „er unmöglich der Urheber des Bösen seyn; folglich „ist GOtt auch nicht der Urheber von allem dem,

„was da ist: das ist ihre Antwort. Hält man ihnen „ferner vor: das Böse und die Sünde wären Folgen „der üblen Anwendung des freyen Willens der „Geschöpfe; so antworteten sie kaltsinnig: dieses so „gar beweise, GOtt erschaffe nicht alles; denn da „es ausser ihm andere Wesen gäbe, die das Vermö„gen zu schaffen besässen: andere Wesen, die ihren „Ursprung nicht von ihm erhalten hätten; so sey er „auch nicht der alleinige Urheber alles dessen, was „da ist. Einer von diesen ihren Gelehrten saget „einmal zu mir: sie mögen sich drehen und wenden, „wie sie wollen, so müssen sie gestehen, daß, wenn „GOtt der Ursprung alles dessen ist, was ist, er auch „Urheber des moralischen und physischen Uebels sey, „oder, daß, wenn er nicht Ursache desselben ist, er „auch nicht alles gemacht habe, was da ist. Ich „that mein Möglichstes, ihm begreiflich zu machen, „daß das Uebel und die Sünde aus dem unwesent„lichen Nichts entsprängen, und ich bedienete mich „hierbey der Gründe und Beweise des Descartes, „welche er in seinen Betrachtungen der Welt vor„geleget hat; allein er spottete des Ansehens dieses „grossen Mannes, und erwiederte mit Verachtung, „ein Nichts könne keine Ursache von Nichts seyn „oder werden: wäre GOtt der Urheber des in der „Welt befindlichen Guten, und das Böse, welches „die Welt überschwemme, rühre aus einem unwe„sentlichen Nichts her; so gienge die Macht Wesen „zu erschaffen bey dem unwesendlichen Nichts so „weit, als die Macht in GOtt; welches in allen „Stücken ungereimt und lächerlich wäre. Endlich

„ be-

„behauptete er, das moralische und physische Uebel „wären eben solche eigentliche Dinge, als das sitt„liche und natürliche Gute: und wie ich ihm entge„gensetzte, das Böse wäre ein Nichtseyn, welches „von dem Nichts abhienge, so wie die Krankheit „eine nicht seyende Gesundheit wäre; so antwortete „er mir, man könne mit eben dem Anscheine der „Warheit sagen, die Gesundheit sey ein Nichtseyn „der Krankheit: mit einem Wort, ein Mensch, der „eines anderen Gut aus Geitz wegnimmt, begehe „eine eben so wesentliche und wirkliche Hand„lung, als derjenige, welcher aus Antrieb einer Gut„thätigkeit einem Armen ein Almosen gäbe; und „die Vorgänge in dem Verstande dieser beyden Men„schen wären in dem einen so wohl, als in dem ande„ren gleich wirklich. Es mag nun, füget der Hei„denbekehrer hinzu, an meiner Geschicklichkeit gelegen „haben, oder die chinesische Sprache habe keine „Ausdrücke, welche den glichen, deren man sich bey „Erläuterung von dergleichen Sachen in unseren „theologischen Schulen bedienet, es war nicht mög„lich, ihn auf andere Gedanken zu bringen."

Aus dem Geständnisse eines so frommen als erleuchteten Schriftstellers siehet man, daß die Schwierigkeiten, die uns bey den verschiedenen Meynungen über den Ursprung des Bösen im Wege sind, ebenfalls von allen Völkern empfunden werden. Wollten die Philosophen aufrichtig handeln, und zögen sie die Wahrheit der Begierde, sich berühmt zu machen und zu zeigen, daß sie alles begreiffen, vor, so würden sie ihre Unwissenheit, diesen Punct betreffende, gestehen,

und zugeben, daß es keinem Sterblichen verstattet sey, ihn in helleres Licht setzen zu können.

Es behaupten einige Personen, es sey gefährlich, eine Frage unentschieden zu lassen, die den Freygeistern Gründe an die Hand geben könne. Hierauf antworte ich auf zweyerley Art: erstlich, es sey leicht, auf das genaueste und unumstößlichste zu beweisen, daß die Unwissenheit, in der wir uns, was den Ursprung des Bösen anlanget, befinden, uns zu keinem Gedanken, welcher der göttlichen Vorsehung zuwider sey, verleiten müsse; zweytens, daß die größesten Männer eingeräumet haben, es gezieme sich mehr, den Ursprung des Bösen als ein unerforschliches Geheimnis zu betrachten, denn denselben zu entwickeln und zu erkennen suchen.

§. 2.

Mich zu überführen, daß das Böse, welches in der Welt herrschet, nicht die Ehrfurcht verringern dürfe, welche ich der Vorsehung schuldig bin, so darf ich nur an das Daseyn eines weisen ersten Wesens gedenken, welches vermögender, als die Materie ist, dieses Weltgebäude erschaffen und ihm die Gestalt gegeben hat, dasselbe durch seine Macht unterstützet und erhält, und dessen Abänderungen anordnet. Wahr ist es, es scheinen mir einige von diesen Begebenheiten unrichtig und meinen Begriffen von der Ordnung zuwider zu seyn; ich muß aber die Dunkelheit, die mich umgiebet, der Schwäche meiner Einsichten, und nicht dem Mangel der Weisheit und Macht des höchsten Wesen zuschreiben.

Ich

Ich bin von dem Satze, es ein GOtt, überzeuget; alles weiset, alles erweiset mir ihn. Ich erkenne, daß so bald dieser GOtt nur ist, er unumschränkt gewaltig seyn müsse: daraus schlüsse ich, er könne unmöglich Urheber des Bösen seyn; und ich müßte der Vernunft beraubet seyn, wenn ich anders dächte. Auf einer anderen Seite kann das Nichts kein wirkliches Ding erzeugen. Das Böse ist vorhanden, es ist ein wirkliches Ding, wer oder was ist sein erster Grund? Ich weis es nicht, antworte ich. Muß ich eingeschränktes Ding aber, da ich die Geheimnisse des Unendlichen nicht entwickeln kann, wider die kläresten Begriffe angehen, und leugnen, daß es eine Vorsehung gebe, welche dieses All regiere? Man muß Vernunftlos seyn, wenn man so wenig bündig handeln oder denken sollte.

Wenn ich nicht sehr deutlich von dem Daseyn eines weisen, unumschränkt guten und mächtigen Wesen überzeugt wäre, so könnten mich das physische und moralische Böse, von der ich die Ursache nicht weis, an die Vorsehung zu zweifeln bewegen; so aber beweise ich mir das Daseyn dieses Wesens selbst, sollte ich von der Gewißheit einer Sache abgehen, und eine Meynung auf die Unwissenheit einer andern gründen? Ich weis, der seyende GOtt sey gerecht, und mächtig, sollte ich so thöricht seyn, zu schlüssen, es wäre die Grundursache der Ungerechtigkeiten, welche vorwalten, weil ich diese Ursache nicht kenne, und meine schwachen Einsichten dieselbe nicht finden können? Es ist weder eine vorherbestimmte Uebereinstimmung, noch eine unabhängliche Bestimmung:

es ist kein Geschöpf des Nichts, noch eine Folge einer blinden Macht, und eines einzigen Wesens; kurz, diese Ursache ist keine von allen denen, welche die Philosophen angezeigt haben; sie ist aber noch weniger ein Mangel oder Abgang einer göttlichen Vorsicht, weil mir alles das Daseyn dieser Vorsehung und die unumgängliche Nothwendigkeit ihrer Gerechtigkeit beweiset.

Ich kann nicht begreiffen, daß es Leute gegeben habe, die blind und verwegen genug gewesen sind, an dem Daseyn einer Gottheit zu zweifeln; und ich erstaune fast eben so sehr, daß es Männer giebet, welche dicke Bände schreiben, eine Wahrheit zu beweisen, von der man auf zweyen Seiten einen eben so deutlichen Beweis niederschreiben kann, als es gewiß ist, daß die drey Winkel eines Dreyecks zweyen geraden Winkeln gleich sind. Diejenigen, welche, um von dem Daseyn GOttes überzeugt zu werden, nöthig haben ein ganzes dickes Buch zu lesen, sind entweder Dummköpfe, denen man einerley Sache auf tausenderley Art vorsagen muß, wenn man will, daß sie solche begreiffen sollen, oder leichtsinnige Gemüther, die nur über dasjenige, was man ihnen vorsaget, nach Maasgabe des öfteren Vorsagens nachdenken, oder es sind Freygeister, die weder belehret, noch überzeugt werden wollen.

Ein jeder Mensch, der seine gewöhnliche gesunde Vernunft hat, begreiffet und gestehet aufrichtig, daß das blosse Nichts kein wirklich seyendes Ding hervorbringen könne. Die Wesen, welche sind, sind also durch andere Wesen hervorgebracht worden; sind die

We-

Wesen, welche da seyn, und andere Wesen erzeuget worden; so muß nothwendiger Weise eines von ihnen von je her gewesen seyn, da solches durch das Nichts nicht hat erzeuget werden können. Nun muß man untersuchen, welches die Sache sey, die von je her gewesen ist.

Wir kennen in dieser Welt nur zwey Arten von Wesen; denkende und nichtdenkende. Durch denkende Wesen muß man dieienigen verstehen, welche Gefühl haben, sich Begriffe machen, und darüber Betrachtungen anstellen: durch nichtdenkende blos materialische, die weder Bewustseyn, Gefühl noch Vorstellungen haben, so wie die Steine, Haare. Weil es nun von je her ein Wesen gegeben hat, so muß es von einer von diesen beyden Arten seyn. Nun wollen wir sehen, was dasselbe sey.

Die Vernunft zeiget uns so gleich, der Urheber aller anderer Wesen könne kein nichtdenkendes seyn, und daß ein solches, vermöge des sicheren Satzes, kein Ding könne etwas mittheilen, was es selbst nicht hat, dieselben nicht hervorgebracht haben könne: folglich kann ein nichtdenkendes Wesen unmöglich ein denkendes erzeugen; weil, da dasselbe mit der denkenden Kraft nicht begabt, es dieselbe auch nicht mittheilen kann. Eben so alber ist es, wenn man behaupten will, die Vorstellung rühre von einem Wesen ohne Bewustseyn und Empfindung her, als man vorgäbe, das Nichts sey Ursprung und Schöpfer der Wesen. Das erste Wesen aller Dinge, das ewige Wesen, aus welchem alle andere fliessen, muß also mit Bewustseyn und Vorstellungen begabet seyn, weil

sonst

sonst ohne ihm die denkenden Wesen ihre Eigenschaften von Wesen, die solche nicht hätten, oder von dem Nichts, erhalten haben müsten; welches gleich falsch, ungereimt und widersprechend ist. So bald man überführet ist, es sey von je her ein verständiges Wesen vorhanden, welches der Ursprung aller Wesen sey, so bald ist man auch von dem Daseyn GOttes überzeuget; weil dieses ewige, verständige und allmächtige Wesen GOtt selbst ist.

Die Thorheit derer, welche eine Vorsehung leugnen, scheinet mir weit größer zu seyn, als der Wahnwitz desjenigen Menschen, welcher, indem er die Uhr auf der Strasburger Hauptkirche sähe, sagte, diese Uhr sey von ohngefähr aus dem Staube des Gewölbe-Staubes entstanden, und eben der Zufall mache, daß sie seit mehr als hundert Jahren die Stunden mit vieler Regelmäßigkeit anzeige. Die Narrheit dieses Menschen ist lange nicht so groß, als die Narrheit eines vorgeblichen Philosophen, welcher durch einige elende auf Schrauben gesetzte Schlüsse darthun will, die Verwirrung und Unordnung von Monaden oder Atomen, die in dem leeren Raume herumirreten, und sich aneinander gehangen hätten, habe die Welt mit ihrer Ordnung erzeuget und gebildet. Heisset das nicht der Freyheit zu streiten und schreiben misbrauchen, wenn man als eine Wahrheit festsetzen will, daß Körperchen, die nichts empfinden, von nichts einen Begrif haben, sich nicht allein ewigen Gesetzen vollkommen gleichförmig unterwerffen, und nie ihnen zuwider handeln? Ist wohl eine Meynung thörichter, als die, nach welcher man zugiebet, eine

Natur

Natur ohne Bewustseyn und Empfindung besitze eine Thätigkeit die nie aus der Bahn weichet, welche sie halten muß, und bey der Menge wirkender Kräfte, mit den sie begabet ist, verricht eine jede ihre obliegende Arbeit mit der strengesten Regelmäßigkeit? Ist es möglich, daß man sich vorstellen kann, es seyen weise und dauerhafte Gesetze, deren Befolgung nie abgeändert und ausgesetzet wird, von keiner verständigen Ursache angeordnet worden? Ist es ferner möglich, sich zu bereden, dergleichen Gesetze könnten, ohne eine göttliche Macht und ohne den Befehlen einer ewigen Weisheit, von Körpern auf das genaueste befolget werden, die davon doch keine Erkentnis haben.

Die zwey atheistischen Lehrgebäude, der Spinozisten und Epikurer, sind beyde der Vernunft schnurgerade zuwider. Es ist eines so abgeschmackt, als das andere, man wolle, die Ordnung sey durch den Zufall entstanden, und der Zufall erhalte dieselbe; oder man stelle sich vor, die Materie sey das Hauptwesen, und alle übrige Dinge wären blose Veränderungen in derselben. Ich habe besser oben das Falsche und Lächerliche an dieser letzteren Meynung gezeiget, hier will ich also nur über das Gesagte noch das hinzufügen; wäre dem Spinoza zu Folge die Materie, von welchem die anderen Dinge lediglich Abänderungen wären, das erste ewige und denkende Ding, so müste eine jede Monade, ein jedes Stäubgen auch ein denkendes Ding seyn; denn so unmöglich ein ausgedehntes Wesen von unausgedehnten Theilchen zusammengesetzet seyn kann, eben so unmöglich ist es, daß ein denkendes Wesen von nicht-

den-

denkenden Theilchen zusammengesetzet seyn könne. Wäre der ganze Weltkörper also eine denkende Selbstständigkeit, so müste das Denken sich auch nothwendig in dessen kleinesten Theilchen befinden. Wollte man behaupten, der Gedanken sey nur in gewissen Formen wirksam, so würde das eben so wenig helfen: denn da ein Sandkörnchen nicht weniger ein Theil der denkenden Materie ist, als Plato und Cicero, so müssen diese drey durch die Forme unterschiedene materialische Theile mit Empfindungen und einer zu begreiffen antreibenden Kraft versehen seyn; weil ein denkendes Wesen unmöglich aus nichtdenkenden Theilen zusammengesetzet seyn kann, und es eben so sehr wider die Natur seines Wesens streiten würde, als wenn in einem ausgedehnten Dinge verschiedene unausgedehnte Theile zu finden seyn sollten. Beydes ist gleich unmöglich, und den kläresten Begriffen zuwider.

So bald man erwiesen hat, daß es ein erstes ewiges, verständiges und allmächtiges Wesen giebet, so zeiget mir eben die Vernunft, welche mir die unumgängliche Nothwendigkeit einer Gottheit hat erkennen lassen, daß seiner Vorsicht alles unterworffen seyn müsse. Kann ich gewisse Sachen nicht einsehen, so muß ich die Ursache davon dem zu sehr eingeschränkten Verstande der Menschen zuschreiben. Ein Mensch, welcher die Vorsehung darum leugnet, daß er den Ursprung des physischen und moralischen Bösen nicht ergründet, handelt eben so thöricht, als derjenige, welcher leugnete, die Gegenstände, die er vier Schritte deutlich vor sich siehet, wären nicht wirklich da, weil

weil er diejenigen, welche hundert Meilen von ihm entfernet sind, nicht sehen könnte. Das Daseyn GOttes lieget uns unaufhörlich vor Augen, da wir den Ursprung des Uebels nie sehen: sollten wir darum eine Wahrheit leugnen, weil wir eine andere nicht einsehen, und sagen, eine Sache, von der wir wissen, daß sie sey, wäre darum nicht, weil wir den Grund einer andern nicht begreiffen?

§. 3.

Es giebet Leute, die das Daseyn GOttes zugeben, welche aber, da sie die Grundursache des natürlichen und sittlichen Bösen nicht finden konnten, und wohl einsahen, daß sie dieselbe nicht in GOtt suchen müßten, geglaubet haben, die Materie sey gleich wie er ewig, und der mangelhaften auch nicht zu verbessernden stehenden Natur dieser Materie, die von Ewigkeit her mangelhaft gewesen, müsse man den Ursprung aller Uebel zuschreiben, die man in dieser Welt fände. Diese Meynung kommt der Meynung der Manichäer ziemlich nahe, die, da sie das Unglück der Geschöpfe nicht mit der Güte GOttes zusammen reimen konnten, zwey Urwesen, ein gutes und ein böses, annahmen. Von dem guten Wesen kam das Gute und die Tugend; von dem bösen aber das Uebel und die Materie. Widerleget man die Meynung dererjenigen, welche wollen, die Materie sey gleich ewig, wie GOtt, und aus derselben fast das böse Urwesen der Manichäer machen, so widerleget man zu gleicher Zeit die Meynung dieser genannten Ketzer. So bald man die Unmöglichkeit erwiesen hat, daß keinerley

Wesen, es sey materialisch oder geistig, von gleicher Ewigkeit wie GOtt sey; so folget auch, daß das gute und böse Wesen, welche bey den Manichäern die Quellen des Bösen und guten waren, eben so wenig sich zusammen reimen, als das ewige Daseyn der Materie.

Alles dasjenige, was nicht erschaffen worden ist, muß nothwendiger Weise unendlich seyn, weil es von nichts eingeschränket werden mag. Ist die Materie ewig, so muß dieselbe auch unendlich seyn: mithin giebet es zwey unendliche Wesen, GOtt und die Materie, welche vermittelst ihrer Natur gleich mächtig und gleich unabhänglich von einander seyn müssen; denn das, was ewig ist, kann keine Abänderung leiden, und was in der vorherigen Ewigkeit gewesen ist, muß auch in der nachfolgenden bleiben. Ist wohl etwas abgeschmackteres, als ein Urwesen annehmen, das gleich GOtt ewig ist, von ihm nicht abhänget, und in seinem Umfange unendlich ist? Würde man dadurch nicht zwey Götter und zwey unendliche Wesen voraussetzen?

Hat die Materie von aller Ewigkeit her ihr Daseyn gehabt, so müßten zwey Sachen daraus folgen, entweder die Ordnung, welche wir in der Welt erblicken, sey beständig dieselbe gewesen, oder sie müsse einen Anfang gehabt und GOtt diese Welt aus dem Chaos gerissen und in diese Ordnung gesetzet haben: nimmet man nun die Ewigkeit der Materie an, so sind beyderley Umstände unmöglich. Wir haben gezeiget, eine ewige Substanz (Wesen oder selbstständiges Ding) könne keine Abänderung leiden, und das-

was

was keinen Anfang gehabt, auch kein Ende nehmen. Wäre die Materie ewig ruhig gewesen, so hätte dieselbe auch nicht in Bewegung gesetzet werden können; da eine ewige Sache ihrem Wesen nach, keine Veränderung, sie sey von welcher Art sie wolle, leiden kann: hätte die Ruhe der Materie in der vorhergängigen Ewigkeit Statt gehabt, so hätte solche auch in der zukünftigen Ewigkeit Statt finden müssen; ist die Materie gleich wie GOtt von einerley Ewigkeit, und mithin unabhängig von ihm, so ist es auch unmöglich, daß er ihre Eigenschaften verändert und sie in Bewegung gesetzet habe. Diese Bewegung ist immittelst wirklich da: wir wollen daher untersuchen, ob die Materie diese Bewegung beständig gehabt haben könne, und ob diese letztere Meynung wahrscheinlicher als die erste sey, deren Unmöglichkeit wir erwiesen haben.

Hat die Einrichtung und Ordnung der Welt von Ewigkeit her bestanden, so muß auch alles dasjenige, was gegenwärtig ist, von je her so gewesen seyn. Die Menschen, welche heute die Oberfläche der Erde bewohnen, müssen ewig seyn, keinen Anfang gehabt haben, und wie die Sterne am Firmament und alle Wesen, welche die verschiedenen Elemente erfüllen, kein Ende nehmen können. Hat es von aller Ewigkeit her Menschen gegeben, so frage ich, welches der erste Mensch gewesen sey, der gestorben ist: da er nicht erschaffen worden ist, und seinem Wesen nach unumgänglich unsterblich seyn mußte, konnte er den Tod nicht leiden. Saget man, es wären zu allen Zeiten Menschen gestorben, so ist man nichts weiter

gekommen, denn ist die Welt von je her gewesen, so hat auch von allem dem, was von je her da gewesen ist, nichts zu Grunde gehen können; denn so wie die Welt von je her ihr Daseyn gehabt, die Sonne und andere Sterne keine Abänderung gelitten, und keine andere an deren Stelle gekommen sind: eben also haben die Menschen beständig eben dieselben bleiben, und keinen auf sie folgenden Platz machen müssen.

Wäre die Einrichtung der Welt von Ewigkeit her, so würde unmöglich die Hälfte von den ihr vorgehenden Erzeugungen nöthig gewesen seyn. Ohne Eyer sind in der Welt keine Vögel möglich, und ohne Federvieh keine Eyer; auf was für Art hat also dieses verschiedene Flügelwerk wohl entstehen können? Hat es von Ewigkeit her einen Vogel gegeben, so hat er dem Ey seine Wirklichkeit nicht zu danken, und ist das Ey vor demselben gewesen, so hat es auch in den Erzeugungen einen Anfang gegeben.

Alles überzeuget uns, daß dieses Weltgebäude einen Anfang gehabt habe, wäre es ewig, so würden wir dessen Gestalt nicht abändern, und alle Tage seinem Untergange sich klärlich nähern sehen. Ohngeachtet der heidnischen und ohngötterischen Irrthümer des Heidenthums haben die alten Weltweisen den Untergang der Welt verspüret, und Lucrez verkündiget uns in seinem Gedichte von der Natur der Dinge deren Zerstörung.

Da wir nun sehen, daß, wann auch die Materie mit GOtt von gleicher Ewigkeit sey; eines eben so unmöglich ist, als das andere, die Ordnung habe von allen Zeiten her in der Welt bestanden, oder sie habe

einen

einen Anfang gehabt; so müssen wir nothwendiger Weise gestehen, GOtt sey der alleinige Urheber dieser Welt, und ein jedes andere Wesen sey ihm unterworfen, und habe einen Anfang gehabt. Der irrige Gedanken derer, welche gleich den Manichäern zwey ursprüngliche Wesen annehmen, ist so ungereimt, als derer ihrer, welche der Materie die Ewigkeit beylegen. Die Vernunft weiset uns deutlich, es könne nur ein einziges ewiges und unendliches Wesen geben.

Will man sich nicht einem übertriebenen Zweifel hinreissen lassen, und den alten Geschichtschreibern allen Glauben versagen, so muß man gezwungen zugestehen, man spüre die Unmöglichkeit des ewigen Seyns der Welt, weil man sichtbarlich deren Verfall siehet. Vor diesem brachte die Erde dasjenige, was sie jetzo nur mit vieler Mühe erzeiget, mit weniger Sorgfalt hervor: die Menschen lebten vor dem länger, als heutiges Tages, und waren weit stärker, als die Leute unsers Zeitalters. Es scheinet, daß am Himmel eben so beträchtliche Veränderungen, als auf der Erde, vorgegangen seyn müssen. Die Alten haben Sterne gesehen, die verschwunden sind, außerdem müsten solche ohne Zweifel wiederum zum Vorschein gekommen seyn, und wären sie noch vorhanden, so müßte ihr Umlauf nach so vielen verstrichenen Jahrhunderten geendiget seyn.

Das Ganze folget der Natur seiner Theile, und ein Körper sey auch beschaffen, wie er wolle, so ist er den Gesetzen seiner Glieder unterworfen. Die Theile der Welt sind dem Verderben unterworfen, mithin ist die Welt selbst diesem Verderben ausgesetzet,

setzet, und folglich zum Untergange bestimmet. Alles nun, was vergänglich und der Zerstörung ausgesetzet ist, muß einen Anfang gehabt haben; mithin ist die Welt nie ewig gewesen, sondern von einem ersten ewigen, unendlich weisen und mächtigen Wesen hervorgebracht und erschaffen worden: immassen der Bau und die Ordnung der Welt die Weisheit und Macht ihres Schöpfers sichtbar darleget.

§. 4.

Diejenigen, welche behaupten, die Materie sey mit GOtt von gleicher Ewigkeit, sagen, es sey selbst der göttlichen Macht unmöglich, aus einem Nichts ein Etwas zu machen, und geben zu, es sey eine erste, in der vorgängigen Ewigkeit ruhig und ohne Bewegung gebliebene, Materie gewesen, die von GOtt bearbeitet worden wäre, um in der nachherigen Ewigkeit in einer wirksamen Bewegung zu seyn. Wir haben gesehen, daß wenn diese Materie von Ewigkeit gewesen wäre, sie unmöglich aus ihrer Ruhe in eine Bewegung übergehen können; gegenwärtig will ich die Widersprüche untersuchen, welche bey dem vermeynten gleichewigen Daseyn dieser Materie vorwalten, und alsdenn zeigen, daß die Erschaffung unsers Weltkörper nichts die Vernunft Widersprechendes bey sich führe.

Nichts ist widersprechender, als das, was einige theils alte, theils neue, Philosophen von der ersten Materie gesprochen haben, von der sie ihr ewiges Daseyn in einem verworrenen und unförmigen Klumpen behaupten. Wie kann eine Materie ohne Forme,

Figur oder Gestalt seyn, da die Unförmlichkeit bereits eine Forme vorausſetzet. Wie kann eine in die Länge, Breite und Tieffe ausgedehnete Sache ohne aller bestimmter Figur seyn? Es ist eben so ungereimt, eine erste Materie ohne alle Gestalt anzunehmen, als es abgeschmackt seyn würde, zu behaupten, ein Ding könne zugleich da seyn, und nicht da seyn, weil ein Körper unmöglich ausgedehnt seyn kann, ohne eine gewisse Figur zu bilden. Mithin, ist die Materie von Ewigkeit her gewesen, so hat solche auch von Ewigkeit her eine gewisse Gestalt haben, und diese gewisse Gestalt weder erst erhalten, oder sie gegen eine andere vertauschen können; weil, vermittelst des verschiedenemale bereits angeführten Grundes, die Natur eines ewigen Wesens keine Abänderung in sich selbst zulässet.

GOTT kann das Wesen der erschaffenen Dinge nicht verändern, und nicht machen, daß ein Zirkel ein Viereck und ein Dreyeck ein ovaler Kreis seye: da nun GOTT das Wesen der erschaffenen Dinge nicht verändern kann, so mag er noch weniger das Wesen unerschaffener und von ihm nicht abhängender Dinge abändern; folglich hat es eine ewige Materie gegeben, so muß sie auch eine bestimmte Gestalt gehabt haben, die sie so gar durch göttliche Gewalt nie hat verlieren können, da das Wesen eines ewigen Dinges sich beständig gleich und änlich seyn muß, und das was ohne Anfang gewesen ist, kein Ende nehmen kann. Dieses wird hinreichen, das Lächerliche einer vermeintlich ewigen, aller Gestalt beraubter, und von GOtt in Bearbeitung genommener

ner Materie darzuthun; nun komme ich zu den Gründen, welche zeigen, GOtt habe die Welt erschaffen, und sie aus dem Nichts hervorziehen können.

Erweiset man klärlich, daß durch die göttliche Macht alle Tage neue Wesen aus dem Nichts hervorkommen, und siehet man alle Augenblick durch das Mittel der Erzeugung neue Wesenheiten aus dem Nichts entspringen, so schlieffet man mit Recht, es sey nicht unmöglich, daß GOTT durch eben diese Kraft andere Dinge und Wesenheiten habe hervorbringen können. Ein Mensch, der nur einen Augenblick über sich selbst nachdenken will, erkennet so gleich, es gebe Dinge, die durch die göttliche Macht aus Nichts erzeuget worden sind: er begreiffet, er habe nur seit einer gewissen Anzahl Jahre sein Daseyn erhalten. Sage ich, ein Mensch, so verstehe ich darunter nicht die Materie seines Körpers, weil diese Materie bereits erschaffen war, und nur bey der Bildung seines Körpers eine neue Form bekam; sondern ich spreche von dem denkenden und verständigen Urdinge, welches dessen Körper in sich fasset, und ich wirklich für den Menschen selbst halte. Ich glaube nicht, daß jemand so thöricht seyn sollte, zu behaupten, er sey von Ewigkeit her gewesen; sondern er muß gestehen, er habe nur seit einer gewissen Anzahl Jahre sein Daseyn gehabt: wie er nun durch sich selbst einsiehet, daß er erschaffen worden, warum will er, es soll einem unumschränkt mächtigen Wesen unmöglich seyn, ein blos materialisches Ding aus dem Nichts zu ziehen, da dasselbe ein denkendes und vernünftiges Etwas aus Nichts erschaf-

sen hat. Die Erschaffung eines denkenden und vernünftigen Wesens setzet noch eine größere Macht voraus, als die Schaffung des bloßen materiellen Dinges.

Diejenigen, welche die Allmacht des höchsten Wesens einschränken wollen, geben auf den Umfang dieser Allmacht nicht Acht. Hat GOTT nicht die Materie, von welcher man will, sie sey in der vor der Schöpfung voraus gewesenen Ewigkeit ohne Bewegung da gewesen, in Bewegung gesetzet? Hat nun GOtt das Leben und die Bewegung erschaffen, warum sollte er nicht auch die Materie erschaffen haben? Das Wachsthum, die electrische Kraft, das Leben und die Seele sind wirkliche Dinge, die aus Nichts erschaffen worden. Das göttliche Wesen hat alle diese Dinge aus dem Nichts hervorgebracht, warum sollte dasselbe nicht auch andere mehr hervorbringen können? Der Verfasser der chinesischen Briefe hat mit vielem Nachdenken angemerket, daß wann GOtt nicht der alleinige Urheber aller Wesen hätte sein können, er in den verschiedenen Selbstständigkeiten auch unmöglich Sachen hätte hervorbringen mögen, die ein so schnur gerade entgegen gesetzet ist. Thut derjenige ein geringeres Wunder, welcher aus einerley Materie Feuer und Wasser machet, als der, welcher diese Materie selbst erschaffet? Alle Philosophen, welche einen ersten Stoff zugestehen, von welchem GOtt die Welt gemachet habe, sind auch der Meynung, diese ewige Materie habe weder eine Eigenschaft noch Gestalt gehabt: GOtt hat aus dieser unförmlichen Materie ohne Eigenschaft alle verschiedene Elemente hervorgebracht; das ist, er hat aus einer-

ley Dinge die Natur des Feuers, der Luft, des Wassers und die Erde erschaffen: Hätte er zu allen diesen verschiedenen Erschaffungen weniger Macht nöthig, als zur Schöpfung Grundmaterie?

Alle seyende materielle Dinge fassen verschiedene besondere Schöpfungen in sich: das ist, sie sind mit verschiedenen Eigenschaften begabet, die aus ihrer ursprünglichen Materie nicht entstanden seyn können, sondern durch das Schöpfungs- oder Erzeugungs-Mittel aus dem Nichts gezogen und hervorgebracht worden seyn müssen: und ohne diesen Eigenschaften könnte diese Materie nicht bestehen; sie muß folglich mit ihnen zu gleicher Zeit seyn erschaffen worden.

Nach dem Lehrgebäude derer, welche eine gleich ewige Materie mit GOtt annehmen, war vor diesem eine Pflanze ein aller Kraft beraubter Körper, ein Theilchen einer unförmlichen Materie, welcher keine Eigenschaft beywohnete: und wie vielerley Dinge nimmet man heutiges Tages in ihr wahr, welche selbst nach jener Einverständnisse derselben nothwendiger Weise angeschaffen worden seyn müssen. Wie mancherley Eigenschaften, Kräfte und Tugenden hat dieselbe nicht durch die Schöpfung erhalten? Innerlich warmer, äusserlich kalter Natur, ihre Rinde ist roth, der Stamm weiß, das Mark purgiret, und ihre Blätter stopfen; woher rühren diese verschiedenen einander oft zuwider seyenden Eigenschaften, und wie befinden sie sich in einem und eben demselben Stück? Wer anders, als die Gottheit, hat sie darein gethan? und wenn sie solche darein gesenket hat, wie man es gezwungen zugeben muß,

muß, ist es alsdenn nicht ungereimt, wenn man denken will, es würde minder Macht zu so vielerley Erschaffungen, als zu einer allein, erfordert?

Man mag eine gleich ewige Materie annehmen, wie man will, so würde doch die Welt nie das gewesen seyn, was sie gegenwärtig ist, wenn GOTT nicht neue Wesen erschaffen hätte: denn die Eigenschaften und Kräfte übertreffen die Materie selbst bey weitem, wenn man sie derselben entblöser siehet. Der Magnet ziehet das Eisen an sich, und zeiget ohne Unterlaß den Nordpol; reibet man denselben aber mit einer Zwiebel, so verlieret er diese Kraft. Der Bernstein wirket auf leichte Körper dasjenige, was der Magnet in Absicht des Eisens vermag. Der Schwefel heilet die Krankheiten der Haut, die Fieberrinde hemmet das Fieber und vertreibet solches, die Rhebarber stärket den Magen, der Wein giebet Kraft und Munterkeit, das Wasser erfrischet und löschet den Durst, das Feuer wärmet, brennet und löset auf, und die Lufft machet, daß wir uns nach ihrer Beschaffenheit wohl, oder übel, befinden; kurz, alles, was in der Natur gefunden wird, ist mit verschiedenen Eigenschaften begabet, welche vermittelst der Schöpfung der Materie eingesenket worden ist: warum sollte nun GOTT diese natürliche Materie, welche minder Würde, als deren Eigenschaften, besitzet, nicht auch haben erschaffen können?

Es ist ganz sicher, daß er die Materie hat erschaffen können, und die Macht darzu gehabt hat; daß er sie erschaffen, und dieselbe ohne der Erschaffung nicht seyn könne, ist nicht minder gewis: weil

man,

man, wie ich solches bereits angemerket, in die grösesten und handgreiflichsten Widersprüche verfallen würde, wenn man zwey erste unendliche Urwesen annehmen, und die Macht GOttes einschränken wollte.

§. 5.

Ich habe das Daseyn eines weisen, ewigen GOttes, Schöpfers aller Wesen, der überaus vernünftig und über alles mächtig ist, auf das deutlichste und nachdrücklichste dargethan: Ich habe ferner gezeiget, daß er mit nichten der Urheber des in dieser Welt befindlichen Bösen seyn könne, und wir dessen wahren Ursprung nicht wissen; es ist genug, daß wir wissen, wie wir schuldig sind, uns seiner Vorsicht zu überlassen, ohne den Grund eines Geheimnisses, welches uns beständig unerforschlich bleiben wird, zu ergrübeln. Alle Untersuchungen der Philosophen und deren Nachspürungen über den Ursprung des Bösen, haben sie blos in Irrthümer, welche der menschlichen Gesellschaft nachtheilig sind, gestürzet. Montagne hat daher überaus weise gedacht, wenn er saget: Was die Freyheit der philosophischen Meinungen über das Laster und die Tugend betrift, so ist das eine Sache, über die es nicht nöthig ist sich weitläuftig auszulassen, und unter diesen Meinungen viele, die zum Besten schwacher Gemüther mit mehrerem Nutzen verschwiegen zu werden verdienen. Man sollte die Menschen nur über solche Sachen zu denken gewöhnen, die ihnen begreiflich sind: dadurch würde man sie des Verdrusses überheben, den sie alsdenn darüber empfin-

den,

den, wenn sie lange genug über gewisse Sachen nachgedacht und endlich sehen, daß sie davon nach aller angewandten Mühe noch weniger, als vorhero wissen. Derjenige, welcher mit einem, ich weis das nicht, verschiedene Fragen beantwortet, ist in einem Augenblicke eben so weit in seiner Wissenschaft gekommen, als der, welcher zwanzig Jahre über diese Fragen seine Vernunft ermüdet hat. Der Unterschied dieser beyden Personen ist allein der, daß diejenige, welche mit Gewalt das Geheimnis hat erforschen wollen, gemeiniglich in gefährliche Irrthümer verfället, und minder aufgeklärt ist, als die andere; weil erjene sich einbildet etwas zu wissen, was sie doch nicht weis. Der berühmte Newton verwarf das Nachdenken über alle die Fragen, welche die Vorsehung den schwachen Sterblichen unauflöslich und unbegreiflich hat machen wollen. Der Herr von Voltaire saget: Die Schwierigkeit, die Freyheit unserer Handlung mit dem ewigen Vorbewustseyn GOttes zusammen zu reimen, hielt den Newton nicht auf; weil er sich in diesem Labyrinthe nicht verlieren wollte. Ist die Freyheit einmal festgesetzet, so ist es unsere Sache nicht, zu entscheiden, wie GOtt dasjenige vorher siehet, was wir ungebunden thun werden. Wir wissen nicht, auf welche Art GOtt dasjenige siehet, was vorgehet: wir haben nicht den geringsten Begrif von seiner Art des Sehens; wie sollten wir also das wissen, nach welcher er etwas vorher siehet? Alles dieses muß uns gleich stark unbegreiflich seyn. Tacitus hat weit

vernünftiger gedacht, als alle Philosophen, welche dasjenige zu begreiffen suchen, was GOtt für ihnen hat verbergen wollen. Sicherer und klüger ist es gehandelt, saget dieser Geschichtschreiber, wenn man mit Ehrfurcht glaubet, daß GOtt wirke, als wenn man seine Handlungen zu erforschen suchet.

§. 6.

Der Einfluß unsers Körpers auf unsere Seele, und der Seele auf unsern Körper, hat viel Aehnlichkeit mit der Frage von dem Ursprunge des Bösen, und ist von gleicher Unerforschlichkeit. Ich werde die vornehmsten Lehrgebäude in Absicht dieses Punktes beleuchten, und ich werde zeigen, daß sie gleich stark unsicher sind. Ich mache mit dem Herrn von Leibnitz den Anfang.

Der Meynung dieses großen Mannes zu Folge, besitzet die Seele eine Fähigkeit sich allerley Vorstellungen und Empfindungen so gar zu erwecken; dergestalt, daß der Zustand, in welchem sie sich bey jedem Augenblicke befindet, eine Folge von dem Zustande des vorher gewesenen Augenblicks ist: und dieses geschiehet nach gewissen fest bestimmten Gesetzen; mithin hat die Seele ohne Beyhülfe der Sinnen nach anderer äuserlich vorgefallenen Handlung ihre Vorstellungen. Ich sehe das Licht, ich höre den Schall; und meine Seele bringet diese Vorstellungen in sich selbst hervor; wenigstens entstehen solche in dem Augenblicke in ihr vermittelst ihrer Naturbeschaffenheit. Der Körper ist eine von GOtt dergestalt gemachte Maschine, daß die Gesetze der Bewegung zur

Er-

Erzeugung aller Wirkungen, die wir an und in dem menschlichen Körper wahrnehmen, hinreichend sind. Da die Menschen gewisse Maschinen verfertigen können, welche gewisse menschliche Handlungen nachahmen, warum sollte GOtt nicht eine Maschine zu machen vermögen, welche alles, was ein Mensch in seinem ganzen Leben thut, verrichtete, und in welcher alles dasjenige geschähe, was in dem menschlichen Körper vorgehet. Das sagen die Leibnitzianer; sie sagen weiter, da das GOtt was sehr mögliches ist, so wollen wir uns eine Seele und einen Körper vorstellen, die dergestalt mit einander übereinstimmig sind, daß des Körpers Bewegungen mit den Vorstellungen und Entschlüssungen der Seele zugleich eintreffen: Darinnen werden wir alles heimliche entdecken, welches in der Verbindung der Seele mit dem Körper vorwaltet. GOtt hat die Sachen dergestalt geordnet, daß jede menschliche Seele auch ihren Körper habe, dessen Bewegungen mit den in der ersteren vorgefallenen Veränderungen übereintreffen, und das ist eine vorher bestimmte Uebereinstimmung.

Je länger man des Herrn von Leibnitz Lehrgebäude untersuchet, je mehr findet man darinnen Schwierigkeiten. Wenn es wahr ist, wie er solches behaupten will, daß GOtt die Seele auf die Art geschaffen habe, daß sie vermittelst der vorherbestimmten Uebereinstimmung keines physischen Einflusses des Körpers bedarf, und der Körper dargegen sich vermöge der vorher festgesetzten Bestimmungen dem Wollen der Seele gemäs beträget; so kann man die Menschen nicht anders, als doppelte

Penduluhren, oder als körperliche und geistige Puppen betrachten: denn des Körpers erste Bewegung ziehet nothwendiger Weise eine zweyte nach sich, und der Seele erster Gedanke machet, daß ein zweyter unausbleiblich dem ersteren folge. Herr Bayle saget nicht unrecht, man müsse diesem Lehrgebäude nach behaupten, des Julius Cäsars Körper habe seine bewegende Kraft dergestalt geübet, daß er von seiner Geburt an bis zu seinem Tode einer unterbrochenen Reyhe von Veränderungen folgete, die auf das genaueste mit den beständigen Abänderungen einer gewissen Seele übereinkommen, welche dieser Körper nicht kannte, und von welcher er auch keinen Eindruck bekam: ferner folget noch, daß diese bewegende Kraft sich ganz genau nach der Flüchtigkeit der Gedanken, des ehrgeitzigen Sinnes des Cäsars richtete, und sich vorzüglicher einen Zustand vor dem anderen erwählete, weil die Seele dieses Kayfers aus einem gewissen Zustande zu dem andern übergieng. Daß dieses aber habe geschehen können, ist unmöglich. Mag auch eine sich selbst nichtkennende Kraft sich wohl genau nach einer Uebereinstimmung richten, die oft mehr als sechszig Jahr vorher bestimmet worden ist? Die zwischen der Seele und dem Körper des Cäsars bestimmte Uebereinstimmung hatte bereits bey der pharsalischen Schlacht über vierzig Jahr bestanden, und sein Körper hatte während dieser ganzen Zeit seine bewegliche Kraft dergestalt genutzet, daß selbiger, ohne einen neuen Eindruck zu empfangen, sich jederzeit pünktlich nach der verschiedenen Denkungsart seiner Seele gerichtet hatte. Kann

eine

eine blinde Kraft sich mit solcher Genauigkeit an einen Eindruck, oder wie man will, an eine seit dreyßig oder vierzig Jahren erhaltene Bestimmung, die seitdem nie erneuert worden und sich selbst überlassen ist, ohne daß sie jemals ihre Vorschrift oder Richtschnur kennet, binde? Dies ist nicht allein unbegreiflich, sondern es gehet annoch wider die Vernunft an. Eine menschliche Maschine enthielt eine fast unendliche Zahl Werkzeuge, sie ist beständig dem Anstosse anderer Körper, von denen sie umgeben wird, ausgesetzet, die in ihr durch unzählig verschiedene Erschütterungen tausenderley Arten Abänderungen erregen. Wie kann man sich vorstellen, daß in dieser vorherbestimmten Uebereinstimmung nie eine Unordnung entstehe, und sie ohne Veränderung und Abweichung während einem langen Leben, und ungeachtet der unendlichen verschiedenen wechselsweisen Wirkungen so vieler Werkzeuge gegen und aufeinander, die von allen Seiten her mit einer Menge bald kalter, heisser, trockener und feuchter Körperchen umgeben sind, welche allezeit wirksam die Nerven auf verschiedene Art angreiffen, ihr Ziel fortgehe? Die Uebereinstimmung der Bewegungen des Körpers mit den Bewegungen der Seele muß durch so viele einander entgegen gesetzt handelnde Ursachen allerdings verändert werden, und sie kann unmöglich allezeit der vorherbestimmten Uebereinstimmung gemäs seyn.

Die Leibnitzianer behaupten vergeblich, GOtt könne solche künstliche Maschinen machen, daß die Stimme eines Menschen, das von einem Gegenstande zurückprallende Licht u. s. w. just da, wo es seyn soll,

sie rühren müssen, damit sie sich auf diese oder jene Art rühren. Nur eine geringe Anzahl strenger Cartesianer geben dieser Meynung Beyfall, und alle übrige haben über diesen Satz die Meynung ihres Lehrers aufgegeben. Was andere Philosophen betrift, so halten sie dieses Lehrgebäude für eine leere Einbildung. Zudem würde ein jeder Cartesianer der Meynung von Maschinen entsagen, wenn man dieselbe bis auf den Menschen ausdehnen wollte; das ist, wenn man behaupten wollte, GOtt habe Körper machen können, die alles dasjenige, was wir andere Menschen verrichten sehen, Maschinen mäßig nachthun könnten. Man schränket dadurch die göttliche Macht keinesweges ein, wenn man behauptet, sie hätte keine solche Maschinen machen können; denn alles, was man an einem Gegenstande zu seyn annimmet, muß auch der Fähigkeit dieses Gegenstandes angemessen seyn. Die Natur und das Wesen der Dinge leidet nicht, daß die dem Geschöpfe mitgetheilten Fähigkeiten nicht nothwendiger Weise gewisse Gränzen haben sollten. Die Handlung der Geschöpfe muß allerdings ihrem wesentlichen Zustande gleich seyn, und nach der Verfassung einer jeden Kreatur vor sich gehen; mithin wird dadurch, daß man saget, GOtt könne dergleichen Maschinen nicht machen, die göttliche Macht eben so wenig eingeschränket, als wenn ich sage, er könne keine unausgedehnte Materie hervorbringen.

Man muß daher den Lehrsatz des Leibnitz als unmöglich verwerfen, weil derselbe nicht allein größere Schwierigkeiten in sich fasset, als die Lehre von blos-

sen Maschinen, sondern annoch die Natur der Dinge übern Hauffen wirfet und deren Wesen verändert. Er führet eine immerwährende Uebereinstimmung zwischen zweyen Wesenheiten ein, davon die eine weder auf die andere wirket, sondern auch keine von der anderen die geringste Kenntnis hat.

Ist die zwischen der Seele und dem Körper vorherbestimmte Uebereinstimmung so, wie Leibnitz es gesagt hat, ist solche unwandelbar und unumgänglich nöthig, ist der Zustand der Seele in jedem Augenblicke eine unausbleibliche Folge des Zustandes vom vorherigen Augenblicke, und stimmet der Körper allezeit genau mit den in dieser Seele vorfallenden Veränderungen überein; was wird denn aus der Freyheit des Menschen? Wird solche nicht ganz und gar zu einem Nichts? Alles, was die Leibnitzianer zur Rettung der Freyheit und Zufälligkeit der menschlichen Handlungen anführen, dienet zu nichts. Nie werden sie es begreiflich machen, daß, da der letztere Gedanke allezeit durch den vorhergegangenen Gedanken bestimmet werde, und die Bewegungen des Körpers unumgänglich diesen nemlichen Gedanken gemäs sind, der geringste Schatten von einer Freyheit in den menschlichen Handlungen übrig bleibe. Ich begehe ein Verbrechen, ich gebe einem Menschen einen Stoß mit dem Degen, so war dieser Gedanke eine nothwendige Folge des Gedankens, den ich einen Augenblick vorher hegte, und der, den ich vor dem vorherigen Augenblicke geheget hatte, war durch eine unumgängliche Ursache, durch einen anderen Gedanken, veranlasset worden: also, wenn ich von einem

Gedanken zu dem anderen zurück gehe, hat der erste Gedanken, den ich hegete, so bald ich war, mich nothwendiger Weise dahin gebracht, einen Menschen zu tödten, und alle Bewegungen meines Körpers haben sich allezeit genau nach diesem Gedanken gerichtet, ohne daß meine Seele jemals auf ihm, und mein Körper dagegen auf jene gewirket hätte; alles dieses ist aus einer Folge einer vorherbestimmten Uebereinstimmung geschehen. Ich antworte darauf dasjenige, was ein Dichter bey einer weniger ungläubliche Sache sagte: Das glaube der Jude Apollo, ich nicht.

§. 7.

Des Vater Mallebranche Lehrgebäude von zufälligen Ursachen ist eben so unwahrscheinlich, als die vorherbestimmte Uebereinstimmung des Leibnitz. Man findet in diesen beyden Lehrsätzen die unüberwindliche Schwierigkeit, daß zwischen der Seele und dem Körper keine wahre und eigentliche Gemeinschaft sey.

Diejenigen, welche die zufälligen Ursachen annehmen, wollen, GOtt selbst sey der unmittelbare Urheber der Vereinigung, welche man zwischen Seel und Leib bemerket. GOtt ist unaufhörlich beschäftiget, diese Einigkeit unter beyden zu unterhalten und erhalten: er ist so zu sagen der Generalbeweger aller Körper, und der Urheber aller ihrer Bewegungen, und handelt zufolge des Willens der Seele, deren Körper er beweget. Meine Seele will zum Exempel meinen Arm bewegen, so beweget GOtt denselben; will ich einen Stein werfen, so ist es wiederum GOtt, der

mei-

meinen Arm ausstrecket, meine Hand zum Steine bringet, und machet, daß dieselbe ihn fasset. So lange ich will, gehen alle diese verschiedene Bewegungen pünktlich vor sich: ich habe aber gar keinen Theil daran; sondern GOtt ist deren unmittelbarer Urheber: da sie aber allezeit auf meinen Willen erfolgen, so halte ich mich immittelst für die Ursache dieser verschiedenen Bewegungen.

Nach des Vater Mallebranche Meynung verhält es sich mit der Seele eben so, wie mit dem Körper. GOtt ist der unmittelbare Urheber der Begriffe, die in der Seele aufsteigen, und wirken fremde Körper auf unsere Spannadern, so veranlasset GOtt in unserer Seele solche Begriffe, die der Bewegung unserer Nerven änlich sind. Während meine Hand einen Stein hält und ihn drücket, so fühle ich den Stein nicht, sondern GOtt giebet mir den Begrif von dieser Berührung. Man lautet eine Glocke, sie setzet die Luft in Bewegung, die an mein Gehörhäutlein anschläget: ich empfinde den Ton, dieses Gefühl aber rühret eigentlich weder von der Bewegung der Luft, noch von der Bewegung her, welche diese Erschütterung in einigen meiner Nerven erzeuget. Diese beyden Ursachen sind nur zufällig; die unmittelbare Ursache ist GOtt, welcher meiner Seele diese Empfindung verleihet. Mit einem Wort, GOtt ist nach des Vater Mallebranche und seiner Schüler Meynung nicht allein der unmittelbare Urheber der Einigkeit, welche wir zwischen der Seele und dem Körper bemerken; sondern er ist annoch der Urheber der mitgetheilten Bewegung, die denn geschiehet, wenn zwey

Körper an einander stossen. Werfe ich eine Kugel, die an eine andere stösset, und solche in Bewegung bringet, so strecket GOtt nicht allein meinen Arm aus, und machet, daß ich die Kugel ergreiffe und sie von mir werfe; sondern er giebet dieser geworfenen Kugel sowohl, als der anderen, wider welche die erstere anschläget, die Bewegung.

Dieses Lehrgebäude führet nicht wenigere Schwierigkeit bey sich, als das von der vorherbestimmten Uebereinstimmung: sie sind beyde der Schwierigkeit ausgesetzet, daß, wenn sie wahr wären, die Bewegungen, die von der freyen Willkühr der Menschen abhängen, oft die allgemeinen Gesetze in Unordnung bringen würden, vermittelst welchen alle Bewegungen der Körper ein Verhältnis unter sich haben; und eine neue Bewegung, welches vermöge der lediglichen physischen Gesetze nicht Statt finden dürfte, würde allein durch den Willen eines Mannes erzeuget werden können, ob solche gleich nur durch die Vermittelung GOttes erfolgen könnte, und er deren unmittelbarer Urheber wäre.

Das heisset sehr wenig philosophisch denken und schlüssen, wenn man zur Erklärung einer jeden Erscheinung beständig zur Mitwirkung GOttes und seiner Beyhülfe seine Zuflucht nehmen will, dadurch wird man den elenden Dichtern ähnlich, die, wenn sie den Knoten ihres Stückes nicht zu entwickeln wissen, entweder ihre Zuflucht zu einem Wunderwerke oder zu einem Gotte nehmen.

Er siehet der göttlichen Weisheit nicht ähnlich, daß GOtt allezeit durch ausserordentliche Mittel und Wege handeln; und in diesem Lehrgebäude wird die Vereinigung der Seele mit dem Körper zu einem fortdaurenden Wunderwerke. Weit natürlicher handelt man, wenn man glaubet, GOtt habe vermöge seiner Weisheit und Allmacht allgemeinen Regeln festgesetzet, nach denen der Leib und die Seele sich gleichseitig richten; daß mithin ein jeder Gedanke einer in dem Körper bestimmten Bewegung gleich sey, und die Seele hinwiederum die Beschaffenheit und den wirklichen Zustand des Körpers in jeder Minute empfinde. Die Erfahrung zeiget uns, daß GOtt zwischen der Seele und dem Körper eine gleichseitige Wirkung eingeführet hat, und daß diese Handlung eine Folge eines allgemeinen Gesetzes sey; denn leidet die Seele, so empfindet der Körper sogleich deren Krankheit, und so bald die Ordnung eines Theiles vom Körper in Unordnung gerathen ist, so wird der Wille nicht mehr von der Vernunft regieret, und der Mensch verlieret seine Freyheit, so bald sein Verstand umnebelt oder in Unordnung gebracht worden ist.

§. 8.

Ich halte es für unläugbar, GOtt habe eine gleichseitige Handlung in die Seele und dem Körper eingeführet; diese Handlung scheinet mir aber nicht eine Folge von der Einigkeit zu seyn, welche diejenigen zwischen den beyden Selbstständigkeiten einführen, die den Lehrsatz vom Einflusse behaupten. Sie wollen, die Seele werde durch die von Seiten des

Körpers erhaltene Eindrücke zu Begriffen gebracht, und der Körper mache seiner Seits nach den von der Seele überkommenen Eindrücken gewisse Bewegungen. Wie ist es möglich, daß ein Körper durch etwas, welches keine Theile hat, in Bewegung gebracht werden könne? Wie ist es ferner noch möglich, daß ein unausgedehntes Wesen von einem ausgedehnten Eindrucke überkommen möge? Die Verfechter des Einflusses sagen, ich will meinen Arm bewegen, und mein Arm beweget sich; meine Seele muß folglich meinem Arme diese Bewegung mittheilen. Ich antworte, dieses beweise nicht, daß die Seele dem Arme eine gewisse Bewegung gebe; sondern nur, daß der Wille zu bewegen und die Bewegung einander zu Hülfe kommen: folglich muß man daher nicht schlüssen, die Seele würke diese Bewegung.

Die, welche den Einfluß behaupten, sagen, die Luft schläget an mein Gehörhäutchen, sie ertheilet einem meiner Nerven Bewegung, und in demselbigen Augenblicke wird die Empfindung des Tons meiner Seele mitgetheilet: die Sonnenstrahlen fallen in mein Auge, sie setzen einen andern Nerven in Bewegung, und meine Seele siehet das Licht; mein Körper muß daher die Macht haben, unmittelbar auf meine Seele zu wirken. Ich leugne, daß diese Empfindungen und Begriffe eine Folge dieses Vermögens oder dieser Macht sind; denn wenn, wie s'Gravesand es sehr wohl bemerket hat, die Spannadern durch ihre Bewegung auf die Seele wirken, so müssen diese Spannadern durch diese Handlung entwe-

weder ihre Bewegung verlieren, oder nichts davon verlieren: verlieren sie nichts davon, so muß etwas da seyn, welches durch seinen Widerstand sie davon etwas zu verlieren verhindert, indem es ihre Bewegung wieder herstellet, während sich dieselbe verlieret. Beydes, in dem einen Falle so wohl, als in dem anderen, muß ein Widerstand da seyn; denn man kann sich unmöglich einen durch seine Bewegung wirkenden Körper vorstellen, ohne daß etwas demselben widerstrebe. Die Seele muß also widerstehen die Bewegung des Nervens entweder ganz zu hemmen oder zu vermindern, oder wenn sie dieselbe nicht vermindert, so muß dieselbe wenigstens die Verminderung, welche eine unnachbleibliche Folge der Handlung des Körpers ist, ersetzen. Das aber, was nicht materialisch ist, kann auch dem Körper nicht Widerstand thun: die Seele ist weder breit, noch lang, noch tief; folglich kann sie weder Widerstand thun, um die Bewegung zu hemmen, noch dieselbe zu vermindern, oder die verminderte Bewegung des Nervens zu ersetzen; mithin können die Nerven durch ihre Bewegung nicht auf die Seele wirken: weil der Begrif des Widerstandes von dem Begriffe der Handlung nicht getrennet werden mag, und die Natur der Seele es auch nicht leidet, daß sie widerstehe.

Eben diese Schwierigkeiten zeigen sich, wenn die Seele den Körper beweget; denn dieser muß widerstehen, das ist auf die Seele, die ihn in Bewegung setzet, zurückwirken. Wie kann aber dieses gleichsei-

tige Wirken auf ein Wesen Statt haben, dessen Natur wieder den Widerstand streitet?

Die Vertheidiger des Einflusses würden es nicht weiter gebracht haben, wenn sie sagen wollten, daß bey dem Wirken der Seele auf den Körper die Seele der Bewegung der Lebensgeister durch den Willen eine neue Bestimmung verliehe; denn die Lebensgeister sind Körper, will man die bewegen, so wird der Stoß eines anderen Körpers dazu erfordert: da nun der Wille der Seelen kein Körper ist; wie kann er sie denn in Bewegung setzen? Wie kann eine Sache auf eine andere wirken, mit Nachdruck darauf losgehen, und sie ohne ein wechselweises Berühren des Bewegers und Beweglichen, und ohne einem wirklichen Stoße, in Bewegung bringen? Das Naturlicht, die Erfahrung, alles lehret und zeiget uns klärlich, daß nur Körper allein rühren und gerühret werden können.

Einige Philosophen, welche die Seele für materialisch halten, vermeynen einen großen Vortheil aus der Unmöglichkeit zu ziehen, in welcher die anderen die Vereinigung der Seele und des Leibes nicht erklären können. Der Einfluß, sagen sie, sey ihrem Lehrgebäude nach, sehr vernünftig und natürlich, weil die Seele in einem gleichseitigen Gefühl mit dem Körper wirken könne. Diese Philosophen bedenken aber nicht, daß der Grund, durch den sie ihren Irrthum zu rechtfertigen suchen, unstatthaft sey; denn ist die Seele ein Körper, so frage ich sie, wer die

See-

Seele in Bewegung setze, wenn sie eine Bewegung machet, um den Körper wieder zu bewegen? Antworten sie mir, sie bewege sich selber; so antworte ich ihnen, es sey unmöglich, daß ein Körper aus einem Zustande in den andern übergehe, ohne einen wirklichen Stoß von einem Beweger zu erhalten. Sagen sie, GOtt bewege die Seele durch seine Allmacht, und von ihm erhalte sie alle die verschiedenen Bewegungen, durch die sie wirksam wird, und die sie hernach dem Körper mittheilet; so werde ich sie bitten, zu erwegen, daß diese Meynung alle Schwierigkeiten der anderen Lehrgebäude enthalte, daß sie ein fortwährendes Wunder, wie das Lehrgebäude von zufälligen Ursachen, voraus setze, und daß sie über diese Schwierigkeiten noch einige andere, die weit stärker sind, beybringe; denn es scheinet wider die kläresten Begriffe zu streiten, daß die Seele ausgedehnt seyn könne, und wir finden nicht, daß der Gedanke etwas mit den bekannten Eigenschaften des Körpers gemein habe. Es dünket mir erwiesen zu seyn, das Vermögen zu Denken könne keine Eigenschaft eines ausgedehnten Wesens seyn. Alles was Ausdehnung hat, hat auch Theile, und alles was der Ausdehnung zukommet, wird auch seinen Theilen zugeschrieben. Wäre ein ausgedehntes Wesen zum Denken aufgelegt, so müßte der Gedanke in einem jeden Punkte seiner Ausdehnung ganz seyn, welches ungereimt ist, oder er müßte in der gesamten Ausdehnung verbreitet, und folglich auch theilbar an sich seyn; und das ist nicht weniger abgeschmackt; mithin ist es ausgemacht, das Denken und die Ausdehnung

kön-

können nicht Eigenschaften eines und eben desselben Gegenstandes seyn.

§. 9.

Wir haben gesehen, es sey unmöglich, daß eine Empfindung der Seele die Wirkung einer Bewegung eines Nervens seyn könne, und wir haben erwiesen, daß der Lehrsatz vom Einfluße nicht gründlicher sey, als der Lehrsatz von der vorherbestimmten Uebereinstimmung und der zufälligen Ursachen. Indessen folget hieraus nicht, daß aller Einfluß verworffen werden müsse, und man kann sich leicht davon überzeugen, daß zwischen dem Körper und der Seele, und der Seele und dem Körper ein Einfluß seyn müsse, wenn man auf gewisse Sachen Acht geben will: dieser Einfluß ist uns aber ganz unbekannt, und wir haben von der Art und Weise, nach welcher er vor sich gehet, nicht den geringsten Begrif; daß dieser Einfluß wirket, daß wissen wir, und weiter nichts. Alle Vernünfteleyen der größten Weltweisen über diese Sache sind nichts mehr, denn gelehrte Träume und erhabene Muthmassungen.

Die geringsten Empfindungen der Seele, welche mit bestimmten Bewegungen des Körpers übereinkommen, und auf der anderen Seite die Bewegungen des Körpers welche genau mit gewissen Bistimmungen der Seele zusammenpassen, zeigen in diesen beyden Wesen einen wechselsweisen Einfluß; sie geben uns aber in Absicht auf die Art, nach welcher dieser Einfluß geschiehet, nicht das geringste Licht: und wie sollten wir dieselbe kennen lernen, da die Natur der

Seele uns verborgen ist? Wir wissen, sie sey ein Wesen, welches Begriffe hat, die es mit einander vergleichet; wir kennen aber den Gegenstand nicht, dem diese Eigenschaften zukommen. Was die Natur des Körpers betrift, sind wir nicht viel gelehrter. Wir sehen, daß er Ausdehnung, Tieffe und Undurchdringlichkeit besitzet; unsere Einsichten erstrecken sich aber nicht so weit, daß wir die Natur des Gegenstandes kenneten, in welchem diese Eigenschaften sich antreffen lassen: wie mögen wir es uns also wohl einkommen lassen, die Verbindung zweyer selbstständigen Dinge zu entdecken, von denen wir nur ganz eingeschränkte Begriffe haben.

§. 10.

Unsere Unwissenheit in so vielen Sachen, selbst in denen, die in uns vor sich gehen, sollte uns bescheidener und zurückhaltender machen; so reisset uns aber die Eitelkeit dahin, und wir wollen die undurchdringlichsten Geheimnisse erforschen. Wir sind einem Menschen ähnlich, der, da er kaum vier Schritte thun kann, ohne sich auf seinen Stock zu stützen, und ohne einen Fall zu wagen, auf einem hockerichten Wege ohne Hülffe und Stütze dahin lauffen wollte. Was entstehet aus einer so ausschweiffenden Art zu denken? Wir fallen in ungeheuersten Irrthümer, wir füllen unsere Einbildungskraft mit Hirngespensten an, und halten uns für sehr gelehrte Leute, wenn wir einige Gründe gefunden, die einen Anschein von Wahrheit haben, und deren wir uns bedienen, unseren Träu-

men

men den Anstrich von handgreiflichen Wahrheiten zu geben.

Wir würden tausendmal erleuchteter seyn, als wir es nicht sind, wenn wir uns nur darauf legten, daß wir die Wahrheiten begriffen, von welchen es GOtt gefallen hat, sie uns fühlbarer zu machen. Er hat uns Einsichten verliehen, alles, was uns nüzlich seyn kann, zu entdecken und zu erkennen; das übrige hat er vor unsern Augen verborgen. Wir mögen solche noch so weit aufreissen, so werden sie doch nie das sehen, was er nicht für sie gemacht hat.

Ende der verschiedenen Gedanken.

Ges

Geschichte

des

Marquis von

Baudreville.

Von dem

Herrn Marquis d'Argens.

Schon in der zartesten Kindheit zeigte sich die Zuneigung die ich jederzeit für das schöne Geschlecht gehabt habe. Kaum war ich funfzehn Jahre alt, so verliebte ich mich schon in ein junges Frauenzimmer, deren Temperament so empfindlich war wie meines. Sie hieß Clariſſe, und war eine Tochter eines reichen Kaufmanns, deſſen Laden unſerm Hauſe gegen über war. Ich war ihr Nachbar; meine Beſuche ſchienen also keine Folgen zu haben. Ich beſuchte meine ſchöne Gebietherin täglich, und wandte die Augenblicke, die ich mit ihr alleine zubringen konnte, dazu an, daß ich ihr die Empfindungen meines Herzens be-

bekannt machte. Sie war nicht unempfindlich dagegen: aber der Abstand, den die Geburt zwischen uns beyden machte, schien meiner Liebe unübersteigliche Hinderniß zu setzen.

Meine Familie war vom Stande, und in unserer Provinz in großen Ansehen. Mein ältester Bruder sollte eine hohe Bedienung erhalten, und so bald er versorgt seyn würde, sollte ich Dienste nehmen. Ich besaß nicht Vermögen genung um an die Heurath zu denken; in eine meinem Stande so ungleiche Verbindung zu treten, als die mit der Clarisse gewesen seyn würde, dazu war ich vollends viel zu arm. Meine Ahnen waren in Absicht auf Clarissen meine gefährlichsten Feinde: oft wünschte ich von schlechterer Herkunft zu seyn, und beklagte es, daß ich in einem Stande geboren war, der mein Unglück verursachte.

Clarisse war gegen so zärtliche Gesinnungen sehr empfindlich: und diese besondere Feinheit hatte mehr Eindruck auf ihr Herz als sie gewünschet hatte. Ich bemerkte diesen Fortgang ihrer Liebe, er schien mir aber, im Verhältnis gegen die Heftigkeit meiner Liebe so langsam, daß kaum die Hofnung endlich einmal glücklich zu werden, mich trösten könnte.

In dieser ängstlichen Gemüthsfassung blieb ich beynahe vier Monat. Kummer, Furcht und Hofnung bestürmten mein Herz; es wurde von allen diesen Leidenschaften wechselsweise hingerissen: ja ich war so gar eifersichtig, so jung ich war. Ich bildete mir öfters ein, daß Clarisse nur deswegen Schwierigkeiten machte, weil ich ihr gleichgültig wäre. Mein Verdacht gieng noch weiter; ich glaubte, ein andrer Liebhaber,

haber, der glücklicher wäre als ich, müßte an der Härte und an denen Bedenklichkeiten Schuld seyn, die ich so oft erfahren mußte. Eines Tages war ich von diesen traurigen Befürchtungen durchdrungen, und äuserst niedergeschlagen. Clarisse befragte mich um die Ursache meiner Unruhe. Ihr scheinet, sagte sie mir, in einer ungemeinen Schwermuth zu seyn: was fehlt euch heute? Laßt mich, antwortete ich ihr, die Ursache meiner Betrübnis, vor mir selbst verbergen, und zwingt mich nicht zu einem Gehorsam, der euch doch nur misfallen würde. Das, was ihr jetzt saget, versetzte sie, vermehrt meine Neugierde. Ich will ein Geheimnis wissen das ihr so hartnäckigt verschweigen wollet; und wo ihr einige Achtung für mich habt, so könnt ihr euch nicht weigern, es mir zu entdecken. So müßt ihr wenigstens, gab ich zur Antwort, nicht vergessen, daß ihr mich gezwungen habt, mein Stillschweigen zu brechen. Ich würde euch meinen Kummer und meine Befürchtungen beständig verborgen haben; und gewis recht sehr ungern muß ich euch sagen, daß ich eifersüchtig bin, aufs äußerste eifersüchtig. Ihr seyd eifersüchtig? antwortete Clarisse, und über wen denn, wenn ich fragen darf? Ueber meinen Vater, oder über meine Schwester? setzte sie mit Lachen hinzu — denn sonst besucht mich doch niemand. Ich antworte ihr: ich weis nicht über wen ich eifersüchtig bin, aber das weis ich, daß mein Herz blutet. Unaufhörlich quält mich dieser traurige Gedanke. Euere Gleichgültigkeit und euer Kaltsinn bekräftigen ihn. Wäre euer Herz frey, gewis ihr würdet nicht so unempfindlich seyn. Meine

Liebe findet euch nur unbeweglich, weil die Zärtlichkeit gegen einen Andern euer Herz schon eingenommen hat. — Und wer hat euch denn gesagt, versetzte Clarisse, ganz unruhig, wer hat euch gesagt, daß ich so unempfindlich bin? Habt ihr das an meinem Betragen gemerkt? Habe ich euch von mir zu entfernen gesucht? Habe ich eure Besuche vermieden? Soltet ihr in meinen Augen etwas gesehen haben, das mein Mund euch niemals gesagt hat? Sind meine Blicke strenge gewesen, wenn ich mit euch gesprochen habe? Geht, Undankbarer! Ihr verdient nicht, daß ich euch höre. Bleibt immerhin in einer so lächerlichen Meinung, und behaltet meinetwegen Gesinnungen die mir so sehr nachtheilig sind. :: Vergebt mir, schöne Clarisse, unterbrach ich sie, einen Verdacht, den ich verabscheue. Ihr müßt ein Vergehen vergessen, zu dem die Heftigkeit meiner Liebe mich gebracht hat. Ich würde nicht so eifersüchtig seyn, wenn ich weniger Empfindung hätte. Ich warf mich hierauf zu ihren Füßen nieder, ich ergrif ihre schöne Hand, die ich vest in meine drückte. — Nein, rief ich, Clarisse, Ihr müßt mehr thun, als mir vergeben! Ihr müßt euch von euern blöden Bedenklichkeiten losmachen. Wenn es wahr ist, daß ihr mich liebet: o so störet mein Glück nicht länger, durch eure ungegründete Furcht. Tausendmal habe ich es euch beschworen, daß ich, der Unterscheid den der Himmel unter uns gemacht hat, sey so gros er immer wolle, doch bereit bin, ihn aufzuheben, und laßt ihr es euch gefallen mir zu folgen, so will ich euch entführen; wir wollen nach Paris gehen, und ich will euch heurathen, so bald wir dahin kommen werden.

Dieser Augenblick war dazu bestimmt, daß die Kette der Begebenheiten, die auf mich warteten, jetzt anfangen sollte. Nach einigen Widerstande willigte Clarisse ein, mich glücklich zu machen. Wir waren allein: Der Gott der Liebe war der einzige Zeuge unsrer Zärtlichkeit, und unsers Vergnügens — wir glaubten, es wäre nicht nöthig, die wirkliche Vollziehung unserer Heurath, die in Paris vor sich gehen sollte, abzuwarten.

Der Besitz meiner Geliebten, vermehrte meine Liebe. Wir beschlossen, sobald als möglich unser Vorhaben auszuführen. Wie werden wir in Paris leben? sagte mir Clarisse einmal; und was für Quellen unsers Unterhalts werden wir da haben? Wir waren alle beyde so jung, daß wir bey dem Entwurf den wir gemacht hatten, gar noch nicht drauf gefallen waren, daß wir um leben zu können, Geld haben müßten. Ich antwortete ihr: ich würde alles mitnehmen, was wir zu unsrer Reise brauchen würden. Aber woher? versetzte sie. Ich werde, gab ich zur Antwort, einen Theil von meines Vaters Silber wegnehmen. Nehmt euch wohl in Acht, sagte sie, einen solchen Diebstal zu begehen. Dann hätte man eine doppelte Ursache uns nachzusetzen; und ich fürchte ohnehin nur zu sehr, die Verfolgung unsrer Familie. Ich kann diesen Mangel abhalten, ich werde in meines Vaters Comptoir hinreichendes Reisegeld suchen. Sorgt ihr nur, daß alles zu unsrer Abreise fertig gemacht wird. — Ich erfüllte die Befehle meiner Gebietherin: und zwey Tage nach dieser Unterredung, reiseten wir um eilf Uhr Abends auf einem Kahn

von Rouen ab; wir kamen früh nach Poissi; hier nahmen wir die Pariser Post, und kamen nach Verlauf von drey Stunden an Ort und Stelle.

Die Sicherheit der Nacht kam uns sehr zu statten; denn sobald man unsre Flucht gewahr ward, setzte man uns nach. Aber wie die, die uns suchten, aus Rouen kamen, waren wir schon in Paris. Sie konnten nicht erfahren, welchen Weg wir genommen hatten, und sahen sich nach vielen vergeblichen Nachforschungen, genöthigt nach Rouen zurück zu gehen.

Mein Vater war außer sich, und Clarissen ihrer war nicht freundlicher. Beyde fingen einen gegenseitigen Proceß an; *) und sie hatten auch wirklich mehr Ursache dazu, als die Normänner gewöhnlich brauchen. Mein Vater behauptete: man habe seinen Sohn verführt, und Clarissens Vater sagte: man habe seine Tochter entführt und gestolen. Während der Zeit, da auf ihre Kosten die Advocaten und Gerichtschreiber reich wurden; thate ich und meine Geliebte mit den Gelde gros, das wir entwand hatten. Sie hatte aus ihres Vaters Comptoir 500 Rthl. genommen, und ich meines Theils hatte, ob sie es gleich verboten hatte, einen sehr schönen Ring mitgenommen, den ich mir von einer Schwester, die in unsrer Nachbarschaft an einen Baron verheurathet war, auf 24 Stunden ausgebeten hatte.

Wir überredeten uns unsre Schätze würden nie erschöpft werden. In die Schauspiele giengen wir sel-

*) Die Einwohner der Normandie sind durch ihre Proceßsucht zum Sprichwort geworden. Man sagt: C'est un Norman.

selten, weil wir befürchten musten entdeckt zu werden; wir stellten aber desto öfter, mit einer jungen Dame, die nebst ihrem Mann mit uns in einem Hause wohnte, und mit der wir Bekanntschaft gemacht hatten, Spazierfahrten an. So lange unsre 500 Rthl. aushielten, fiel es uns nicht ein einziges mal ein, daß wir noch nicht getraut wären; aber sobald das Geld zu Ende gieng, fieng dieser betrübte Gedanke an, uns zu beunruhigen. Wir wusten gar nicht wie wir es anfangen sollten, priesterlich zusammen gegeben zu werden. Wir hätten uns bey einem Pfarrer gemeldet: wir musten aber fürchten eben dadurch entdeckt und verdrieslichen Folgen ausgesetzt zu werden. In dieser Verlegenheit beschlossen wir unser Geheimnis unsern beyden Freunden zu entdecken. Diese machten uns begreiflich, daß wir unausbleiblich würden eingezogen werden, wenn man erführe wer wir wären. Das klügste war eine bequemere Gelegenheit zu Ausführung unsers Vorhabens abzuwarten, und das thaten wir. Wir verkauften unsern Ring und bekamen 2000 Livres, welche Freude und Ueberflus in unser Haus zurück brachten. Die Belustigungen fiengen wieder von neuen an: die Liebe bekam neue Kräfte, und wir brachten ein Vierteljahr sehr vergnügt zu. Endlich aber giengen die 2000 Livres den Weg der 500 Rthlr; wir behielten nur noch 6 bis 7 Louisd'or, ein schlechter Trost für Leute, die innerhalb 5 Monaten über 3500 Livres durchgebracht hatten.

Wir versuchten verschiedene Hülfsmittel; fanden aber kein bessers als das, die Zimmer die wir bewohn-

ten, und die in sehr hoher Miethe stunden, zu räumen, und uns anders wohin zu begeben, da wir von Schildereyen, die ich verfertigen und verkaufen wollte, uns unterhalten wollten. Ich konnte zum Glück sehr artig malen, und hatte mit Vergnügen mich in dieser Kunst vollkommen zu machen gesucht.

Wir entdeckten unsre Umstände denen Freunden die uns unser Vermögen so grosmüthig hatten verzehren helfen. Sie unterstützten uns mit verschiedenen Anschlägen, und versprachen uns ein unverletzliches Stillschweigen; und blos darinn bestand auch der ganze Beistand den sie uns leisteten.

Wir bezogen unsre neue Wohnung mit dem kleinen Rest unsers Geldes. Ich schafte alles an, was ich zu meiner Arbeit nöthig hatte. Ich machte einige Gemälde, die ich durch Vermittelung meines alten Freundes, den ich und Clarisse dann und wann besuchten, ziemlich gut verkaufte. Als Clarisse eines Tages da war, trug sichs zu, daß ein Generalpachter, der einen eben angekommenen Fremden, der in demselben Hause wohnte, besuchen wollte, sein Zimmer nicht finden konnte. Er kam auf die Stube meines Freundes, und ward von der Schönheit der Clarisse sogleich eingenommen. Da ich sie nicht begleitet hatte, konnte ich das Unglück, das mich betraf, und das durch diese erste Zusammenkunft verursachet wurde, nicht abwenden. Der Herr von P*** suchte einen Vorwand sich etwas aufzuhalten. Er kannte meinen Freund, und bat ihn zu erlauben, daß er in seinem Zimmer auf den Chevalier von Merville warten möchte, der, wie er sagte, nicht zu Hause wäre.

Er

Er brachte fast zwey Stunden mit Clarissen zu, erkundigte sich sehr geschicklich nach ihren Umständen und nach ihrer Wohnung; und da er sie für die Frau eines jungen Malers hielte, so glaubte er bald glücklich werden zu können.

Den folgenden Tag sahe ich eine alte Frau in unser Haus kommen, die der Clarisse ein sehr schönes Nachtkleid anbot, das sie für einen sehr mäßigen Preis ließ. So sehr es mir auch am Gelde gebrach, so gern hätte ich doch dies Kleid kauffen mögen; ich hätte, wenn ich es wieder verkauft hätte, dreymal so viel bekommen können. Da ich nun nicht so viel hatte als sie foderte, dankte ich ihr, und sagte ihr, daß sie es nur anders wohin tragen möchte. Scheint es euch denn zu theuer, sagte die Alte? Nein, antwortete Clarisse, der das Kleid sehr gefallen hatte, aber unsre Umstände erlauben uns nicht es zu kauffen. Daran soll es nicht liegen, sagte die Alte. Ich weis daß ihr sehr ehrliche Leute seyd: ich will es euch auf Kredit geben, da ich eure Nachbarin bin. Nehmet es ohne Umstände: ihr könnt es über ein Vierteljahr bezahlen.

Ich war so jung, und hatte so wenig Kenntnis der Welt; daß es mir gar nicht einfiel was die Sache auf sich haben könnte. Ich glaubte ganz treuherzig, daß unsre Nachbarin uns aus Freundschaft dieses Anerbieten thäte. Ich dankte ihr, nahm das Kleid an, und schenkte es der Clarisse, die so wie alle junge Leute den Putz liebte, und sehr zufrieden zu seyn schien. Wie die Alte fortgieng, versicherte sie uns, daß sie uns öfter besuchen, und wenn sie etwas wohl-

feiles zu Verkauf hätte, uns allemal den Vorzug lassen würde. Sie hielte Wort, und es gieng selten ein Tag vorbey, daß sie uns nicht sollte etwas artiges gebracht haben. Unsre schlechten Einkünfte erlaubten uns nur selten ihr was abzukaufen; sie ließ uns aber alles so wohlfeil, daß wir mannigmal dreyfach, das was wir von ihr nahmen, bezahlt kriegten, wenn wir es wieder verkauften.

Clarisse machte mit dieser Alten nach und nach Bekanntschaft, die sich denn auch in unsern Hause nothwendig machte. Sie bestellte unsre Gewerbe; sie half uns in unserm Hauswesen, und ich sah sie als eine Person an, der ich ganz ungemein verpflichtet wäre. Clarisse war seit einiger Zeit mit ihr spazieren gegangen, und ich selbst bat sie, wenn ich mich mit malen beschäftigte, sich ein Vergnügen zu machen. Sie folgte meinen Ermahnungen genauer als ich dachte, und die Alte hatte ihr Zutrauen und ihre Freundschaft so gut zu gewinnen gewust, daß sie mit dem Herrn von P*** hatte ein Verständnis errichten müssen, das meiner Empfindung für die Ehre gar nicht gefallen konnte. Die Liebe des Generalpachters gieng so weit, daß Clarisse von seinen Louisd'or mehr gerührt wurde als von meiner Zärtlichkeit. Sie gestand ihm, daß wir nicht verheurathet wären, und er beschlos mir meine Gebieterin zu entführen. Er brachte sie ohne Mühe zu dem Entschluß mich zu verlassen: er versprach ihr eine Kutsche, Bedienten und alles was ein junges Mädgen einnehmen kann.

Mein Abschied ward mir auf eine lustige Art gegeben. Ich sahe einen Nachmittag, da ich eben bey dem Malen beschäftigt war, mein liebes Mütterchen, die vor einer halben Stunde mit der Clarisse ausgegangen war, hereintreten. Wo ist meine Frau, fragte ich sie? Hier, antwortete sie, schickt sie euch ein Billet. Dies Billet war so abgefaßt:

Billet.

„Gebt Euch zufrieden mein Herr, daß „ich euch jetzt verlasse. Wir machten uns „gegenseitig unglücklich; und ich muß euch ge„stehen, daß mich verlangt hat, mich in bes„sern Umständen zu sehn. Ich zweifle nicht, „daß diese Veränderung unsrer Umstände euch „nicht eben so lieb seyn sollte. Reiset nur im„mer zu Euern Vater zurück und bekümmert „euch meinetwegen gar nicht; mein Schicksal „ist sehr glücklich.„

Anfangs glaubte ich der Brief wäre Spas: als mich aber die Alte in sehr gründlichen Ausdrücken versicherte, ich würde Clarissen nie wieder sehen, auch überhaupt mir einen Theil dieser Geschichte erzehlte, ohne jedoch den zu nennen, bey dem Clarisse sich aufhielte, wollte ich ihr die Augen ausreissen. O höllisches Weib! schrie ich, ich muß dich würgen! Halt Kind, antwortete sie mir, so lieb euch eure Sicherheit ist, macht keinen Lärm — sonst gebe ich euch an. Macht ihr die geringste Unruhe, so laß ich euch einziehen, und dann wird man euch bey euern Vater

bringen. Die Furcht vor diesem neuen Unglück hinderte mich, mich an der Alten zu rächen. Ich ließ sie gehen, und blieb in einer Schwermuth die ich Wahnwitz nennen könnte!

Ich glaubte, alles was mir begegnet war, sey ein Traum: ich konnte mir nicht vorstellen, daß Clarisse mir untreu geworden wäre. Häufige Thränen folgten meinem ersten Erstaunen. In meiner Verzweiflung gieng ich zu meinem alten Freunde. Ich erzehlte ihm meine Begebenheit, und erwartete Trost. Meine Erzehlung befremdete ihn. Ich fragte ihn, ob er mir nicht einige Nachricht von meinen Nebenbuhler geben könnte? Er wuste nichts, und ich hatte von dieser Unterredung mit ihm, nichts weiter als einige Anschläge, mit denen er sehr freygebig war, und von denen ich keinen einzigen brauchen konnte.

Ich kam so traurig wie ich weggegangen war, wieder zu Hause. Ich blieb acht bis zehn Tage in demselben Zustande, unfähig etwas zu thun oder zu denken. Endlich nahm ich mir vor meinen Nebenbuhler, wo möglich, zu entdecken. Der Unwille hatte an meinen Nachsuchen fast eben so viel Theil als die Liebe; und ich faßte den Vorsatz, wo ich irgend eine Gelegenheit finden würde, mich zu rächen. Einige Tage lang durchlief ich die Stadt vergebens; ich besuchte ohne Erfolg alle Spaziergänge, und fieng schon an, die Hofnung aufzugeben, als ich im Vorbeygehen vor dem königlichen Palais eine sehr prächtig gekleidete Dame entdeckte, die aus ihrer Kutschen stieg, und in eine kleine Gasse am Opernhause hereingieng,

um

um diesem Schauspiel beyzuwohnen. Ich glaubte sie ohngeachtet ihres Putzes zu kennen.

Ich gieng selbst gleich nach ihr in die Opera; und meine Vermuthung ward bald bestätiget. Ich sah Clarissen, meine treulose Geliebte, in einer der ersten Logen am Amphiteater; und da ich auf dem Parterre stand, war es mir leicht ihren ganzen Putz zu bemerken. Das was mir die Alte gesagt hatte, und mein Brief, verminderten mein Erstaunen. Die Zeit hatte meinen Verdruß etwas besänftigt, so, daß ich den Schmerz die ganze Zeit in der die Vorstellung der Opera dauerte, eine Mannsperson zu sehen, die mit Clarissen in einer Loge war, und sehr vertraut mit ihr umgieng, geduldig ertragen konnte. Ich gieng hierauf aus der Opera, und versteckte mich in einem Laden, wo ich sie in ihre Kutsche steigen sah, die ich, ob sie gleich sehr schnell fuhr, verfolgte.

So bald Clarisse zu Hause war, erkundigte ich mich in der Nachbarschaft, ob in ihrem Hause noch andere Privatpersonen wohnten? Man sagte mir dies ganze Haus gehöre einer jungen Dame, einer Anverwandtin des Hrn. von P*** die nur kürzlich nach Paris gekommen wäre. Ich brauchte nichts weiter zu hören, um die ganze Sache begreifen zu können. Ich war sehr geneigt, zu meiner Rache, durch einen Brief von einer fremden Hand dem Vater meiner Treulosen die Umstände und die Wohnung seiner Tochter zu melden. So hätte ich Clarissen und meinen Nebenbuhler zugleich gestraft. Aber ein Ueberrest der Liebe hintertrieb dies Vorhaben, und ich beschlos meine ganze Rache auf den Hrn. von P***

fal-

fallen zu lassen, indem ich glaubte es würde mir nicht unmöglich seyn, eine Gelegenheit hiezu zu finden. Ich erkundigte mich sorgfältig nach der Zeit, da er Clarissen besuchte; und da ich erfuhr, daß er gewöhnlich die Zeit, da die Opera aus ist, zu diesen Zusammenkünften erwählte: so nahm ich mir vor seiner Frau seine Aufführung und seine Untreue zu entdecken. Ich hatte erfahren, daß er verheurathet wäre; und da ich nur eine sehr schlechte Kenntnis der Welt hatte: so zweifelte ich gar nicht daß seine Frau bey der Entdeckung dieses Geheimnis ein entsetzliches Lärmen machen würde.

Einen Nachmittag lauerte ich die Zeit ab, in der der Herr von P*** ausfuhr, und meldete mich sogleich um vor seine Gemahlin gelassen zu werden. Der Thürwächter ließ, weil ich ein junger und ihm unbekannter Mensch war, nachfragen, ob Madame jemand sprechen könnte? Hierauf kam ein Bedienter der mich fragte, wer ich wäre. Sagt euerer Herrschaft, antwortete ich, daß ich ihr wichtige Geheimnisse entdecken muß. Man ließ mich bald drauf hereintreten. Entschuldiget mich Madame, sagte ich ihr, daß ich mir die Freyheit nehme, zu Euch zu kommen, da ich nicht die Ehre habe Euch zu kennen: ich habe aber geglaubt meine Schuldigkeit erfordert es, einer Dame von Euern Verdiensten, eine ihr unendlich nachtheilige Sache zu entdecken. Ich war jung und wohl gebildet. Die Frau von P*** hatte sich in der Stadt einen Ruf erworben, der mir nicht bekannt war. Sie war noch ziemlich schön, ob sie gleich ein Alter von vierzig Jahren erreicht hatte.

Mein

Mein kindisches Naschen, und mein blödes Betragen gefiel ihr sogleich. Sie sah mich aufmerksamer an als sie mich angehört hatte; und wenn ich etwas mehr Erfahrung gehabt hätte, so würde ich einen Theil der Verwirrung ihres Herzens haben bemerken können. Was habt ihr mir denn zu entdecken, mein Sohn, sagte sie mit einem sehr liebreichen Gesicht? Fasset euch nur, und seyd nicht so blöde. Ich antwortete ihr: Ich möchte euch gerne ein Geheimnis entdecken, das Eure Ehre betrift, aber ich kann nicht anders als ganz allein mit euch davon sprechen. Ein Geheimnis das meine Ehre betrift, versetzte die Frau von P*** mit Lächeln? Ich danke euch verbindlichst, mein Sohn; nun, ihr könnt in Brochards Gegenwart ganz frey reden; sie ist ein verschwiegnes Mädgen, auf die ich mich verlassen kann. Ausser diesem Kammermädgen war niemand da. Da also die Frau von P*** wollte, daß ich in ihrer Gegenwart reden sollte: so erzählte ich so emphatisch wie ich nur immer konnte, die Untreue des Generalpachters. Ich wunderte mich nicht wenig über die Gleichgültigkeit mit der seine Gemahlin es anhörte.

Wie ich mit dem größten Eifer die ganze Gottlosigkeit, und alle Umstände dieser Sache ins Licht zu setzen suchte, bemerkte ich, daß die Frau von P*** mitleidsvolle Blicke, mit denen sie mich zu beklagen schien, auf mich warf, die sie auch mit einem spöttischen Lächeln begleitete.

Wie sie mir hinlängliche Zeit gelassen hatte, meine Galle auszugiessen, sagte sie: Ich bin euch für den Antheil den ihr an dem, was mich betrift, nehmet,

sehr

sehr verbunden, und ich werde Euch künftig recht lieb haben; ihr müßt mir aber auch aufrichtig die Wahrheit gestehen. Sollte euch die Geliebte meines Mannes nicht einmal eben denselben Streich gespielt haben, den er mir jetzt spielt? Wir sind in gleichen Umstände, setzte sie lächelnd hinzu, und denn dürfen wir uns nichts verschweigen?

Die sanfte Stimme mit der die Frau von P*** sprach, hatte eine sehr schleunige Wirkung. Ich gestand ihr meine ganze Begebenheit, und den Zustand in den die Liebe zu Clarissen mich versetzt hatte. Ich will, sagte sie hierauf, Euch mit euren Vater aussöhnen, und von heute sehe ich euch als meinen Mündel an. Nur müßt ihr die Undankbare, die nicht werth ist, daß ihr ihren Verlust bedauert, ganz vergessen. Wenn ich euch rathen kann, mein Sohn, so folgt meinem Beyspiel: Rächt euch durch Verachtung, wegen des Schimpfs und Unrechts das man euch gethan hat. Das ist das einzige womit ich den Herrn von P*** strafen will. Ihr wollt ihm also, rief ich mit einer sehr betrübten Mine, die Clarisse ganz überlassen! Und wenn wir sie ihm wegnehmen wollten, sagte die Frau von P*** so glaube ich daß Ihr zu fein seyd, als daß ihr sie wiedersehen wolltet! Wolltet ihr wohl ein Frauenzimmer lieben, die aus den Armen eines Nebenbuhlers kommt? Ich denke so wie Ihr, antwortete ich mit Weinen, aber ich merke doch wider meinen Willen, daß ich Clarissen nicht vergessen kann. Sie hat mich dem Vermögen und dem Gelde Euers Gemahls aufgeopfert, und ich

würde

würde sie um alle Schätze der ganzen Welt nicht verlassen haben.

Meine Thränen, und so zärtliche Empfindung, gewannen für mich vollends das Herz der Frau von P***. Meine Aufrichtigkeit machte in ihr das Andenken Ihrer ersten Leidenschaft rege: und sie vergas in dem Augenblick ihr Coquetterie, und ihre jezigen Verbindungen. Beruhigt euch, mein Sohn, sagte sie! ihr müßt Euch aufzumuntern suchen. Die Vergnügungen werden Euern Kummer vertreiben. Wie lebt ihr denn in Paris, fuhr sie fort, und womit beschäftiget ihr euch? Ich machte ihr eine Erzählung meiner Lebensart welche sie sehr belustigte. Pfui, sagte sie, ihr bringt ja euer Leben wie ein Kartheusermönch zu. Ihr seyd liebenswürdig, ihr seht gut aus, ihr müßt euch bekannt machen, und in der Welt etwas zu werden suchen. Ich merke daß es Euch vielleicht am Gelde gebricht. Hier sind zwanzig Louisd'or — ich bitte Euch die anzunehmen. Besorget nichts deswegen, Euer Vater, mit dem ich euch aussöhnen werde, soll mir das Geld wiedergeben.

Der Zustand, in dem ich war erlaubte mir nicht, hier vornehm und gros zu thun. Ich nahm das Anerbieten der Frau von P*** an. Sie sagte mir: kommt morgen um diese Stunde wieder; ich werde alsdenn Zeit gehabt haben auf Eure Sachen zu denken, und das nöthige für Euch zu besorgen. Ehe ihr geht, fuhr sie fort, müßt ihr mir die Hand geben, und mir versprechen, heute Abend in die italiänische Comödie zu gehn, eure Traurigkeit zu vertreiben. Ich versprach Ihrem Befehl nachzukommen,

und

und wie ich Ihr mit Zittern die Hand drauf gab, reichte sie mir die ihrige, von der sie mit Fleis den Handschuh abgezogen hatte, und die blendend weiß war. Nun! sagte sie noch, ihr müßt mich als eure Freundin ansehen, und mir ohne Zurückhaltung allen euern Kummer künftig entdecken.

Indem ich die Frau von P*** verließ, glaubte ich, es wäre meine Pflicht ihr mein Wort zu halten. Ich gieng in die italiänische Comödie, und war auch wirklich viel ruhiger als ich gedacht hatte. Die zwanzig Louisd'or die ich bey mir hatte, die Freundschaft der Frau von P*** und die Aussöhnung mit meinem Vater die nun auch bald zu Stande gebracht werden sollte, liessen mir keine Zeit an Clarissen zu denken. Der Gedanke an sie fiel mir zwar dann und wann ein, ich suchte ihn aber aufs sorgfältigste zu entfernen.

Sobald ich das Schauspiel verließ, gieng ich zu meinem alten Freunde, und erzählte ihm alles was mir begegnet war. Er kannte die Frau von P*** indem er öfters von ihr hatte reden hören, und er urtheilte aus meiner Erzählung von der Unterredung die ich mit ihr gehabt hatte, auf ihre Denkungsart. Wo ihr sagte er, euer Glück zu nutzen wisset, so ists ein Vortheil für euch von eurer Geliebten betrogen zu seyn. Die Frau von P*** besitzt Grosmuth. Ich müßte mich sehr irren, wenn sie euch nicht schon liebt. Nutzt einen für euch so vortheilhaften Vorfall. Was sprecht ihr, antwortete ich meinem Freunde: und woraus könnt ihr schliessen, daß ich dieser Dame gefalle? Sie ist überdem sehr glücklich, sie

besitzt sehr große Reichthümer — wie sollte sie einen jungen Menschen lieben, der ihr nichts anbieten kann? Nun, das meint ihr, antwortete mein Freund, ich kann aber besser als ihr die Bewegungen des Herzens bemerken. Ihr kennt das Frauenzimmer noch sehr schlecht. Die Frau von P. würde nicht eine so umständliche Beschreibung euers Zustands von euch gefordert haben, wenn nicht etwas mehr als Mitleiden und Erkenntlichkeit sie dazu gebracht hätte.

Was mir mein Freund gesagt hatte, lag mir die ganze Nacht im Kopfe. Ob ich gleich Clariffen noch liebte, so empfand ich doch sehr stark das Vergnügen von einer Dame geliebt zu werden, die wegen ihres Reichthums so sehr angesehen war. Eine gewisse allen jungen Leuten eigne Eitelkeit, machte mich glaubend, ich würde, wenn die Frau von P*** mich liebte, einmal eine sehr wichtige Person vorstellen. Dieser Gedanke vertrieb das Andenken an Clariffen fast gänzlich. Ich fand so gar ein Mittel mich an meinem Nebenbuhler zu rächen; und der Verdruß, eine Geliebte verlohren zu haben, beunruhigte mich nicht so sehr, als die Furcht, daß mein Freund sich geirrt haben könnte.

Ich erwartete mit Ungeduld den Tag, und konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Sobald ich aufgestanden war, betraf meine erste Sorge meinen Putz. Ich lief zu einem Bader; ich ließ mich frisiren, und unterließ nichts was mich meiner Meinung nach konnte liebenswürdig machen. Ich sah mich zwanzigmal im Spiegel, und war niemals so zufrieden mit mir selbst, daß ich hätte glauben können, eine Frau, die

in Kutschen fuhr, und das vornehme Wort: Meine Leute, meine Kerls, sagen konnte, würde sich in mich verlieben. Ich fragte ohn Unterlaß was die Glocke wäre. Endlich schlug es drey. Ich nahm eine Kutsche, um recht sauber geputzt bey der Frau von P*** erscheinen zu können. Ich fand sie ganz allein in ihrem Zimmer; sie hatte befohlen, daß man mich, sobald als ich kommen würde, vor sie lassen sollte, und ich hatte nicht wieder so, wie gestern geschehn war, verdrießliche Fragen von ihren Leuten auszustehen. Guten Morgen mein Sohn, sagte sie! Seyd ihr gestern in der Comödie gewesen? Ja, Madame, gab ich zur Antwort, ihr ward so gütig es mir zu befehlen, und das war genug. Eure Befehle sind mir viel zu wichtig. Ey, versetzte die Frau von P*** ihr seyd so artig wie ihr liebenswürdig seyd, und ihr verdient die Sorge, die ich für euch trage, vollkommen. Ich habe an euern Vater geschrieben, daß ich euch gerne mit ihm versöhnen möchte, und daß ich gerne sähe, wenn er euch meiner Führung und Aufsicht überlassen wollte. In Erwartung seiner Antwort habe ich euch in meiner Gasse eine Wohnung ausgemacht, die sich besser für euch schicken wird, als die, die ihr jetzt bewohnt; ich habe auch schon befohlen, daß für euch ein treuer Bedienter, der für eure Aufwartung und Pflege Sorge tragen wird, angenommen werden soll. Des Abends werdet ihr hier speisen; es sind immer fünf bis sechs Personen bey mir, daß ihr also immer in guter Gesellschaft seyn werdet.

Aber, sagte ich, Madame, Euer Gemahl wird mich als den Liebhaber der Clarisse erkennen. Ich habe

für

für alles gesorgt, antwortete sie: kein Mensch kennet euch; und ich habe jederman gesagt, daß ihr ein junger Edelmann aus Rouen seyd, den eine meiner Freundinnen mir empfohlen hätte. Ihr werdet anstatt des Namens Vaudreville den Namen Chevalier von Dampierre annehmen. Ihr seht leicht ein, daß ich diese Vorsicht nur brauche, um euch des Mißvergnügens, von meinem Mann erkannt zu werden, zu überheben. Zudem kommen wir so selten zusammen, daß ihr ihn vielleicht in einen Vierteljahr nicht hier treffen werdet.

Die Sorgfalt der Frau von P*** bestätigten mich in den Gedanken, die mein Freund mir beygebracht hatte. Sie war in einem schönen Nachtkleide, und ob sie gleich nachläßig angekleidet zu seyn schien, so war ihr Anzug doch so vortheilhaft für sie, daß ich sie reitzend fand. Die Aufmerksamkeit mit der ich sie ansahe, vergnügte sie: sie schien anfangs nicht drauf zu merken, warf aber bald einen so starken und hellen Blick auf mich, daß ich die Augen niederschlagen mußte. Ich konnte die Lebhaftigkeit dieses Blicks nicht ausstehen; und wenn sie mit Reden fortgefahren hätte: so würde die Unmöglichkeit zu antworten, in die meine Verwirrung mich gesetzt haben würde, das, was in meinen Herzen vorgieng, bald entdeckt haben.

Den ganzen Tag über dachte ich so wenig an Clarisse, als wenn ich sie nie gekannt hätte. Um 6 Uhr kam Gesellschaft, die die Abendstunden bey der Frau von P*** zubrachte. Sie stellte mich den Damen und Herren dar. Man spielte Pharao, und sie wollte

haben, daß ich mit ihr zur Hälfte pointiren sollte. Man deckte hierauf die Tafel, sie ließ mich als einen Fremden an der Tafel neben sich sitzen. Die schönen Gerichte und der Champagner machten alle Gäste munter. Die Erziehung die ich in meines Vaters Hause, wo täglich die Vornehmsten aus der Provinz zusammen kamen, gehabt hatte, hatte mich in den Stand gesetzt, daß ich mich in vornehmen Gesellschaften konnte sehen lassen; jedoch hatte ich noch eine Blödigkeit an mir, die von meiner Jugend und von meiner wenigen Erfahrung herkam, die man mir auch in Betracht meines Alters gern zu gut hielte.

Gegen zwey Uhr in der Nacht fuhr die Gesellschaft weg, und ich blieb mit der Fr. von P. allein. Sie befahl einem von ihren Leuten mich nach meinem neuen Zimmer zu bringen. Sie war, ehe ich Abschied nahm, so sorgfältig, mich zur Verschwiegenheit zu ermahnen; jedoch that sie es auf eine ganz entfernte und unbestimmte Art. Sie sagte mir, ich solte keinem Menschen mein Geheimnis anvertrauen. Mein Mann, sagte sie, könnte es übel nehmen, daß ich euch in eurer Empfindlichkeit gegen ihn, unterstütze. Ihr müßt also euren Namen sorgfältig verschweigen. Man könnte sogar die Sorgfalt die ich für euch habe, auf eine meiner Ehre nachtheilige Art beurtheilen, und Lästerer würden über die unschuldigsten Handlungen unanständige Anmerkungen machen. Ich denke morgen oder übermorgen von eurem Vater Antwort zu erhalten. Ich habe ihm nicht schreiben wollen, daß ihr in Paris seyd; er hätte euch denn vielleicht nach Rouen beruffen, und ich weis, daß ihr Paris nicht

gern verlassen würdet. Will er mir aber euer Schicksal überlassen: so übernehme ich es, euer Glück hier zu machen. Ich habe an die Präsidentin von Bo.. geschrieben, der ich diese ganze Sache anvertraut habe. Da ihr also in Paris bleibt: so müßt ihr euch zu einem von beyden verstehn: entweder, meinem Mann bekannt zu werden, oder euren Namen durchaus zu verschweigen; es sey denn, daß ihr wieder nach Rouen zurück zu reisen, und eure neuen Freunde zu verlassen Lust hättet. —

Mich von Personen zu entfernen, antwortete ich, denen ich so ungemein verpflichtet bin, daß wäre die größte Strafe, die ich nur erdulden kann. So habt ihr also einige Freundschaft gegen mich, versetzte die Frau von P. mit einer spashaften und frölichen Art? Ich unterstehe mich nicht, antwortete ich, dies Wort zu sagen; aber das müsset ihr mir erlauben, euch der allerlebhaftesten und demüthigsten Erkenntlichkeit zu versichern. Sie antwortete mir: Ich fodre mehr Freundschaft als Ehrfurcht. Ich muß euch eher, als ihr mir verpflichtet seyn, und ich kann mir wegen eures guten Herzens Glück wünschen.

Während dieser Unterredung spielte sie mit dem Bande meines Haarbeutels, der unter dem Kinn gebunden war: sie schien in Gedanken zu seyn, und ihn in ihrer Zerstreuung anders zu knüpfen. Die Weiße ihrer Hand blendete mich; und ihre Finger, die so nahe an meinem Munde waren, schienen mir zu sagen: Man erlaubt euch uns zu küssen. Ich buckte verschiedenemal den Kopf, ohne recht zu wissen welche Absicht ich dabey hatte. Endlich, und eben auch ohne

mich meiner Absicht bewußt zu seyn, drückte ich meine Lippen sanft auf die Hand der Frau von P. Diese Dreistigkeit schien sie aus der Zerstreuung zu bringen. Sie gab mir einen kleinen Schlag unter das Kinn, und sagte: Mein Herr, ihr seyd zu frey! Geht, fügt euch zu Bette, und schlaft wohl. Soltet ihr morgen in die Opera gehen wollen: so könnt ihr mich, und die Marquise von Moisac dahin begleiten; wir wollen keinen andern Begleiter haben, als euch.

Ich war beym Weggehen von der Frau von P. so unruhig und so voll Gedanken an sie, daß ich kaum die Schönheit meiner neuen Wohnung, wie ich zu Hause kam, bemerkte. Ich fand alles da, was ich brauchte. Der neue Bediente, den man mir gegeben hatte, hatte meine Sachen hinbringen lassen; und ich sahe mich aus dem elendesten Zustande von der Welt mit einemal in einer so guten Stellung und so großen Bequemlichkeit versetzt, wie ich in meines Vaters Hause nur hätte haben können. Aber diese Betrachtungen beschäftigen mich lange so sehr nicht, als das Andenken an die Frau v. P.

Am folgenden Tage gieng ich zu ihr, und führte sie mit der Marquise von Moisac in die Opera. Es fügte sich von ohngefehr so, daß der Herr von P. und Clarisse auch dahin kamen. Ich sahe ihn, indem ich die Loge öfnete, und glaubte es der Frau von P. sagen zu müssen, damit nicht Clarisse, wenn sie mich bey ihr sehen sollte, meinem Nebenbuhler mich entdecken möchte. Laßt uns, sagte mir die Frau von P. in eine andere Loge gehen: wir wollen uns über die setzen,

in der der Herr von P. ist. Sezt ihr euch hinten hin, dann haben wir nichts zu befürchten.

Während der Opera gab die Frau von P. mehr auf das Achtung, was in meinem Herzen vorgieng, als auf die Music. Sie sagte mir tausend schalkhafte Dinge, da sie sahe wie unruhig ich war. Und ich war gewiß recht sehr unruhig. So erbittert ich auch über Clarissen war, und so viel Süßigkeit ich dagegen in dem Vergnügen empfand, von einer Frau geliebt zu werden, die mich in die glänzendsten Umstände versetzte: so war es mir doch unmöglich meiner treulosen so nahe zu seyn, und nicht einige Rückkehr gegen sie zu empfinden. Ich war ausserordentlich begierig zu sehen, was sie mit dem Generalpachter machen möchte; es war mir aber unmöglich, indem die beyden Damen vorn in der Loge standen.

Endlich entdeckte ich einen Ritz in dem Fusboden, und ich ließ meine Tabattiere fallen, um bey dieser Gelegenheit dadurch sehen zu können. Indem ich mich bückte sie aufzuheben, sah ich durch den Spalt, und entdeckte daß mein Nebenbuhler die Clarisse bey der Hand hielte. Sie sahe ihn bald an, und dann wieder weg und lächelte zu dem was er ihr sagte. Da er leise sprach: so konnte ich nichts verstehn; da mich aber das, was ich sahe, schon verdros, so spuckte ich durch das Loch dem Generalpachter und seiner Clarisse auf die Hand, denn ihre Hände waren gerade unter meinem Munde. Indem ich dieses kindische Bubenstück ausübte, sahe die Frau von P. daß ich durch den Ritz guckte. Sie zog mich ziemlich hart bey einem Ohr in die Höhe und sagte: Ihr seyd sehr

jugendlich! Steht auf und setzt euch dahin, oder wir verzürnen uns. Die unzufriedne Mine mit der sie sprach, erschreckte mich. Ich zitterte, weil ich glaubte sie beleidigt zu haben. Ich wolte mich eben entschuldigen, als der Generalpachter in die Loge herauf sahe, damit niemand wieder herunter spucken möchte; Er sah seine Frau und die Marquise von Moisac, und glaubte es wäre ein Spas dieser Damen gewesen; er zeigte ihn also seine Hand, zum Beweise, daß sie ihn schon getroffen hätten. Ihr seyd ein muthwilliger Spasvogel, sagte mir die Frau von P. Die Bosheit will ich euch vergeben; die kann man entschuldigen — aber ihr müßt es nicht wieder thun.

Ich freute mich, daß sie nicht so böse war wie ich geglaubt hatte. Ich war auch bey dem übrigen Theil der Opera ruhiger. Die Frau von P. stützte einen Arm auf mein Knie, und ich fand, daß ich sie bey der Hand hielte, ohne daß ich begreifen konnte wie ich zu der Kühnheit gekommen wäre. Sie schien es gar nicht zu merken, und nahm, so bald ich Besitzer dieses Schatzes war, eine bewundernswürdige Tiefsinnigkeit und Zerstreuung an. Nach einer guten Viertelstunde besann sie sich wieder, gab mir einen kleinen Schlag auf die Finger, und sagte, indem sie die Hand wegzog: Was macht ihr denn da? Ihr müßt auch immer spielen. Diesen Verweis begleitete sie mit einem Blick, der mich noch mehr fesselte. Sie war auch ganz zufrieden mit mir, denn ich dachte gar nicht mehr dran, daß Clarisse so nahe bey mir war; hatte auch, wie die Opera aus war, nicht die mindeste Neubegierde sie zu sehen.

Die Frau von P. hielte diese Gleichgültigkeit für einen sichern Bürgen ihrer Eroberung. Sie hatte zu viel Gebrauch der Welt, und kannte die Bewegungen des Herzens zu genau, als daß sie an dem Besitz des meinigen einen Augenblick solte gezweifelt haben. Sie sah mein Herz an, als ein ihr zugehöriges Gut, über welches sie nun ganz ruhig die Oberherrschaft erlangen sollte. Meine Jugend und Flatterhaftigkeit war das einzige was sie beunruhigte. Sie befürchtete mehr mich unbeständig als plauderhaft zu finden. Sie hatte seit einiger Zeit, sich über gewisse sogenannte Vorurtheile hinweggesetzt: und ich war der Nachfolger von nur zehn glücklichen, aber unbeständigen Liebhabern. Sie war mehr zärtlich als coquet; und ihre Coquetterie war nur eine Folge der Unbeständigkeit ihrer Anbeter. Wenn sie das Glück gehabt hätte, gleich zuerst einen treuen Liebhaber zu finden: so würde sie ihn allein geliebt haben.

Sie freute sich, daß ich Clarissen so bald vergessen hatte; sie befürchtete aber für sich ein gleiches Schicksal. Um dieses Unglück, dessen sie doch schon hätte gewohnt seyn sollen, zu vermeiden, wolte sie alle mögliche Vorsicht anwenden, und mich durch Liebe und Erkenntlichkeit in ihre Seile binden. Sie bekam einen Brief von meinem Vater, der ihrem Vorhaben günstig war. Die Präsidentin von Bo . . . hatte meine Aussöhnung mit ihm unternommen, und glücklich zu Stande gebracht.

Mein Vater willigte ein, daß ich in Paris bleiben könnte, wo er mir eine meinem Stande gemäses Gehalt zahlen wollte, bis er eine Kriegsbedienung

für mich finden würde. Der Lärm, den meine Begebenheit gemacht hatte, war die eigendliche Ursache, daß er mich zu entfernen wünschte. Ich sahe mich also aus dem schlechtesten Zustande in Umstände versetzt, die einen jungen Menschen blenden können, und die ich der Frau von P*** zu verdanken hatte. Ich dankte ihr in den lebhaftesten Ausdrücken für die Gütigkeiten mit denen sie mich beehrt hatte. Sie schien von meiner Dankbarkeit gerührt zu seyn; und wenn ich nicht so jung gewesen wäre, und mehr Erfahrung gehabt hätte: so hätte ich leicht sehen können, daß sie gegen das Vergnügen mich zu verpflichten empfindlicher war, als ich, gegen die Wohlthaten, die ich von ihr bekam.

Ich machte immer größere Fortgänge in ihrem Herzen. Es gieng selten ein Tag vorbey, da sie mir nicht hätte sollen Zeichen ihrer Zärtlichkeit gegeben haben. Bey dem allen beobachtete sie ein Betragen, bey dem ich nicht herausbringen konnte, ob Liebe oder Freundschaft die Quelle ihrer Handlungen wäre. Der Mangel der Erfahrung, in Absicht auf das Frauenzimmer, hinderte mich ausfindig zu machen, welcher von beyden Beweggründen ihr Betragen bestimmte. Sie hätte wohl gewünscht, das ich ein weniger scharfsinniger gewesen wäre. Ihr verlangte darnach von mir selbst die Versicherung meines Herzens zu erhalten. Ein solch Bekenntnis ihres Sieges hielte sie für ein Glück: meine Blödigkeit aber, widersetzte sich ihrem Verlangen, wenn ihr freyes und ungezwungenes Bezeigen, mir Muth zu machen schien. Wann sie glaubte mich auf den Punkt gebracht zu

ha-

haben, da ich mich erklären würde, so machte die Furcht, daß mir die Worte auf der Zunge verschwanden; und sobald ich auf etwas gedacht hatte, womit ich ihr sagen wollte, daß ich sie liebte: so verstummte ich.

Endlich sahe die Frau von P*** wohl, daß sie gezwungen war, die ersten Schritte zu thun. Das war für eine Frau, die noch sehr liebenswürdig war, etwas sehr beleidigendes; es war aber durchaus nothwendig: und in dieser so harten, der Vernunft und der Tugend so fatalen Nothwendigkeit, mußte sie entweder einen sehr großen Schritt thun, oder noch lange die Marter des Zwanges, und der Ungewisheit befürchten.

Die Frau von P*** war bisher ziemlich schnell in ihren Unternehmungen gewesen. Man schrieb selbst den Leichtsinn einiger ihrer Liebhaber der Leichtigkeit zu, mit der sie ihre Eroberung hätten machen können. In Absicht auf mich beschloß sie, eine Sache, die sich so sehr ins Weite zog, abzukürzen, und ohngeachtet des in der Galantrie gewöhnlichen Ceremoniels glaubte sie, ein Rendezvous zu rechter Zeit, würde mir die Augen öfnen. Diesen Schritt wollte sie jedoch bemänteln, und mich das, was sie für mich thun würde, nur eben in dem Augenblick merken lassen, wo es zu unserm gemeinschaftlichen Glück nothwendig seyn würde.

Einmal da ich sie in die Comödie geführt hatte, unterredete sie sich lange mit mir, von meinem Vater. Kommt doch morgen sagte sie zuletzt, um 10 Uhr früh, und trinkt in meinem Kabinet Chokola. mit

mir;

mir; ihr sollt alsdenn einen Brief an euern Vater schreiben, wo ich ein paar Worte einrücken werde. Hört ihr wohl? — um 10 Uhr bin ich zu sprechen. Daß ihr nur nicht früher kommet, denn ihr würdet mich nicht angekleidet finden. Ich glaubte dis vortreflich zu beantworten, wenn ich sie versicherte, daß ich gewis nicht eher als wenn es schon würde 10 geschlagen haben, kommen würde. Sie konnte sich nicht halten über meine Unerfahrenheit zu lächeln. Hier verdoppelte ich meine Ehrfurchtsbezeugungen, und Versicherungen meines Gehorsams, und wünschte mir heimlich Glück ihr hier eine Probe meines Gehorsams geben zu können.

Die Frau von P*** hatte zu viel Erfahrung, als daß sie meine Dumheit und Einfalt nicht hätte ersetzen sollen. Sie war kaum aufgestanden, wie ich den folgenden Tag zu ihr kam. Das dachte ich wohl, sagte sie, daß ihr noch vor 10 Uhr kommen würdet. Ich versicherte sie, daß es schon vor beynahe einer halben Stunde geschlagen hätte. Ihr seyd ein Lügner, versetzte sie, ich weis daß es noch nicht 10 Uhr ist. Setzt euch, und laßt uns Chokolat trinken. Ich sahe mit so vieler Aufmerksamkeit die Frau von P*** an, daß ich kaum hörte was sie sprach. Sie war sehr nächtlich gekleidet, wie wohl ich nicht sagen kann, daß ihr Anzug gezwungen nachläßig gewesen sey. Ihr Kopfzeug war ohne Putz, und man sahe ihm die Unordnung der Nacht an; aber dis verstörte Ansehen war so schön wie der regelmäßigste Putz, und ich fand sie in diesen ganzen Anzuge sehr viel reitzender, als sie mir in ihrem ordent-

dentlichsten Anputz geschienen hatte. Wonach seht ihr? sagte sie: Ich bin abscheulich anzusehen; nicht wahr? man muß so gütig seyn wie ich, um in der Stellung und Anzuge, worin ich bin, euern Besuch anzunehmen; und ich muß euch nur die Wahrheit sagen; ich werde es euch kaum vergeben können, daß ihr so früh gekommen seyd. Ich versicherte sie stotternd, daß sie in meinen Augen schön wäre, wie ein Engel. Ich machte tausend lächerliche und stamlende Complimente. Sie hatte mit meiner Verwirrung Mitleiden, und weil sie mir wieder Muth machen wollte; so unterbrach sie mich. Und das war ein Glück für mich, denn ich war gerade so weit, daß ich durchaus nicht ein Wort mehr zu sagen wuste.

Ihr Gespräch betraf das gestrige Abendessen. Habt ihr, fragte sie, das Betragen des Chevalier von Cantalan gegen die Marquise von Moisac bemerkt? Mich dünkt sie können sich leiden? Ich habe es auch bemerkt Madame, antwortete ich, ich glaube aber, daß der Chevalier nicht so sehr geliebt wird, als er verliebt ist. Ihr irret euch, gab sie zur Antwort, ich wollte wohl sagen, daß die Marquise empfindlicher ist als er. Aber das Frauenzimmer ist gewisser Zurückhaltungen und Mäßigungen unterworfen, wodurch sie, vielmehr als die Mannspersonen gezwungen werden. Müßt ihr es nicht gestehen, daß es etwas hartes ist, wenn man nicht frey handeln darf, und das was man denkt verschweigen muß? Ich antwortete mit einer starken Erröthung: das ist ein grausamer Zustand, und ich beklage alle diejenigen innigst, die in dem Zustande sind. Ihr sprecht mit

einer

einer so beweglichen Stimme, versetzte die Frau von P*** daß ich fast glauben sollte, ihr wäret in diesem Zustande.

Ein zärtlicher Blick den sie hier auf mich warf, zwang mich das Stillschweigen zu brechen. Wenn, sagte ich, eine Hofnungslose Liebe unglücklich macht: so zweifle ich ob ein unglücklicherer Mensch als ich in der Welt ist. Was! ihr seyd verliebt, fragte sie? und in wen denn, mein Kind? Entdecket mir das Geheimnis, ich will eure Vertraute seyn. Bey einer Bildung wie die eurige Madame, gab ich zur Antwort, ist man fähiger angebetet zu werden, als die Vertraute fremder Geheimnisse zu seyn. Was? rief sie? Mich liebt ihr. Woran denkt ihr mein Sohn? und was für Hofnung habt ihr? Keine, antwortete ich mit Thränen in den Augen, und eben das verursacht meine Verzweiflung. Ey, weint nur nicht gleich, versetzte sie; ich will nicht ein Zeuge eurer Thränen seyn. Seht nur was für eine Wirkung sie haben: Ich fieng schon an böse zu werden, als ihr mir sagtet, daß ihr mich liebet, und jetzt wollte ich euch gern trösten. Ich will euch nicht zur Verzweiflung bringen. Euch zu sagen, fuhr sie fort, daß ich euch hören will — ihr seht selbst leicht, daß das nicht angehe. Aber ich erlaube euch zu hoffen, auch sogar mir zu sagen, daß ihr mich liebt. Ich halte euch nicht für gefährlich, und eure Liebeserklärungen sollen mir also kein Aergernis geben. Komt! ich befehle euch als eure Oberherrscherin ein heiterers Ansehen anzunehmen; ich kann nicht leiden, daß ein Liebhaber, bekümmert und traurig ist.

Es war etwas sehr zärtliches in der Stimme, mit der die Frau von P*** diese Scherze sagte: Und ich würde, wenn ich schlauer gewesen wäre, begriffen haben, daß sie mir sagen wollte, ich würde geliebt; daß es sich nicht schicken würde, es mir noch einmal zu sagen; daß sie es aber gerne sehen würde, wenn ich thäte, als hätte ich Versicherungen ihrer Zärtlichkeit erhalten. Ich war aber weit entfernt, ihre Reden günstig auszulegen; ich glaubte, sie hätte das alles aus blossen Mitleiden gesagt: um so vielmehr gieng es mir nahe, daß ich das Gegentheil geglaubt hatte, und eine geschmeichelt hatte, von ihr geliebt zu werden. Die Hofnungen, die mein Freund bey mir rege gemacht hatte, schienen mir Hirngespinste zu seyn; kurz, dies alles schlug mich ganz nieder.

Die Frau von P*** sahe wohl daß sie mir schwerlich würde entdecken können, was in ihrem Herzen vorgienge, wenn sie mir nicht ihr Herz eröfnete. Die geringsten Umwege machten mich irre: und es war nothwendig, daß sie sich deutlich ausdrucken mußte.

Hört mein Sohn, sagte sie zu mir, es geht mir nahe euch traurig zu sehen, und ich wünschte euch aufrichten zu können? Sagt mir aufrichtig, seyd ihr verschwiegener, als junge Leute von eurem Alter zu seyn pflegen? Würdet ihr schweigen können, wenn ich euch glücklich machen wollte? Die Schwatzhaftigkeit, gab ich zur Antwort, ist nie mein Laster gewesen, und ich glaube es ist schwer ein Gehemnis von mir heraus zu bringen.

Mein GOtt, rief sie! das ist die Sprache aller jungen Leute! In ihrer Einbildung sind sie zu den schönsten Dingen fähig; und in der Ausübung ists nichts weniger! Wie? wenn ihr wüstet daß ich euch eben so sehr liebe, als ihr mich liebt, daß ich euch so lieb habe, wie mich selbst — würdet ihr denn schweigen können? Ich glaube, antwortete ich, meinem Glück würde etwas fehlen, wenn irgend jemand es erfahren sollte, daß ich glücklich bin. Versichert ihr mich, sagte sie, daß ihr diese Gesinnung habt? Nun wohl! ich erlaube euch dann zu glauben, daß ich euch liebe, denn nichts in der Welt ist gewisser, und ich kann es mir nicht versagen.

Ein Blick, den die Frau von P*** hier auf mich warf, und ihre schöne Hand, die sie mir als ein Pfand ihrer Leidenschaft reichte, liessen auch ein Vergnügen empfinden, daß ich kaum ertragen konnte. Ich warf mich zu ihren Füßen, und umfaßte ihre Knie. Sie spielte mit einer Hand an meinen Haaren, klopfte mir mit der andern unter das Kinn, und sagte: Steht auf; ich merke daß ich zu schwach werde, und ich schäme mich meiner Gefälligkeit. Wenn jemand käme, und euch vor mir auf den Knien anträfe:::: Jedoch, nein! setzte sie hinzu; ich habe den Brochard befohlen, die Thüre hinter uns abzuschliessen, und von eurer Schwatzhaftigkeit habe ich doch nichts zu fürchten? Steht auf, und verlaßt diese Stellung, oder ich werde böse.

So deutlich dies war, so verstand ich doch gar nicht die Meinung der Frau von P. Sie hatte den Schmerz mich sehr ruhig niedersitzen zu sehen; denn

ich

ich glaubte, es sey meine Pflicht ihr gehorsam zu seyn. Die übrige Zeit dieser Zusammenkunft vergieng unter Liebesbetheurungen und Beschwörungen der Treue und Verschwiegenheit, die ich mit vielem Eifer und Beredsamkeit ablegte. Die kluge Brochard kam endlich gegen Mittag ins Zimmer um ihre Frau anzukleiden; sie schlos eine Thür auf, die sie ganz vergebens hatte bewachen müssen.

Von diesem Tage an war mein Umgängniß mit der Frau von P. ungezwungner. Sie suchte mich durch ein zärtliches und verbindendes Betragen dreiste zu machen; und da sie nicht vergeblich ein zweytes Rendezvous wagen wollte: so wollte sie, ehe sie eine neue Zusammenkunft veranstalten würde, mich in den Stand setzen, daß ich es zu nutzen wüste. Sie wunderte sich, daß ich noch so unerfahren war, da ich doch die Clarisse schon geliebt hatte: Sie wuste aber nicht, wie sehr verschiedne Eindrücke ein Mädgen für das man nur Liebe empfindet, und eine Frau, die man für Hochachtungswürdig hält, auf eine Mannsperson machen. Ich weis daß diese Art der Ehrfurcht als eine Beleidigung angesehn wird; aber in gewissen Jahren kennt man das schöne Geschlecht nicht genug, um zu wissen, wie sehr gefällig man demselben ist, wenn man in manchen Fällen die Ehrfurcht bey Seite setzt.

Meine Sittsamkeit und Zurückhaltung misfiel der Frau von P. Jedoch sahe sie daß unsre Sache ziemlich gut gieng. Ich küßte ihr oft die Hände, und wenn ich allein mit ihr war, war ich öfters so kühn, daß ich ihr einige Küsse auf den Lippen raubte. Sie

merkte alsdenn meine Absicht; und ohne die Ausführung denselben zu hindern, vermehrte ein schwacher Widerstand, und wie kann bey Vergessung der Pflicht der Widerstand stark seyn, mein Glück. Diese That schien ihr ein gutes Merkmal zu seyn; sie glaubte ein Rendezvous wagen zu können: Dies aber sollte ihrer Absicht nach, mehr einem ungefähren Fall, als einem gefaßten Entschluß ähnlich sehen.

Wie einen Abend nach der Tafel die Gesellschaft früh auseinander gegangen war, und ich mich auch wegbegeben wollte, sagte sie: bleibt noch ein wenig bey mir, es ist noch nicht 12 Uhr, und ich kann nicht so früh schlafen gehen. Ihr sollt mir zum Zeitvertreib die Geschichte eurer ersten Liebe erzählen: und ich fodre, daß ihr mir auch die heimlichste Dinge dabey entdecket.

Ich vergnügte ihre Neubegierde so gut ich konnte, aber die Stelle, bey der ich mich, wie sie wünsche, eigentlich länger aufhalten sollte, berührte ich nur im Vorbeygehen: ihr erzählt mir ja nicht, sagte sie, wie ihr die ersten Gunstbezeugungen von der Clarisse bekommen habt? Beunruhigt euch das Andenken hieran? Findet ihr daß der Augenblick, der die Wünsche zweyer Liebenden erfüllt, nicht so rührend ist, als die Erzählung ihrer Leidenschaft? Ich antwortete ihr: die vergangenen Vergnügungen habe ich alle vergessen; in dem Verhältniß gegen die, die ich heute empfinde, sind sie mir unschmackhaft. Ists also nicht wahr, versetzte die Frau von P. daß ihr mehrentheils bey weiten nicht so heftig liebt, wie ihr vorgebt? Kommt das schwache Andenken an euer genossenes

Glück,

Glück, nicht eben von eurer Gleichgültigkeit her? Wenn das ist: so wünschte ich, daß wir beyde immer auf dem Punkt blieben, auf dem wir bisher gewesen sind. Wenn ihr künftig einmal eure Gesinnung ändert, so wird meine Eitelkeit dann nicht so sehr leiden.

Ich sollte mich ändern? rief ich: Ich, Madame? O! wie könnt ihr das glauben? Bin ich je so glücklich, Gunstbezeigungen zu geniessen, auf die ich mich nicht unterstehe Anspruch zu machen: so soll das Andenken dran, mir noch nach den Tode lieb seyn. Die müßt ihr, versetzte sie, durch Beständigkeit und Anhänglichkeit verdienen. Das geht nicht so geschwinde. Ich liebe euch, mich dünkt das ist genug; vielleicht schon zu viel, setzte sie mit einem zärtlichen Blick hinzu. Uebrigens: wenn ihr in mich dringt: so werde ich mich vertheydigen: aber, ich bin nicht stolz genug um meines Sieges gewiß zu seyn.

Diese letzten Worte der Frau von P. schossen einen Lichtstrahl in meine Seele. Die Liebe nahm mir das Band ab, das vor meinen Augen gewesen war. Ich glaubte, ich hätte sehr viel Zeit verlohren: ich wollte den Verlust ersetzen. Nach einigen zärtlichen Reden, wagte ich Dinge, die ich nicht sagen will, weil die Folge mir gezeigt hat, wie schwarz und strafbar das ist, was man in diesem höchst unglücklichen Umständen durchaus für erlaubt halten will. Sie schien über meine Kühnheit zu erstaunen: sie sagte es mir auch, aber ihre lebhaften Blicke widerlegten alles, was sie sagte. Zum Unglück sassen wir auf einem Sopha; wir hörten nicht mehr das laute Zuruffen des Gewis-

sens — und vergaßen es, daß wir uns der nachmaligen Marter dessselben aussetzten.

Von diesem Tage an verdoppelte die Frau von P. ihre Liebe gegen mich. Sie überhäufte mich mit Geschenken: Es vergieng selten ein Tag an dem ich nicht solte Proben ihrer Freygebigkeit bekommen haben; und ihr Zuschub, und das Gehalt daß ich von meiner Familie bekam, setzte mich in den Stand, daß ich, so gut wie ein junger Mensch es nur immer wünschen kann, mich in der Welt sehen lassen konnte.

Die Frau von P. bekam einen Brief von meinem Vater, der sie sehr beunruhigte. Er wolte mich nach Rouen kommen lassen, um mich den Obersten des Regiments von Poitou, der mein sehr naher Anverwandter war, zu übergeben. Ich war 19 Jahr alt, und mithin war es Zeit in Dienste zn gehen. Diesen Vorfall der sie bedrohete, abzuwenden, fand sie kein besser Mittel, als dieses, daß sie meinem Vater schrieb, sie gäbe ihm ihr Ehrenwort, daß sie mir durch ihre Freunde eine Compagnie unter einem Cavallerieregimente, umsonst verschaffen wollte. Sie wuste wohl, daß das durchaus unmöglich war; aber ihre Liebe brachte sie ganz leicht dazu, 15000 Livres aufzuopfern, um mich 8 bis 10 Monat länger in Paris zu behalten. Sie glaubte, daß wenn ich ihr mein Glück unter der Armee zu verdanken hätte, dieses ein neuer Bewegungsgrund zur Vermehrung meiner Liebe, seyn würde. Dabey konnte ich immer den Winter in Paris zubringen, und das foderte auch die Dankbarkeit.

Sie

Sie sagte mir alles, was sie für mich zu thun beschlossen hatte, und zeigte mir den Brief, den sie an meinen Vater schrieb. Ich dankte ihr, in den lebhaftesten Ausdrücken, und schwur ihr, daß ich ihre Wohlthaten nur annehme, um desto eher im Stande zu seyn, nach Paris kommen, und länger da bleiben zu können. Sie war hiemit überaus zufrieden, und fieng von dem Tage an, ihre Freunde bey dem Kriegsdirectoriat in Bewegung zu setzen, um mir das königliche Patent zu verschaffen. Es vergieng ein halbes Jahr ehe ich es bekam. Ich wandte diese Zeit dazu an, daß ich meiner Gebieterin fleißig meine Aufwartung machte. Ich hatte verschiedenemale ihren Mann angetroffen; da er aber niemals zu Hause des Abends speiste: und kaum dreymal im Jahr in das Zimmer seiner Frau kam, so war ich ihm ganz unbekannt, und meine längsten Unterredungen mit ihm, mochten nicht dreyßig Worte betragen. Er kannte mich nur unter dem Namen von Dampierre.

Ich fand ihn eines Tages unten im Hofe; er gieng heraus, und ich gieng hinein. Ich machte ihn mein Compliment, er schien aber so tiefsinnig zu seyn, daß er mich kaum ansahe, und ich konnte nicht anders vermuthen, als daß er von meinem Liebesverständniß etwas erfahren haben müsse. Ich gieng zu dem Zimmer seiner Frau hinauf, der ich meine Furcht entdeckte. O in Wahrheit, sagte sie, der gute Mann hat ganz was anders im Kopfe. Clarisse, eure vormalige Geliebte, hat ihm eben den Streich gespielt, den sie euch gespielt hat. Sie ist ganz heimlich mit einem jungen Lieutenant durchgegangen, und hat sich

noch zwanzig tausend Livres an Juwelen und baaren Gelde zu Gemüthe geführt. Ich habe dieß Histörchen von einem guten Freunde erfahren, der einigermassen meines Mannes Vertrauter ist. Ihm hat die Begebenheit so komisch geschienen, daß er nicht umhin gekonnt hat, sie mir zu erzählen; und ich habe den ganzen Morgen schon drüber gelacht. Der arme Herr von P. hat allenthalben suchen lassen, aber nichts erfahren können. Ich glaubte, ich müste in diesem Zustande Mitleiden mit ihm haben; und da nunmehro seine Soupes ganz zerstört sind: so habe ich ihn fragen lassen, ob wir ihn diesen Abend erwarten sollten? Er muß wohl gemerkt haben, was ich sagen will, und hat mir antworten lassen, er wäre bey dem Grafen von Florac gebeten, und dächte auch morgen mit ihm auf einen Monat auf dessen Landgüter zu reisen.

Die Flucht der Clarisse vergnügte mich ungemein; sie schien mir besonder zu seyn: und ob ich gleich mir aus ihr nichts mehr machte, so dankte ich doch innerlich dem Herrn Lieutenant davor, daß er mich so gut gerächet hatte. Ich blieb nach diesem Vorfall noch 2 Monath in Paris, und da ich eine Compagnie unter dem Regiment von Berry bekam: so machte ich mich reisefertig nach Cambrai zu gehen, wo dieses Regiment in Garnison stand.

Die Frau von P. beschenkte mich mit dreyhundert Pistoletten, und einer sehr schönen Equipage. Sie hätte es gerne gesehen, daß ich vor meiner Abreise meinen Vater noch besucht hätte. Allein der Criminalproceß, den der Vater der Clarisse gegen

ihn

ihn angefangen hatte, war noch nicht zu Ende; man glaubte also es wäre besser, daß ich mich in Rouen noch nicht sehen liesse, ob gleich der Proceß vor der Hand lag, weil er seine Tochter ganz verlassen hatte, seitdem sie seine Familie so öffentlich beschimpft hatte.

Ich reisete aus Paris und verließ die Frau von P. Ich war so wehmütig und gerührt wie sie; wir weinten beyde, und ich bedurfte sowohl Trost, als sie. Ich werde euch immer lieben, sagte ich ihr, und aus meinem Herzen wird nichts euch auslöschen können. Ich merke in diesem Augenblick, stärker als jemals, wie unmöglich es mir ist, ohne den Besitz eures Herzens zu leben. Ach! wenn ihr unbeständig würdet, so würde ich eure Untreue nicht überleben können. Mich, antwortete sie, quält eben dieselbe Furcht, und wenn ich euch nach allen andern Mannspersonen beurtheilen soll: so werdet ihr einmal treulos werden. Ihr habt die Clarisse vergessen — warum sollte ich glücklicher seyn, als sie? Welcher Unterschied, rief ich! Jene verdiente nur Verachtung, und ihr seyd aller meiner Hochachtung werth! Ich will, versetzte sie, so gut ich kann, eure Gründe annehmen. Sie besänftigen einigermassen meinen Kummer; aber nichts als eure baldige Zurückkunft kann ihn ganz tilgen. Ich versicherte meine liebe Gebieterin, daß ich in dem Augenblick, da meine neuen Pflichten es mir erlauben würden, nach Paris kommen würde; und so riß ich mich los aus Paris mit einem von Seufzern aufgeschwollnen Herzen, und mit thränenden Augen.

Ich hatte meine Equipage schon nach Flandern geschickt. Ich nahm die Post, und hatte nur einen Bedienten bey mir, denselben, den die Frau von P. mir gegeben hatte, und den sie als einen Spion aller meiner Unternehmungen hielte, sie konnte sich sicher auf ihn verlassen, denn er war in die Brochard, das Kammermädgen der Frau von P. verliebt, die er heurathen wollte: von dem allen aber wuste ich nichts.

In den ersten beyden Monaten, die ich in Cambrai zubrachte, glaubte ich durch die vielen Briefe, die ich an die Frau von P. schrieb, eine Theurung des Papiers zu verursachen. Sie antwortete mir aufs zärtlichste; und sie war, durch die geheimen Nachrichten meines Kammerdieners, von meiner Treue versichert, der auf ihren Befehl sie von meinen geheimsten Beschäftigungen berichtete. Drey Monat vergiengen in solcher Ruhe. Ich nahm mir vor innerhalb sechs Wochen nach Paris zu gehen. Ich war unaufhörlich von diesem angenehmen Gedanken eingenommen. Einmal aber war ich bey der Gemahlin des Obristlieutenants, als ein junges Frauenzimmer bey ihr einen Besuch ablegte. Man schlug ein Quadrille vor, und ich bekam die Parthie des Fräulein von (so auch im folgenden, anstatt Madem.) Rincourt; so hies das junge Frauenzimmer das dahin gekommen war. Ich empfand sogleich gegen sie eine gewisse Bewegung, deren Ursache ich nicht entdecken konnte. Während dem Spiel fand ich so viel Annehmlichkeit und Lebhaftigkeit an ihr, daß ich mit Vergnügen den übrigen Theil des Abends in Unterredung mit ihr zubrachte.

Wie ich aus dieser Gesellschaft gieng, war ich von der Frau von P. nicht mehr so stark eingenommen wie bisher. Das Bild der Madem. Rincourt kam mir oft vor Augen; und der Gedanke an sie, beschäftigte mich mehr, als der an meine nahe Abreise nach Paris. Ich war mit dem Schicksal unzufrieden, welches mich so spät eine Person hatte kennen lehren, die so viel Verstand besaß, und deren Umgang ich nun nur noch so kurze Zeit geniessen sollte.

Den folgenden Tag fand ich sie wieder in eben der Gesellschaft; und fragte sie, welche Gesellschaften sie gewöhnlich besuche? Ich komme von Lande, antwortete sie, woselbst ich vier bis fünf Monate zugebracht habe. Ich muß täglich recht viel Besuche ablegen, des Abends aber bin ich gewöhnlich hier, und bringe auch schon vor dem Abendessen einige Stunden hier zu.

Ich unterließ nicht den Tag drauf wieder hinzugehen. Sie kam ziemlich spät und spielte nicht mit, weil alle Parthien schon besetzt waren. Dies gab mir mehr Bequemlichkeit mit ihr mich zu unterreden: und das Resultat meines Gesprächs mit ihr, war der Verlust der Frau von P. und der Triumph der Madem. Rincourt. Ich unterstand mich nicht ihr zu entdecken, was in mir vorgieng, denn ich kannte sie noch nicht genug um eine förmliche Erklärung wagen zu können: ich wollte noch einige Zeit warten; und etwan acht Tage lang, waren meine Augen nur meine Dollmetscher. Sie verstand diese Sprache vollkommen — Dames in Städten wo Besatzung ist, verstehen sie, ich möchte sagen, schon in der Wiege.

Vielleicht hatte ich bey ihr mehr Vorgänger, als bey der Frau von P. Nur waren die Anbeter der Madem. Rincourt nicht so weit gekommen. Sie wollte durchaus einen Mann haben; und in dieser Absicht schmeichelte sie ihren Liebhabern mit blosen Hofnungen. Niemand aber verstand so vollkommen wie sie, einen Blick zu seiner Zeit zu geben; ein Wörtgen das man vortheilhaft auslegen kann, fliegen zu lassen; eine tiefsinnige melancholische Mine, die eine Folge einer wahren Liebe zu seyn scheint, anzunehmen; und einen Seufzer entwischen zu lassen, der viel zu sagen scheint, und im Grunde nichts sagt. Diese Talende, die sonst dem schönen Geschlecht überhaupt eigen sind, sind nur bey den Damen in einer Garnisonstadt in der größten Vollkommenheit anzutreffen.

Mademoiselle Rincourt sahe mit Vergnügen die Fortgänge die sie in meinem Herzen machte. Man hielte mich für sehr reich; da die Wohlthaten der Frau von P. mich in Umstände setzten, wo ich glänzen konnte: so glaubte man, ich müste von Hause ein ungewöhnlich großes Gehalt bekommen. Sehr viel Mädgen in der Garnison, die gern einen Mann haben wollten, sahen mich daher als eine sehr wichtige Eroberung an. Mademoiselle Rincourt verlohr keine Gelegenheit sich den Besitz eines Herzens zu versichern, das ihrer Meinung nach mit Reichthum begleitet war. Sie wollte aber zuverläßig wissen, ob ich sie wirklich liebte, und setzte mich bald in Verhältnisse gegen sich, die es mir zeigen musten. Sie nahm meine Erklärung mit einer zärtlichen aber zu-

rück-

rückhaltenden Art, an. Sie benahm mir nicht die Hofnung; sie machte aber auch nichts gewiß. Sie nahm das Anerbieten meines Herzens so auf, daß sie mir ihres weder gab noch abschlug. Sie richtete ihre Antwort nach denen Erfahrungen ein, die sie in ähnlichen Begebenheiten schon gesammlet hatte; und brachte, ohne mir das geringste versprochen zu haben, mich dahin, daß ich nur noch viel verliebter ward.

Nun dachte ich kaum mehr an die Frau von P.; sie schien aus meinen Gedächtniß verbannet zu seyn. Die Briefe die ich an sie schrieb, waren Trotz aller Mühe die ich mir gab, noch empfindlich zu scheinen, nichts weiter als ein Gewebe von Complimenten, eine lebhafte Beschreibung der Empfindungen, die ich gegen sie gehabt hatte. Mein Kammerdiener erfuhr meine neue Liebe gar bald; er stattete als ein treuer und kluger Agente, gehörigen Orts Bericht ab, und ich bekam einen donnernden Brief aus Paris. Man nannte mich einen undankbaren Betrüger, und Meineidigen: Man drohete mir, man werde meinem Beyspiel folgen, und fügte eine Beylage hinzu, welche eine genaue Beschreibung meiner neuen Liebe enthielte, die mir dann den Betrug meines Kammerdieners mit aller Wahrscheinlichkeit vermuthen ließ.

Das Geld und die übrigen Wohlthaten der Frau von P. verdienten beybehalten zu werden. Ich schrieb demnach einen sehr langen Brief der mich rechtfertigen sollte, und versprach alles, was mich in dem geringsten Verdacht der Treulosigkeit bringen konnte, zu vermeiden. Ich hielte aber nicht Wort; ich war

zu verliebt, als daß ich mir diese Gewalt hätte anthun können.

Bald drauf erhielt ich wieder einen so donnernden Brief, wie der erste gewesen war. Ich sah ganz deutlich daß mein Kammerdiener mein Verräther war. Ich dankte ihn also ab, und schickte ihn zurück; und das ward als mein grösstes Verbrechen angesehen. Die Frau von P. schrieb mir drauf, ich möchte nur an sie nicht weiter denken; sie wollte es vergessen mich geliebt zu haben; ich sollte ihr ihre Briefe wieder schicken, und sie würde Sorge tragen, daß ich meine auch wieder bekäme. Der ganze Brief enthielte so viel Beissendes, und sie ließ mich die Verpflichtungen, die ich gegen sie hatte, so stark empfinden, daß ich beschloß ganz und gar mit ihr zu brechen.

Meine Liebe zu der Madem. Rincourt, machte, daß ich den Verlust der Frau von P. ganz leicht ertrug. Ich hatte alle ihre Briefe auf dem Tisch liegen, und wollte ein Packt davon machen, um sie mit der Post wegzuschicken; ich fing eben einen Brief an sie an, als der Graf von Mirol zu mir kam. Er war Capitain unter dem Regiment unter welchem ich stand, und wir hatten viel Umgang mit einander. Er brachte gewöhnlich den Winter in Paris zu. Wir wollten auch beyde zu Anfang des halben Jahrs dahin reisen. Er sahe die Briefe der Frau von P. auf meinem Tisch, und da er ihre Hand erkannte, rief er: Ha! wo das Briefe von meiner Person sind die ich kenne, so ist die Begenheit lustig! Gestehe mirs nur, daß das die Hand der Frau von P. ist; und zugleich riß er mir einen Brief weg. Recht! sagt er, da er

ihn

ihn näher betrachtet hatte, das ist ihre Hand! Ey, ey, ihr seyd also mein Nachfolger gewesen? diese Worte des Grafen von M. erweckten meine Neubegierde: ich war so begierig, seine Geschichte zu hören, als er wünschte, daß ich ihn meine erzählen möchte. Ich hatte nichts mehr wider die Frau von P. auf dem Herzen, gestand ihm also ganz offenherzig, daß diese Briefe wirklich von ihr wären. Ich kann euch, versetzte der Graf, ein eben so großes Bündel zustellen, wann ihr wollt; ehe ich euch aber meine Geheimnisse entdecke, müßt ihr mir die eurigen anvertrauen. Ich befriedigte hierauf sein Verlangen. Wie ich mit meiner Erzählung zu Ende war, sagte er: Nun will ich euch die Geschichte der Frau von P. erzählen, indem ich euch meine Begebenheiten sagen werde.

Geschichte des Grafen von Mirol und der Frau von P.

Meine Compagnie hatte bey Endigung des Feldzugs vor Fontarabin sehr gelitten, und ich kam nach Paris, um zu werben. Ich besuchte öfters die Marquise von Moisac. Die Frau von P. war ihre gute Freundin: sie war nur unlängst von einem Officier der Garde betrogen worden, der sie einer Gräfin von Saint-Chon aufgeopfert hatte. Das Verlangen eine neue Eroberung zu machen, und einige Neigung gegen mich, waren die Quellen meines Glückes. Ich konnte leicht merken, daß ich ihr nicht gleichgültig wäre. Sie ist, wie ihr wisset,

noch

noch sehr schön. Ich wußte überdem noch, daß sie grosmüthig wäre; und das war für einen Officier, der im Feldzuge nicht sonderlich glücklich gewesen war, etwas sehr erwünschtes. Ich gab mir demnach alle ersinnliche Mühe gut bey ihr zu stehen. Es ward mir nicht schwer sie zu überreden, und ich bekam die Vacanz des Officiers von der Garde, mit dem dazu gehörigen Honorario.

Es scheint fast, daß das widrige Schicksal der Frau von P. will, daß sie die einzige Frau seyn soll, die zur Beständigkeit aufgelegt ist, die aber immer an unbeständige Liebhaber geräth. Ich meines Theils war kaum zum Regiment zurück gekommen, als ich in ein sehr liebenswürdiges Mädgen in Baionne, mich verliebte. Ich schrieb kaum fünf bis sechsmal an die Frau von P; sie aber überhäufte mich im Anfang mit Briefen. Wie sie endlich sahe, daß ich meinen Entschluß gefaßt hatte, brachen wir ganz schleunig, und ohne uns weiter zu erklären. Sie foderte von mir, eben wie von euch, ihre Briefe zurück. Ich wollte sie ihr auch schicken, es ward aber nichts draus, ich weis nicht aus welchen Ursachen. Es geschahe vielleicht mehr aus Nachläßigkeit, als aus Lust ihre Papiere aufzubehalten.

Die Erzählung von einem Theil der Geschichte der Frau von P. tröstete mich gänzlich über den Verlust ihrer Freundschaft. Ich war in Absicht des Geldes in so guten Umständen, daß ich ihrer Wohlthaten entbehren konnte. Ueberdem glaubte ich die Liebe der Mademoiselle Rincourt sey ein ganz unschätzbares Gut. Ich fuhr fort immer emsiger um sie zu

seyn,

seyn, und ich glaubte, ich wäre schon ganz weit gekommen, als ich mit einmal aus einem ganz andern Ton sprechen muste.

Sie gab mir zu verstehen, ich müsse bey ihr an etwas viel soliders als an Liebe denken, und zeigte mir ganz klar ihr Herz sey dem aufbehalten, dem sie ihre Hand geben würde. Sie ließ mir zwar merken, daß sie mich wirklich aus Neigung und mit Geschmack meinen Nebenbuhlern vorzöge; aber ich war weit entfernt an die Heurath zu denken. Ich hatte zum Heurathen weder hinreichendes Geld, noch auch die Einwilligung meiner Familie, die mit Erstaunen schon den bloßen Vorschlag davon, angesehn haben würde. Die Sache war unmöglich: ich verschwieg auch der Mademoiselle Rincourt nicht, wie viel Hindernisse sich ihrem Wunsch widersetzten. Von der Zeit an, ward sie viel zurückhaltender gegen mich. Ihre Augen bewafneten sich mit Strenge, sobald ich mir einige Frechheiten nahm, die sie mir vorher zugestanden hatte.

Einer meiner Mitbuhler, ein Capitain unter dem Bearnschen Regiment war viel glücklicher, und erhielte nach und nach alle Gunstbezeigungen, die man mir verweigert hatte. Ich war ausschweifend verliebt, und konnte diesen Vorzug nicht ausstehen. Ich nahm mir vor, mich an meinem Rival zu rächen; ich wollte ihn über den Kaltsinn meiner Geliebten zur Rede stellen; ich folgte dem tollen Gebrauch vieler Leute, und wagte mein Leben, um die Zärtlichkeit einer Person zu erwerben, die meine Verachtung verdiente.

Ich suchte einen Vorwand, der im Grunde sehr unbeträchtlich war, um die Händel, die ich vorhatte, mit meinem Nebenbuhler anzufangen. Ich erlangte unglücklicher Weise meinen Zweck, und da ich im Weggehen von dem Obristlieutenant in einer abgelegnen Gasse, den Degen auf ihn zog, brachte ich ihm zwey Stösse an, woran er drey Tage nachher starb.

Unsere Sache machte viel Lärm. Das Fräulein von Rincourt, der der Verlust ihres Liebhabers, den sie einmal zu ehelichen gehoft hatte, sehr nahe gieng, war eine von den ersten, die sogleich, wie er gestorben war, das Gerücht von unserm Zweykampf ausbreitete. Die Gerichte bekamen Wind davon, und ich sahe mich gezwungen, nach Brüssel zu flüchten. Zum Unglück für mich, hatte mein Nachfolger viele Anverwandten in Parlament zu Dauai. Man brachte es dahin, daß der königliche Fiscal die Acten dorthin schicken muste, und ich wurde verurtheilt geköpft zu werden. Man vergab meine Compagnie, so viel Mühe mein Vater sich auch gab, meine Begnadigung auszuwirken; und ich erfuhr an einem Tage, daß ich in Dauai zum Tode verurtheilt, und in Cambrai caßirt war.

Diese Nachrichten waren so unangenehm, daß ich doch endlich einmal zu stillen und traurigen Nachdenken gelangte. Mein Glück war nunmehr durch meine eigne Schuld verscherzt. Ich bereute es nun, daß ich der Frau von P. nicht beständig geblieben war; es war aber unnütz an eine Sache zu denken, die nicht mehr geändert werden konnte. Mein Vater schickte mir Geld, und Empfehlungs Schreiben

an

an verschiedne Vornehmen in Brüssel, und machte mir Hofnung, mit der Zeit zu meiner Zurückkunft nach Frankreich die Erlaubniß auszuwirken. Diese Nachricht besänftigte meine Unzufriedenheit, so daß ich wieder anfieng die Welt zu geniessen.

Ich kannte noch wenig Leute mit denen ich hätte ein vertrautes und ungezwungenes Umgängnis haben können, weil das Ceremoniel zu Brüssel mit dem Spanischen viel Aehnlichkeit hat. Ich gieng demnach fast alle Abend in die Opera. Die Unglücksfälle, die das Fräulein von Rincourt mir verursacht hatte, hinderten mich nicht mich in eine junge sehr artige Actrice zu vergaffen. Sie sang vollkommen schön, und nannte sich la Verriere. An dem Putz, in dem ich mich sehen ließ, konnte man die traurigen Umstände, worin ich mich befand, nicht sehen. Ich war aufs prächtigste gekleidet; mein Zimmer war sehr schön; man sahe Juwelen bey mir, und überhaupt, seitdem meines Vaters Geld eingelauffen war, war ich in allen Stücken ganz gut versorgt. Daß dies die letzten Quellen waren, die ich zu erwarten hatte, daran dachte ich gar nicht. Ich that der la Verriere meine Erklärung, und wir wurden durch Vermittelung der du Bois, einer angesehenen Sängerinn, so bald eins, daß wir alle sonst gewöhnliche Feyerlichkeiten nicht nöthig fanden.

Ich vergaß im ersten Vierteljahr allen Kummer, den ich hatte ausstehen müssen. Ich vergaß so zu sagen mich selbst, und nur wie mein Geld alle war, kam ich aus meiner Schlafsucht. Weit entfernt den Zustand, in den ich bald fallen mußte, vorher zu sehn,

und ernsthafte Betrachtungen anzustellen, fing ich an von meinen Juwelen Gebrauch zu machen, die auch in kurzer Zeit dahin giengen, wo das baare Geld geblieben war. Die Verriere liebte mich in der That, und — gewiß etwas erstaunliches von einer Operistin! sie gab mir nicht meinen Abschied wie sie merkte, daß ich ihr nichts mehr zu geben hatte. Sie trieb ihre Gefälligkeit noch höher; sie ließ mich frey bey ihr speisen und wohnen. Ich wohnte schon seit sechs Monaten in ihrem Zimmer und sie exilirte mich nicht in meinem Elende. Aber mein Unglück sollte auf seinen höchsten Gipfel kommen: Mein Vater schrieb mir, er habe meine Begnadigung vom Hofe nicht erhalten können; man habe ihm in Spanien eine Compagnie Dragoner versprochen, und er schickte mir hier Empfehlungsschreiben an einige Große in Spanien. Vom Gelde erwähnete er nichts; er konnte vermuthen, daß ich viel mehr haben müßte als ich zu einer Reise nach Madrit brauchte.

Diese Nachrichten machte ich der la Verriere nicht bekannt; ich liebte sie noch zu sehr. Ich schmeichelte ihr mit der Versicherung, daß ich augenblicklich Geld zu erhalten gedächte. Wie sie aber sahe, daß nichts kam: so glaubte sie, sie könne meine bloßen Liebkosungen, vergüldeten Liebesbezeugungen nicht länger verziehen. Sie setzte mir einen alten sechzigjährigen Baron zur Seite, und durch diesen politischen Streich verband sie den Gott der Liebe mit dem Gott des Reichthums.

Ich erfuhr es bald, daß ich einen Collegen bekommen hatte; aber ich war nicht mehr berechtigt, mich

mich darüber zu beklagen. Ich gab nichts mehr und hatte auch nichts mehr; der alte Baron hatte viel, und gab viel. Zum Glück für mich, merkte er, daß ich der Geliebte des Herzens war; er forderte meine Abdankung; sie ward ihm verweigert, und die Nachwelt wird Mühe haben sich zu überreden, daß eine Operistin so viel Erkenntlichkeit besessen hat. Sie erzählte dem Baron meine Geschichte, und ließ ihn selbst urtheilen, was sie mit mir machen sollte. Mein Rival entschloß sich, mich mit Güte los zu werden. Er ließ mir durch eine andere Sängerin, die ich zuweilen sprach, hundert Louisd'or anbieten, wenn ich ihm mein Ehrenwort geben wolte, in zwey Tagen Brüssel zu verlassen. Ich nahm das Anerbieten den Augenblick an, damit mein alter Baron nur ja nicht sein Wort zurückziehen möchte. Die Sache kam den folgenden Tag zu Stande, und ich reisete den Tag darauf nach Madrit.

Ich reisete mitten durch Frankreich, ohne von einem Menschen erkannt zu werden, und kam glücklich nach Bajonne. Während der Zeit, daß der Postillion die Pferde wechselte, setzte ich mich, um mich auszuruhen, vor eine Stallthür nieder. Hier erkannte mich ein Capitain von dem Regiment unter welchem ich gedient hatte. Er war aus Bajonne, und brachte auch da den Winter zu. Er umarmte mich sehr freundschaftlich, und wollte mich bis zum folgenden Tage da behalten. Ihr habt nichts zu fürchten, sagte er zu mir; euch kennt ja niemand; beraubt mich nicht des Vergnügens meinen alten Cameraden bey mir zu sehen. Ich konnte ihm das, was er so

eifrig sich ausbat, nicht abschlagen, ich gieng bey ihm zum Abendessen.

Ich erzählte ihm hier einen Theil meiner Begebenheiten, und auch den Handel mit dem alten Baron. Ihr seyd, sagte er, sehr glücklich eine so günstige Begegnung von der la Verriere erfahren zu haben. Sonst ist sie nicht so gefällig, und ich kenne sehr genau einen Officier vom Tallardschen Regiment, den sie bald an den Bettelstab gebracht hätte.

Geschichte der la Verriere.

Zu der Zeit, fuhr er fort, als das Tallardsche Regiment in Strasburg stand, lernte ich diesen Officier kennen. Er war ein Chevalier von Alep. Er war liebenswürdig, schön gebildet, und sehr reich. Er ward zu seinem Unglück von der la Verriere bezaubert, die er auf einem Concert singen hörte. Er gewann sie bald, weil er zu reich war, als daß er hätte lange schmachten können. Er überließ sich ganz dieser Leidenschaft. Seine Freunde sahen mit Mitleiden das Unglück dem er entgegen gieng. Seine Geliebte war schon in dem Ruf, sie bringe alle ihre Liebhaber an den Bettelstab; und die Grosmuth des Chevaliers war seinem Beutel um so viel gefährlicher. Er ward auch nur zu bald erschöpft, und in weniger als drey Monat, waren seine Sachen in der äussersten Verwirrung.

Er war zu verliebt als daß er seine Vergehungen hätte überdenken können; er lieh allenthalben Geld auf, und verschuldete sich ganz ungeheuer. Die la

Verriere verdiente um so viel weniger das Geld welches sie verschwendete, weil sie von allen Seiten was zusammen scharte. Sie hatte ein heimliches Rendezvous mit einem Abbe, den sie dem Chevalier associirt hatte; und sie führte diesen doppelten Liebesstreich mit so viel Vorsichtigkeit, daß eben die Personen, die es betraf, es nur sehr spät merkten.

Es verdroß die Freunde des Chevalier von Alep heftig, daß sie ihn in Ausschweiffungen ersoffen sahen, aus denen man ihn nicht herausreissen konnte. Sie versuchten verschiedene Mittel von denen sie glaubten, daß er dadurch zum Nachdenken gebracht werden würde, es war aber alles vergeblich. Der Graf von Arifax vermuthete den Betrug des Abbe. Er glaubte die Untreue der la Verriere würde ein sichres Mittel seyn, dem Chevalier die Augen zu öffnen. Er wollte ihm aber eher nichts entdecken, bis er von den Unternehmungen des Abbe gewiß, und auch gewisse Beweise davon anzugeben im Stande seyn würde. Er beobachtete deßwegen die la Verriere einige Tage lang. Der Chevalier war den Tag über beständig bey ihr. Sein Nebenbuhler konnte also keine andre als nächtliche Zusammenkünfte haben, da auch die Nacht überdem der Mäßigung und Heimlichkeit, die er beobachten mußte, günstig war. Der Graf von Arifax bekam bald mehr Licht. Er sah um zwey Uhr in der Nacht den Abbe aus seiner Geliebten Hause herauskommen. Er glaubte, dieß sey mehr als hinreichend, den Chevalier zurecht zu bringen. Er erzählte es ihm umständlich, und versicherte ihn, daß er ihn an einen

Ort hinstellen wollte, wo er alles sehn sollte, so, daß er noch in der nächsten Nacht von der Wahrheit überzeugt werden könnte.

Der Chevalier war so für die la Verriere eingenommen, daß er unmöglich glauben konnte, was man ihm sagte. Jedoch trieb ihn die Eifersucht, an seiner Geliebten und an seinem Rival eine blutige Rache zu nehmen, wenn es wahr wäre, daß sie ihn betrogen hätte. Ich wollte lieber, sagte er zum Grafen den Abbe, herein- als herausgehen sehen, das erste würde zu dem Vorhaben, worauf ich gefallen bin, viel nützlicher seyn. Ich kann nicht glauben, daß ihr euch geirrt habt; und doch kann mein Herz bey allen euren Versicherungen euren Augen nicht trauen; ich will jedoch nichts sparen, aus einer so empfindlichen Ungewißheit zu kommen.

Um zehn Uhr Abends sollten demnach die beyden Freunde, sich an einen abgelegnen Ort, von wo sie leicht alle diejenigen beobachten konnten, die zur la Verriere giengen: sie hatten kaum eine Viertelstunde gelauert, als ein Mensch in einem schwarzen Mantel angetrabt kam, der der la Verriere Thür selbst aufschloß, indem er den Schlüssel dazu hatte. Nun, sagte der Graf von Arifax, was denkt ihr von eurer Geliebten? Der Chevalier von Alep war über dieser Entdeckung so auffer sich, daß er kaum sprechen konnte. Ihr müßt, sagte er endlich, mir helfen, daß ich diese Nichtswürdige bestrafe. Noch heute habe ich 40 Louisd'or aufgenommen, die ich ihr Nachmittage geschenkt habe. Das soll aber nicht das einzige seyn, was ich mir will wiedergeben lassen, wenn ihr mir

bey-

beystehen wollet. Daran dürft ihr gar nicht zweifeln, antwortete der Graf von Arifax, ich bin bereit alles zu unternehmen. Wir wollen, antwortete der Chevalier, noch einige Augenblicke verziehen, und dem Abbe alle Zeit lassen. Ich habe auch einen Schlüssel, und will so gut wie er in der la Verriere Zimmer kommen; und da wollen wir sie zwingen, mir einen Theil desjenigen wieder zu geben, das sie mir abgezwackt hat. In Absicht auf den Abbe habe ich eine so gelinde als komische Rache ausgesonnen.

Der Graf von Arifax billigte die Absicht seines Freundes. Sie giengen bald drauf in der la Verriere Haus, und schlossen die Thür hinter sich ab, um in ihren Operationen desto ungestöhrter zu seyn. Sie stiegen hernach in ihr Vorzimmer herauf, und schlugen ziemlich heftig an die Thür. Sie war über diesen Besuch ganz erstaunt, und da sie leicht vermuthen konnte, es könne kein andrer als der Chevalier seyn, so versteckte sie den Abbe unter ihrem Bette. Sie öfnete drauf die Thür; sie sah den Grafen von Arifax bey dem Chevalier. Dies machte sie ruhiger, denn nun glaubte sie ein bloßer Glücksfall habe diese beyden Herren hergebracht. Woran denkt ihr, meine Herren, sagte sie? Mich um eilf Uhr Abends zu besuchen? Ich wollte eben zu Bette gehen. Bin ich nicht recht gütig, daß ich euren Besuch angenommen habe? Ich hoffe aber, daß ihr es kurz machen werdet?

Die naife Mine, mit der sie sprach, hätte jederman betrogen, nur die beyden Freunde nicht. Sie hatten den Abbe hereingehen sehen, die Untreue war also

offenbar. Ich will euch nicht, sagte der Chevalier, unnütze Vorwürfe machen: ich habe alles verdient, was mir begegnet. Hätte ich meinen Freunden geglaubt, so würde ich die Unordnung in die ihr mich stürzt, schon längst voraus gesehen haben. Jetzt gleich habe ich den Abbe *** zu euch hereingehen sehen. Er kommt heute nicht zum erstenmal. Es ist also unbillig, daß ich, als ein armer Officier, die Vergnügungen eines reichen Kanonikus bezahlen soll. Ich fordre also 40 Louisd'or, die ich euch heute gegeben habe, wieder zurück, ingleichen eine goldne Uhr, eine Schnalle mit Brillanten, und kurz, alle Juwelen, die ihr von mir bekommen habt. Ich rathe euch, daß ihr euch nicht im geringsten widersetzt, denn ich gehe nicht eher weg, bis ich alles wieder habe.

Die la Verriere wolte sich rechtfertigen, aber der Graf von Arifax, der unterdessen hinter denen Thüren, und Tapeten den Abbe gesucht hatte, kriegte ihn endlich hinter dem Bette an der Wand zu fassen, wo er lang ausgestreckt auf der Erde lag. Ey, ey, willkommen Herr Abbe, sagte er zu ihm! in welcher Kirche wollt ihr denn die Frühmette singen? Der Abbe stand voller Scham auf, und wollte sich entschuldigen; er bat inständigst ihn nicht um seinen guten Namen zu bringen, und diesen Vorfall nicht bekannt werden zu lassen. Ich weis, sagte der Chevalier, ein geheimes Mittel, die Sache in der Güte abzumachen. Das was ich dieser Demoiselle gegeben habe, muß mir wieder gegeben werden, es sey von euch oder von ihr. Ihr solt das bezahlen, was ich

ihr

ihr gegeben habe, seitdem ihr Bekanntschaft mit ihr gemacht habt; und sie bezahlt das, was sie vorher bekommen hat. Der Abbe antwortete: Ich kenne die Mademoiselle seit einem Monat. Seit einem Monat, versetzte die la Verriere? Das habt ihr gelogen! Wir kennen uns seit mehr als vier Monat. Der Herr ist also, sagte der Graf von Arifax, so ancien wie der Chevalier? Ich habe ihn, gab die la Verriere zur Antwort, noch einen Monat vor dem Chevalier gekannt. Wie soll das möglich seyn, sagte der Abbe wieder, es sind ja noch nicht acht Wochen, daß ich von Paris zurückgekommen bin? Der Graf von Arifax mußte über diesen lustigen Zank lachen. Ich weis nicht, sagte er zum Chevalier, ob ihr hier werdet einen billigen Ausspruch thun können? Ich will, sagte der Chevalier, einen Ausspruch thun, der so gerecht seyn soll, als eine Salomonische Entscheidung: Ich habe hundert Pistoletten diesen Monat der Mademoiselle gegeben, die vierzig Louisd'or gehn für sich. — Herr Abbe, die Summe fällt auf euch: ihr zahlt dies Geld an die la Verriere. Der Abbe wolte sich damit entschuldigen, daß er dies Geld nicht bey sich hätte. Stellet nur, sagte der Chevalier, einen Wechsel drauf aus, auf Ordre zu zahlen. Der Abbe war gehorsam. Das, sagte der Chevalier, gehört mir, und die la Verriere, mußte es auf seinen Namen endoßiren. Das mag genug seyn, fuhr er fort. Ich habe meine Uhr, meine demantne Schnallen und meine vierzig Louisd'or wieder; Ich wünsche euch eine gute Nacht, und euch auch, Herr Abbe, und verspreche euch ein tieffes Stillschweigen, wenn ihr

besorgt, daß der Wechsel sogleich wie er fällig ist, richtig bezahlt wird. Der Abbe hat es richtig gethan, und der Chevalier hat ihm sein Wort auch gehalten. Man hat auch diese Begebenheit erst sechs Monat nachher erfahren; Bis dahin konnte die ganze Garnison nicht begreifen, warum der Chevalier so schnell mit der la Verriere gebrochen habe, da auch sein Freund, der Graf von Arifax das Stillschweigen beobachtet hatte.

Ob gleich der Chevalier von Alep dieses Geld wieder heraus bekam: so setzte ihn der entsetzliche Aufwand, den er für die la Verriere gemacht hatte, doch noch lange Zeit in sehr große Verlegenheit. Der Abbe verließ seine treulose Geliebte auch; und da er den guten Namen nicht verlohren hatte, von dem eine ungemein einträgliche Stelle, die er erwarte, abhieng, so schätzte er sich sehr glücklich, daß es ihm nur hundert Pistoletten gekostet hatte. Einige Zeit hernach reisete die la Verriere nach Brüssel. Ihr seyd in grosser Gefahr gewesen, mein lieber Vaudreville, da ihr in so furchtbare Hände gerathen seyd; und ich wünsche euch Glück, daß ihr an den alten Baron gerathen seyd, dessen Eifersucht euren thörigten Aufwand einigermassen ersetzt hat.

Diese Erzählung meines Freundes belustigte mich sehr. Ich fand nichts weiter in meinem Herzen, als eine völlige Verachtung der la Verriere; und hörte ganz ruhig eine Geschichte erzählen, zu der meine den zweyten Band abgeben konnte. Ich dankte meinem Freunde, daß er mir einen Theil von dem Leben meiner Theaterprinzeßin bekannt gemacht hatte. Ich nahm Abschied

schied von ihm, und reisete nach Madrit, woselbst ich nach fünf Tagen eintraf.

Ich gab sogleich die Briefe ab, die man mir für verschiedene Große in Spanien, nach Brüssel geschickt hatte. Ich hatte einen an den Herzog von Medina Celi. Er nahm mich sehr höflich auf, und versicherte mich, daß er alles mögliche thun würde, um mir eine Bedienung zu verschaffen. Jedoch würde ich bey allen Anträgen und Versprechungen aller Großen, denen ich empfohlen war, noch lange nicht das erhalten haben, was ich wünschte, wenn nicht die Liebe, die bis dahin mein Glück gemacht hatte, zu meinem Besten etwas gethan hätte.

Geschichte der Dona Theresa von Valcabro.

Ich gieng oft zu einem Franzosen, Namens Nantouillet, der seit Philipps des fünften Ueberkunft nach Spanien in Madrit gewohnt hatte. Eine spanische Dame, die mit seiner Frau sehr genaue Freundschaft hielte, und Dona Theresa von Valcabro hieß, legte da oft Besuche ab. Sie war jung, schön und an einen Spanier, der bey dem Kriegsdirectoriat eine Bedienung hatte, verheurathet. Blos die Absicht auf meinen Vortheil, war Anfangs die Ursache der Höflichkeitsbezeigungen, die ich ihr zu erweisen mir Mühe gab; aber ich bemerkte bald, daß mein Herz mehr Theil an der Dona Theresa nahm, als ich selbst glaubte. Eine gewisse Unruhe, die ich empfand, wann ich sie sahe, und deren Wirkung ich sonst gekannt

kannt hatte, ließ mich bald merken, daß ich verliebt werden würde, wenn ich fortführe, mich denen Reitzungen der schönen Dona Theresa von Valcabro, auszusetzen.

Die Unglücksfälle, welche die Liebe mir verursachet hatte, hätten mich aufmerksamer machen sollen, ihre Schlingen zu vermeiden: aber mein Temperament war stärker, als meine Ueberzeugung. Ich sahe überdem wenig Gefahr dabey, wenn ich die Dona Theresa liebte. Sie kann mir nützlich seyn, sagte ich zu mir selbst. Sie vermag viel bey ihren Mann: sie kann mein Vorhaben leicht zu einem glücklichen Ausgang bringen. Ich suchte alles hervor, meine Neigung gegen sie zu rechtfertigen, und entfernte alle Gedanken, die aus andern Betrachtungen hätten entstehen können.

In Spanien hat man in der Liebe andre Gebräuche, Gewohnheiten und Arten des Betragens, als in Frankreich. Ein Liebhaber jenseit den Pyrenäischen Gebirgen muß zärtlich, schmachtend und traurig seyn. Die Sprache der Augen muß lange vorher gehen, ehe man zur Erklärung schreiten kann; und auch die muß sehr ehrfurchtsvoll seyn. Und wenn man endlich auf den Punkt gekommen ist, wo man sagen darf, daß man liebt, dann sieht man auch bald den Schluß des Romans.

Ich kannte dieses Ceremoniel noch nicht völlig, wuste aber doch so viel, daß eine allzugroße Lebhaftigkeit meine Sache gänzlich verderben würde. Um einen gewissen Weg zu gehen, auf dem ich nicht irren könnte, nahm ich mir vor, zwar nicht die spa-

nische Kunst zu lieben, zu studiren, aber doch die französische zu vergessen, und den Bewegungen meines Herzens, als sichern Führern, zu folgen. Ich war versichert, daß das natürliche und einfache in allen Ländern eben so seyn muß. Wenn ich eine französische Anwandlung bey mir bemerkte, so traute ich mir nicht; befragte die Augen der Dona Theresa, und laß alles, was ich zu thun hatte, ganz deutlich drinn. In geraumer Zeit fand ich in ihren Blicken keine Versicherung, daß sie Antheil an mir nähme; endlich aber entdeckte ich, daß ich sprechen durfte, und daß mir eine deutlichere Erklärung erlaubt wäre. Es war beynahe ein Monat verlauffen, da meine Augen meine einzigen Dollmetscher gewesen waren; nun aber zeigten mir die Blicke der Dona Theresa, daß man mich günstig anhören würde; ich suchte also nur Gelegenheit, mein Stillschweigen zu brechen.

Ich besuchte alle großen Messen und Kirchenversammlungen zu Madrit. Dona Theresa fand sich daselbst sehr fleißig ein. Ich hätte gegen den ersten Grundsatz der spanischen Artigkeit gesündigt, wenn ich an diesen geistlichen Festen nicht hätte erscheinen wollen. Am Gedächtnißtage des heiligen Franz von Assisse, einem für ganz Spanien wichtigen Tage, stand ich unter der Predigt nahe hinter der Dona Theresa. Der Pater erhob ganz ausserordentlich die Stigmata des heiligen Franz, diese bey allen Franziskanern so berühmte Wunden. Ich kenne jemand, sagte ich hier ganz leise zu meiner schönen Geliebten, dessen Wunden viel gefährlicher sind; er wird dran sterben, wenn die Augen, die ihn verwundet haben,

ihn nicht heilen wollen. Dona Theresa verstand mich ganz vollkommen, sie sah mich sehr sanft an, und sagte: ich muß gestehen, daß die Franzosen nicht sonderlich andächtig, aber sehr scherzend sind. Was hat der heil. Franz mit dem Menschen gemein, von dem ihr sprecht? und wie soll ich ihn beklagen, da ich ihn nicht kenne? Es kommt nur auf euch an, daß ihr ihn kennen lernet, antwortete ich. Er verbirgt sich nur, weil er befürchten muß, euch zu misfallen. So bald er euer Freund ist, versetzte sie, so muß er meiner Achtung gewiß seyn. Aber laßt uns davon nicht weiter sprechen, der Ort schickt sich eben nicht zu langen Unterredungen. Morgen, bey der Frau von Rantouillet, werdet ihr mich bereit finden, die Geschichte eures unglücklichen Freundes anzuhören. Er ist nicht mehr unglücklich, antwortete ich, weil ihr mir erlaubt, euch sein Unglück zu erzählen. Dona Theresa antwortete mir hierauf nicht weiter. Die Predigt war nun zu Ende und es ward gesungen. Hier zog sie ein langes Paternoster aus der Tasche, schlug ihre schönen Augen demüthig nieder und fing an zu murmeln, und sich an die Brust zu schlagen. Sie setzte diese Andachts-Uebung fort, so lange noch Leute in der Kirche blieben, und gab mir, wie sie herausgieng, einen Blick, der mir das Rendezvous bey der Frau von Rantouillet auf morgen versicherte.

Ich beobachtete die Stunde pünktlich, und gieng hin: sie war aber schon vor mir da. Nach einem allgemeinen Gespräch von etwa einer Viertelstunde, an welchen alle Theil nahmen, beklagte sie sich über einen kleinen Anfall von Kopfschmerzen, und bat mich,

ihr die Hand zu geben, und sie in den Garten zu führen. Sobald als wir alleine waren, sagte ich zu ihr: Ihr habt mir erlaubt, schöne Theresa, euch die Quaal zu entdecken, die ich eurentwegen ausstehe; und wenn ich mich unterstehen darf, eure gestrigen Reden vortheilhaft für mich auszulegen: so kann ich euch auch bekennen, daß ich euch anbete, und daß ich ohnmöglich länger in der Ungewisheit bleiben kann, in der ich bin. Das Leben ist für mich eine Strafe, wo ihr gegen meine Liebe unempfindlich seyd. Wenn ihr mir gleichgültig wäret, antwortete Dona Theresa, so würde ich mir nicht erlaubt haben, eure Erklärung anzuhören. Ich empfinde, daß ich euch liebe: es wäre unnöthig es euch zu verhelen, und schon lange haben meine Augen euch das gezeigt; was ich euch sage. Ich könnte mich spröde stellen, und um euch die Eroberung meines Herzens noch schätzbarer zu machen, euch lange Schwierigkeiten entgegen setzen; aber ich kenne die Kunst und Verstellung nicht. Ihr habt mir gefallen. Ich habe es lange nicht wollen in mir aufkommen lassen, aber die Gewalt, die ich mir angethan habe, hat zu nichts gedienet, als dazu, daß euer Sieg noch vollständiger geworden ist. In dieser Unfähigkeit mich zu verstellen, entdeckte ich euch meine geheimsten Empfindungen. Wo das Frauenzimmer in einem Lande anders zu Werke geht; wo man, um euch zu gefallen, Verstellung und Zwang anwenden muß; so müßt ihr gegen die Heftigkeit meiner Liebe, und gegen die Aufrichtigkeit meines Herzens, Nachsicht haben.

Ich verdiene nicht, antwortete ich, ein so großes Glück; es geht weit über mein Verlangen; und ich kann, da ich euch nicht gleichgültig bin, nichts weiter wünschen. Ich bin nicht so ruhig, versetzte sie, und nicht so zufrieden wie ihr. Die Gemüthsart eurer Nation beunruhigt mich: Sie ist unbeständig; und ich wünschte euch nie gesehen zu haben, wenn ihr einmal treulos werden soltet. Beruhigt Vaudreville.

Euch schöne Theresa, antwortete ich: Ich schwöre euch eine immerwährende Zärtlichkeit. Eure Augen, eure ganze Bildung und eure feine Empfindungen, sind Bürgen meiner Schwüre. Sie antwortete: Ich thue was ich kann, um meine Furcht zu mäßigen, aber ich liebe euch zu sehr, als daß ich ruhig seyn könnte. Ich habe euch sehr oft beschuldigt, daß ihr mich nicht genug liebet. Seyd zwey Monaten haben eure Blicke mir eure Liebe entdeckt; und meine Augen haben euch bald drauf gesagt, was in mir vorgeht. Ihr habt bey dem allen euer Stillschweigen nicht gebrochen. Was habt ihr denn erwartet, ehe ihr mir ein Bekänntniß gethan habt, das für mich so reitzend ist. Erklärt sich denn das französische Frauenzimmer eher als die Mannspersonen? Oder kann ihre Zärtlichkeit ein so unnöthiges Ceremoniel ertragen? Macht das Frauenzimmer in eurem Lande ihr Herz zu einen Opfer des Zwanges, der sie gegen die Schwachheit doch nicht schützen kann, und sie in einer verstellten Zurückhaltung quält? Ich habe mich beständig über ein Stillschweigen beklagt, daß mir zeigte eine Liebe, die ihr so leicht unter-

terdrücken könntet, müßte sehr schwach seyn; und selbst in dem Augenblick, da ihr mir eine ewige Liebe beschwört, finde ich euch nicht so glaubwürdig und überzeugend, als ich es wünsche.

Unser Gespräch ward durch die Frau von Nantouillet und durch andere Personen, die in den Garten herabkamen, unterbrochen. Sie kamen zu uns in die Allee, wo wir waren. Es war mir den ganzen Abend nicht möglich mit der Dona Theresa zu sprechen, so sehr ich auch die Gelegenheit dazu suchte. Ich kam nach Hause und hieng meinen Gedanken nach, ich wiederholte mir alles, was meine schöne Gebieterin mir gesagt hatte. Ich sahe so viel Liebe in ihren Unternehmungen, ihre Ausdrücke waren so tief in mein Herz gedrungen, daß ich nicht zweifelte, ich würde bald glücklich seyn. Ich glaubte, ich müßte mir eine Zusammenkunft mit ihr ausbitten, aber nicht bey der Frau von Nantouillet, wo wir beständig gezwungen waren. Ich schrieb an sie, und ließ ihr meinen Brief durch einen ihrer Leute einhändigen, den ich zu gewinnen gesucht hatte, und auf den ich mich verlassen konnte.

Brief.

Die gestrige Unterredung war einem Herzen, das euch so viel zu sagen hat, nicht hinreichend. Ich habe kaum die Zeit gehabt, euch zu sagen, daß ich euch anbete. Die Abwesenheit und das Stillschweigen, sind Marktern für jemand der so heftig liebt, als ich.

So gerne ich euch auch bey der Frau von Nantuillet sehe, so verbittert doch der beständige Zwang, in dem ich dort bin, mein ganzes Glück. Wollet ihr mein Glück vollkommen machen, so erlaubt mir, euch anderswo zu sprechen, wo ich euch tausendmal beschwören könne, daß ich nur für euch lebe, und nur für euch leben will.

Hier ist ihre Antwort, die ich zwey Stunden drauf erhielte.

Brief.

Ich kann euch heute weder bey der Frau von Nontouillet, noch irgend sonst wo sehen. Ich habe Geschäfte die mir den ganzen Tag meine Zeit nehmen; ich suche eine Gnade vom Hofe, die ich durchaus erhalten will. Ich theile euer Leiden mit euch; und so empfindlich auch die Abwesenheit euch seyn mag, so zweifle ich doch, ob sie euch so heftige Schmerzen verursachet als ich empfinde. Ich muß aber mich überwinden, und euch den ganzen Tag nicht sehen. Beklagt nicht euch, sondern mich. Die Gewalt die ich mir anthue, würde mich noch mehr quälen, wenn ich mir nicht schmeichelte, daß die Folgen mich völlig schadlos halten werden: Lebet wohl, ich muß schliessen, denn ich bin sehr eilig, und muß diesen Augenblick ausgehen.

Diesen Brief konnte ich gar nicht verstehen; es war mir unmöglich zu errathen, was für Geschäfte der Dona Theresa so sehr am Herzen liegen möchten?

Ich

Ich war den ganzen Tag außerordentlich unruhig. Ich gieng, wie gewöhnlich, zur Frau von Nantouillet, und es ward mir recht schwer, meine Verwirrung und Unruhe zu verbergen. Ich gieng auch ziemlich früh nach Hause, und wollte an die Dona Theresa schreiben, ihr meinen Zustand klagen, und sie fragen, um welche Zeit sie morgen bey der Frau von Nantouillet seyn würde, als ich einen Brief von ihr bekam.

Brief.

Ich kann nicht schlafen gehen, eher ich euch gesagt habe, daß ihr eine Compagnie Dragoner von dem Bataviaschen Regiment erhalten habt. Ich habe seit langer Zeit dran gearbeitet diese Sache zu Stande zu bringen, und bin gestern endlich so glücklich gewesen, das letzte dabey zu thun. Ich bin bis acht Uhr Abends auf dem Kriegsdirectorio gewesen; und habe meine Freunde, meines Mannes Freunde, ja so gar meinen Mann selbst für euch in Bewegung gesetzt. Ist er nicht glücklich, daß er an dem Glück eines Rivals, wie ihr seyd, hat arbeiten können? Ich wenigstens mache mir ein Verbrechen draus, daß ich ihm einen Nebenbuhler gebe, aber die großen Vorzüge und Verdienste desselben, entschuldigen mein Verbrechen. Ich erwarte euch morgen, bey der Frau von Nantouillet, und da wollen wir andre Maasregeln nehmen.

Dieser Brief setzte mich in eine angenehme Bestürzung. Liebe und Dankbarkeit vereinigten sich in

meinem Herzen, und machten mich noch verliebter. Ich schickte durch eben die Person, die mir diesen Brief gebracht hatte, eine Antwort zurück, die alles enthielte, was die lebhaftesten und zärtlichsten Bewegungen des Herzens nur eingeben können.

Ich erwartete den folgenden Tag mit einer unerträglichen Ungedult; und so sehr mich auch der Gedanke an die Dona Theresa beschäftigte, so konnte ich doch nicht unterlassen, über die Verwickelung von Glück und Leiden, die mir die Liebe bisher beständig verursachet hatte, meine Betrachtungen anzustellen.

Ich gieng zu der gewohnten Stunde zu der Frau von Nantouillet, und fand die Dona Theresa schon da. Ich wünsche euch Glück, sagte sie, zu eurer neuen Würde. Gehet morgen nur aufs Kriegsdirectorium, und laßt euch daselbst euer Patent ausfertigen. Ich konnte ihr nicht antworten. Sie hatte, mit mir zu sprechen, gerade den Augenblick erwählt, wo die ganze Gesellschaft damit beschäftigt war, daß sie eine Dame empfing, die gleich nach mir gekommen war. Ich druckte ihr also durch meine Blicke meine Erkenntlichkeit aufs möglichste aus. Ich wollte sie bitten, es mir möglich zu machen, daß ich umständlicher mit ihr reden könnte, ich konnte aber nicht einen Augenblick dazu frey haben. Ich verlohr schon die Hofnung, mit der sie mir in ihrem Briefe geschmeichelt hatte, und sie war im Begrif sich nach Hause zu begeben, als sie, unter dem Vorwand, zu sehen, ob ihre Kutsche da wäre, ans Fenster gieng, und mir winkte, diesen Augenblick wahr zu nehmen. Ich trat zu ihr heran, und sie gab mir ein Billet,

das ich ganz unbemerkt in die Tasche steckte. Ich las es, so bald als ich von der Frau Rantouillet weggegangen war, begierig durch, und fand folgenden Inhalt:

Billet.

„Begebet Euch diesen Abend um eilf „Uhr in meine Gasse, gerade gegen dem Fran„ziskaner Thor über. Ihr werdet daselbst „eine Person finden, auf die ihr euch verlas„sen könnt. Folget derselben an den Ort wo „sie euch hinführen wird, und seyd versichert, „daß ihr nichts zu befürchten habt.

Ich versäumte die bestimmte Stunde nicht, sondern begab mich an den angezeigten Ort. Ich fand hier denselben Bedienten, den ich schon vorher auf meine Seite gebracht hatte, und der meinen ersten Brief der Dona Theresa zugestellt hatte. Ich habe Befehl, sagte er mir, euch zu meiner Frau zu führen. Folgt mir, und fürchtet nichts; man hat alle nöthige Vorsicht gebraucht, um alle Vorfälle, die euch hätten beunruhigen können, zu vermeiden. Don Sancho von Valcabro ist heute Morgen nach Valladolid gereiset, wo er vierzehn Tage bleiben wird; die ganze Zeit könnt ihr in dem Zimmer der Dona Theresa zubringen, ohne daß irgend jemand im Hause es erfahren wird.

So gefährlich dieß auch war, so bedachte ich mich nicht einen Augenblick, sondern flog zu meiner schönen Geliebten Ich glaubte, alle meine Leiden würden ersetzt seyn, so bald ich zu ihrem gänzlichen Be-

sitz gelangt seyn würde. Ich folgte dem Ludovico, der mich durch eine Thür in einer seitwärts gelegenen kleinen Gasse in einen Garten führte. Ich gieng von hier durch eine heimliche Treppe in das Zimmer der Dona Theresa. Sie hatte ihr Kammermädgen zu ihrer Vertrauten gemacht, und eben die empfing mich. Sie bat mich einen Augenblick zu warten, und mir die Zeit nicht lang werden zu lassen, da ihre Frau noch einige Befehle zu ertheilen habe, um die Bedienten zu entfernen, die ihre Aufführung zu genau beobachten konnten. Don Sancho von Valcabro hatte verschiedne schon mit sich genommen; denen übrigen trug sie Verrichtung auf, die sie auf drey bis vier Tage entfernten. Sie schickte Briefe an verschiedene Freundinnen, die über zwanzig Meilen von Madrit wohnten, und behielte niemand bey sich, als ihr Kammermädgen, Ludovico, und ihren Koch, von dem sie nicht zu befürchten hatte, daß er das erfahren würde, was in ihrem Zimmer vorgieng.

Als sie zu Verschickung ihrer Leute die hinreichenden Befehle ertheilt hatte, die so lange hatten in ihrem Zimmer bleiben müssen, um meinen Weg durch die Gärten nicht zu hindern, kam sie zu mir. Ich habe nie eine solche Bewegung empfunden, als ihr Anblick mir verursachte. Sie hatte etwas so zärtliches und feines in den Augen, daß mir die Worte im Munde verschwanden. Ich wollte ihr was sagen, und konnte nichts als abgebrochne und unzusammenhangende Worte hervorbringen. Meine Bewegung rührte sie; sie hatte Mitleiden mit der Verwirrung worin ich war; sie unterbrach mich mit einer sehr

lieb-

liebreichen Stimme — Ihr sehet, was ich für euch thue. Ich will mich gar nicht rechtfertigen; ich muß in der Stärke eurer Erkenntlichkeit die Entschuldigung meiner Schwachheiten finden.

Das Kammermädgen der Dona Theresa, hatte sich wegbegeben. Ich war allein mit meiner schönen Geliebten. Die Nacht, der Ort, die Umstände, die Gemüthsart des spanischen Frauenzimmers, alles versuchte mich. Ich war jung, sie war liebenswürdig, lebhaft uud schön. Kurz, ich ward, wie man es zu nennen pflegt, glücklich.

Werdet ihr mich immer lieben? fragte mich die unglückliche Dona Theresa zärtlich. Kann ich auf eure Eydschwüre bauen? Schwört es mir, daß euer Herz mir treu bleiben wird. Dieser traurige Gedanken unterbricht meine Freude mitten in den Vergnügungen; ich denke unaufhörlich, daß ich euch verliehren werde. Warum habt ihr mir gesagt: daß ihr in Frankreich schon geliebt habt? Warum ließt ihr mich nicht in Zweifel über euren Leichtsinn? Ihr habt andern Frauenzimmern geschworen, daß ihr sie liebtet; ihr habt ihnen eben dieselben Betheurungen gethan: wie habt ihr sie gehalten? Ihr habt sie gebrochen, ihr habt ihr Andenken in meinen Armen verlohren. Vielleicht bin ich dazu aufbehalten, dasselbe Schicksal zu erfahren? Alle Liebe die ich für euch habe, wird dann nur dazu dienen euch strafbarer, aber nicht beständig zu machen.

Wie ungerecht seyd ihr, antwortete ich, daß ihr eine so feine Liebe, als ich für euch habe, in Verdacht ziehen könnet! Ihr beschweret euch drüber,

daß ich vormals geliebt habe. Ich wollte, daß ich niemals ein zärtliches Herz gehabt hätte. Meine vormaligen Schwachheiten machen mir mehr Qual als euch. Ich empfinde mit Reue, daß ich gegen andere Reize habe empfindlich seyn können. Wenn aber die Reue die Stelle der Unschuld vertritt: so ist mein Herz eurer so würdig, als wenn es von je her nur für euch geklopft hätte.

Dona Theresa sahe das Verführende und Falsche in diesen letzten Satz nicht ein. Eure Liebe wird also ewig seyn, sagte sie, mit Zärtlichkeit! Ich werde also niemals Ursache haben, meine Schwachheiten zu bereuen! Wenn ihr so beständig seyn werdet: so werde ich zu glücklich seyn.

Dieser Gedanke verbreitete eine außerordentliche Heiterkeit über die Reden, und das Betragen der Dona Theresa. Wir machten aus, daß ich acht Tage hinter einander bey ihr bleiben sollte; indem ihr Mann nur erst in 12 bis vierzehn Tagen zurückkommen wollte. Ich sagte meiner Geliebten, daß mein Herz mit denen ängstlichen und gezwungenen Rendezvous bey der Frau von Nantouillet nicht zufrieden seyn könnte. Wir wollen, antwortete sie, alle Tage zur Lucinda Mendoza gehen, die Aebtissin in Kloster St. Hieronimus ist. Sie wird uns in ihrem Sprachzimmer aufnehmen. Sie hat viel Freundschaft für mich, weil ich ihr einige Gefälligkeit erzeigt habe, und ihr in Angelegenheiten behülflich gewesen bin, als sie einen meiner Anverwandten sehr zärtlich liebte, den sie auch bis an seinen Tod geliebt hat. Wir werden bey ihr in Freyheit, und um so viel

sichrer seyn, da der Ort nicht verdächtig ist. Sie kann in ihre Zimmer wen sie nur will, kommen lassen; und man darf nicht einmal durch das Thor der Abtey gehen. Nur setzte sie scherzend hinzu, müßt ihr euch nicht in sie verlieben, daß bitte ich mir aus. Bedenkt daß sie hübsch ist, und daß ich eifersüchtig bin.

Ich versicherte meiner schönen Gebieterin, daß sie nichts zu fürchten habe. Ueberdem, sagte ich, ist sie ja eure Freundin. Sollte die euch euren Liebhaber rauben wollen? O antwortete die Dona Theresa, laßt es ja nicht auf diese Probe ankommen! Ich kenne die Gewohnheiten, und Gesinnungen der Franzosen nicht: das aber weis ich, daß in unserm Lande keine einzige Frau ist, die nicht, aus Begierde einer andern, eine Eroberung zu rauben, alle Hindernisse, die die Freundschaft nur immer entgegen setzen kann, übersteigen sollte. Ich glaube daß es in der ganzen Welt so ist. Warum sollte auch unser Geschlecht mehr Stärke in der Freundschaft und mehr Anhänglichkeit haben, als die Mannspersonen? Wer hintergeht nicht seinen Freund, so bald als er sein Nebenbuhler ist. Urtheilt nach euch selbst von andern. Eure Freundschaft gegen meinen Mann sey so groß sie immer wollte, würde eure Tugend ihm wohl die Zärtlichkeit gegen mich, aufopfern? Glaubt mirs, daß das sicherste ist, wenn man in der Liebe keiner einzigen Versicherung traut. Die Wunden, die die Treulosigkeit macht, können, wenn sie einmal da sind, nicht wieder geheilt werden. Wenn auch ein Liebhaber mit aller Zärtlichkeit seine Geliebte wiedersucht,

so hat er sie doch schon einmal betrogen. Ein feines Herz, leidet beständig unter diesem Gedanken, der unaufhörlich wieder kommt, man mag ihn verbannen, so viel man wolle.

Die Gespräche und Reize der Dona Theresa hatten mich so eingenommen, daß ich 7 Tage beständig bey ihr blieb, und doch glaubte nur vor einen Augenblick gekommen zu seyn. Ich bat sie die vorgeschriebene Zeit zu verlängern; ich mußte aber aufs allerschleunigste fort. Ihr Mann, der zwölf Tage in Valladolid bleiben sollte, blieb nur 7 Tage da. Er schrieb seiner Frau nicht daß er zurückkäme, denn er wollte aus seiner unvermutheten Rückkehr ihr eine Galanterie machen; und um 11 Uhr Abends kam der Dona Theresa Kammermädgen mit der Nachricht, daß ihr Mann gekommen, und schon auf der Treppe wäre. Ich hatte nur gerade so viel Zeit, daß ich in ein an der Dona Theresa Zimmer anstossendes Kabinet gehen konnte, dessen Thür sie verschloß.

Ihr Mann trat den Augenblick herein. Sie schien über seine Zuhausekunft sehr bestürzt zu seyn, wußte aber doch ohngeachtet der Verwirrung und Angst, in der sie war, sich zu fassen. Don Sancho von Valcabro liebte seine Frau unendlich; und weil er sieben Tage entfernt gewesen war; so blieb er gleich den Abend in ihrem Zimmer.

Welch ein Zustand für einen so zärtlichen Liebhaber als ich war! Und noch war ich zu glücklich, wenn ich aus der Angst, in der ich war, so wohlfeil befreyt werden konnt. Don Sancho ließ sich in seiner Frauen Zimmer etwas zu essen bringen. Sie konnte ihn

nicht

nicht dahin bringen, daß er anderswo gespeist hätte, weil er immer seine Müdigkeit zum Vorwand brauchte. Weil ihr schon gespeist habt, sagte er, so ists unnöthig, daß ich in den Speisesaal herabgehe.

Ich merkte nun wohl, daß ich bestimmt war, die ganze Nacht in dem Kabinet zuzubringen. Er legte sich in der That zu Bette, wie er gespeist hatte, und die traurige Theresa bey ihm. Man kann sich leicht vorstellen, was für Gedanken ich hatte, ganz andre als die, die den Don Sancho von Valcabro beschäftigten. Kaum war er zu Bette, und kaum war das Licht ausgelöscht: so hörte ich ihn schon kräftiglich schnarchen. Schlaf, dachte ich, schlaf, glücklicher Mann, dem die kostbarsten Güter bestimmt sind. Jedoch, sagte ich bald drauf, ohne das Herz kann man doch nicht glücklich seyn, und er besitzt ihr Herz nicht. Aber was schadet ihm das? Er glaubt, daß sie ihn liebt. Das ist genug; denn alle Güter bestehen nur in der Einbildung.

Das Tageslicht fand mich in diesen traurigen Gedanken vertieft. So verliebt ich auch war: so hatte ich doch herzlich große Lust aus meinem Gefängniß erlöset zu werden; ich wünschte mit Verlangen aus dem Hause des Don Sancho von Valcabro zu kommen. Wäre ich entdeckt worden, so hätte man, da meine Sache mit der Dona Theresa nicht bekannt war, mich für einen Dieb gehalten. Was hätte das Publicum davon gedacht, entweder mein guter Name, oder die Ehre meiner Geliebten, wäre verlohren gegangen.

Ich war in dieser Angst bis neun Uhr Morgens. Da bekam endlich Dona Theresa so viel Freyheit, durch die Abwesenheit ihres Mannes, der in seinen Amtsgeschäften ausgegangen war, mich durch die Treppe auf der ich heraufgekommen war, entwischen zu lassen. Sie konnte mir nichts weiter sagen, als das: setzt euch in Sicherheit, und nehmt diesen Augenblick in Acht. Ich gieng in den Garten herunter, durch den ich unbemerkt und glücklich durch gieng, worauf ich, ohne daß mir etwas widriges begegnete, in die Gasse kam. Wie froh war ich, da ich so leicht davon kam! wäre ich entdeckt worden, so würde ich wieder in die traurigen Umstände gekommen seyn, in denen ich vor meiner Abreise aus Brüssel gewesen war.

Ich war eben zu Hause gekommen, als Ludovico mir von der Dona Theresa, einen Brief brachte.

Brief.

Gehet noch diesen Vormittag aufs Kriegsdirectorium, wo man eure Sache schon ausgefertigt hat. Die dasigen Kriegsbedienten kennen euch schon; ihr braucht demnach niemand der euch einführe. Danket überhaupt allen denen, die sich für euch bemühet haben, oder die euch sagen werden, daß sie es gethan haben. Unser gemeinschaftliches Bestes erfordert es, daß kein Mensch die Hand kennen muß, die eure Sache bewirkt hat; es ist genug wann ihr sie kennet. Ich will keine andere Belohnung haben,

ben, als nur die, euch nützlich seyn zu können. Ich werde heute nicht zur Frau von Nantouillet gehen, sondern meine Zeit viel nützlicher anwenden. Ich will nämlich mit der Aebtißin im Kloster St. Hieronimus sprechen, und ihr könnt euch morgen um 2 Uhr bey ihr melden lassen. Einen Tag müßt ihr nun schon Geduld haben. Der Schmerz, von dem was mir lieb ist, getrennt zu seyn, ist mir so empfindlich wie euch. Die Abwesenheit sey aber so hart sie immer wolle: so wird sie doch erträglich, wann man weis, daß sie nicht über 24 Stunden dauern soll.

Uebrigens beklage ich euch, die Nacht so schlecht zugebracht zu haben. Wer hätte wohl einiger Augenblick zuvor, die Strafen geglaubt, zu deren baldigen Erduldung wir bestimmt waren? Ihr könnt es mir glauben, daß, wenn eure Delicatesse beleidigt worden ist, meine Liebe geseufzt hat. Ihr durftet doch in euerm Verdruß euch nicht zwingen, und einer Leidenschaft schmeicheln, die eure Quaal ausmachte; ich aber war gezwungen unter einem Anschein der Zärtlichkeit, die Bewegungen des Hasses zu verbergen. — Ihr müßt euch über ein Unglück trösten, das allen, die verheyrathete Personen lieben, unvermeidlich ist. Es wäre eine Schwachheit die man nicht vergeben kann, wenn man eine Sache, die aus einer unumgänglichen Nothwendigkeit entstand, sich allzusehr zu Herzen nehmen. Vergesset denn also, mein liebster Vaudreville, die Verdrüßlichkeiten,

ten der vorigen Nacht. ꝛc. Lebet wohl! Ich finde, daß die Liebe sich meiner bemächtiget, u. s. w.

So heftig der Brief auch war, besonders am Schluß, so sehr gefiel er mir doch damals. Ich war jung, und die lebhafte Leidenschaft meiner Geliebten, kam mit meinem Alter und Charakter völlig überein. Wozu dienet denn, sagte ich, die Verstellung solcher Frauen, die in den Armen ihrer Männer selbst, Vestalinnen seyn wollen? Zu welchem Zweck bedient sich eine Coquette, die von niemand betrogen, und von niemand entschuldigt wird, der Nachäffungen von Zurückhaltung und Scham? Ist die Liebe verheyratheter Frauenzimmer eine Schwäche: so solte ihre Stärke selbst, sie rechtfertigen. Kann man über Fehler angeklagt werden, zu denen eine unbeschränkte Gewalt uns zwingt? Warum soll das schöne Geschlecht wegen Empfindungen strafbar seyn, die Folgen einer unüberwindlichen Neigung sind?

Mit diesen Gedanken, die mir damals ganz gegründet schienen, gieng ich aufs Kriegsdirectorium. Man fertigte mir meine Sache aus, und ich erhielt zugleich einen Urlaub auf sechs Monat, den man mir ertheilte, damit ich meine Sachen in Ordnung bringen könte, ehe ich zum Regiment gienge. Donna Theresa hatte mir diese letzte Gnade ganz leicht auswirken können, da ich als ein Fremder wegen des Geldes, daß ich aus Frankreich erwartete, ganz gültige Entschuldigungen hatte. Indem meine Geliebte auf mein Glück bedacht war, sorgte sie auch zugleich für unser Vergnügen. Sie war versichert, daß sie

durch

durch Vermittelung der Freunde, die sie bey dem Kriegsdirectorio hatte, mir alle Jahr einen ähnlichen Urlaub würde verschaffen können.

Die Freude, die ein so glücklicher Ausgang meiner Sache mir hätte verursachen können, empfand ich nicht sonderlich. Mein Avancement im Dienst, beschäfftigte mein Herz weniger als sonst würde geschehen seyn, denn Dona Theresa beherrschte es ganz allein. Die Liebe zu ihr verbannte alle andre Empfindungen draus. Ich wartete auf den glücklichen Augenblick da ich zur Aebtißin gehen sollte. Er kam, und ich fand meine schöne Gebietherin schon da. Ich konnte mich kaum halten, mich in Gegenwart ihrer Freundin, der Dona Mendoza, zu ihren Füssen zu werfen. Ich war so bewegt, und so wenig Herr über mich, daß ich kaum der Aebtißin ein kurzes Compliment machen konnte. Sie mußte über meine Verwirrung lächeln. Ich freue mich, mein Herr, sagte sie zu mir, daß Dona Theresa mir das Vergnügen verschaft, euch kennen zu lernen. Ich schätze euch unendlich hoch; ich bin, ohne daß ich die Ehre gehabt habe, euch öfters gesehn zu haben, eine so gute Phisionomistin, daß ich so gleich sehe, wie sehr die Schilderung, die man mir von euch gemacht, nach der Natur gezeichnet ist. Ich hatte unterdessen Zeit gewonnen, mich zu fassen, und dankte der Dona Mendoza für die gute Meynung die sie von mir hatte. Bis dahin hatte ich sie noch nicht angesehn; ich betrachtete sie jetzt, und sah, daß sie blendend schön war. Wäre ich nicht so verliebt gewesen, so hätte ich mehr Aufmerksamkeit für ihre Reitzungen gehabt; ich nä-

herte

herte mich aber meiner lieben Theresa, und heftete alle meine Blicke nur einzig auf ihre schöne Augen.

Unser Gespräch ward bald sehr lebhaft. Die Liebe ward der Gegenstand unsrer Unterredung; ich beklagte mich über das, was sie seit 24 Stunden mich hatte ausstehen lassen. Ich redete davon so lebhaft wie ich nur immer konnte. Wäre es der Dona Mendoza um Tugend und Ordnung zu thun gewesen, so würde sie sich nicht von uns entfernet haben; sie glaubte aber uns in unsern Unterredungen, als eine dritte Person, hinderlich zu seyn; sie gieng fort, und ließ uns allein. Sie ließ uns ein sehr schönes Abendessen anrichten, und kam wieder zu uns, nachdem sie alles hatte fertig machen lassen. Wir blieben bis gegen 8 Uhr Abends bey ihr, da ich denn ein wenig eher als meine Geliebte, mich wegbegab, um allen Verdacht zu vermeiden. In unsern folgenden Zusammenkünften, brauchten wir immer eben die Vorsicht.

Mein Glück dauerte zwey Monate hinter einander, ohne daß einige Veränderung in meinem Umständen hätte vorfallen sollen. Aber auf einmal verursachte die Liebe eine sehr befremdende Empörung in meinen Herzen. Ich sahe die Dona Mendoza alle Tage. Oft, wenn ich eher in die Abtey kam, als Dona Theresa, brachte ich ganze Stunden allein mit ihr zu. Ich hatte alsdenn mit dieser schönen Nonne Unterredungen, die ein sehr viel beständigers Herz als meines war, hätte bewegen können. Ich gewöhnte mich nach und nach ihre Schönheit aufmerksamer, als ich anfänglich gethan hatte, zu bemerken. Sie ist sehr

schön,

schön, sagte ich oft bey mir selbst, und wenn ich nicht die Dona Theresa liebte: so würde nichts meiner Wünsche würdiger, als sie. Oft giengen meine Gedanken noch weiter. Sollte ich nicht zwey Frauen zugleich lieben können? Was wäre strafbar in einer solchen Liebe, wenn nur Dona Theresa meine neue Verbindungen nicht erfährt? Und worüber könnte Dona Mendoza klagen, wenn sie selbst drein einwilligt, mein Herz mit ihrer Freundin zu theilen, der ich durch Liebe und Dankbarkeit verpflichtet bin?

Diese Art zu schliessen schien mir sehr bündig, und die Richtigkeit meiner Schlüsse, würde durch die Gestalt der Dona Mendoza, durch ihr Schmachten, und durch ihre Blicke noch mehr erwiesen. Ich fing an zu merken, daß sie eine solche Verbindung eben nicht fliehen würde. Sie hatte gewisse Arten im Betragen, und sagte mir mannichmal gewisse Dinge, die mir für die Wahrheit meiner Vermuthung, Bürge waren.

Ich widerstand bey dem allen, so lange als möglich, diesen Gedanken, die mich immer überwältigen wollten, bis endlich die Augen der Dona Mendoza mich zwangen, zum Zwecke zu kommen; ich mußte wider meinen Willen ihren Sieg bekennen. Ich lauffe zu viel Gefahr, sagte ich eines Tages zu ihr, wenn ich so ganz allein mit euch bin. Ich weis nicht woran Dona Theresa gedacht hat, als sie mich hieher geführt hat. Sie traute meiner Beständigkeit zu viel zu. Wo ist die Standhaftigkeit, die nicht verschwinden sollte, wenn man sie euern Blicken aussetzt? Dona Mendoza antwortete mir: Ich weis wie ich

ten der vorigen Nacht. ꝛc. Lebet wohl! Ich finde, daß die Liebe sich meiner bemächtiget, u. s. w.

So heftig der Brief auch war, besonders am Schluß, so sehr gefiel er mir doch damals. Ich war jung, und die lebhafte Leidenschaft meiner Geliebten, kam mit meinem Alter und Charakter völlig überein. Wozu dienet denn, sagte ich, die Verstellung solcher Frauen, die in den Armen ihrer Männer selbst, Vestalinnen seyn wollen? Zu welchem Zweck bedient sich eine Coquette, die von niemand betrogen, und von niemand entschuldigt wird, der Nachäffungen von Zurückhaltung und Scham? Ist die Liebe verheyratheter Frauenzimmer eine Schwäche: so solte ihre Stärke selbst, sie rechtfertigen. Kann man über Fehler angeklagt werden, zu denen eine unbeschränkte Gewalt uns zwingt? Warum soll das schöne Geschlecht wegen Empfindungen strafbar seyn, die Folgen einer unüberwindlichen Neigung sind?

Mit diesen Gedanken, die mir damals ganz gegründet schienen, gieng ich aufs Kriegsdirectorium. Man fertigte mir meine Sache aus, und ich erhielt zugleich einen Urlaub auf sechs Monat, den man mir ertheilte, damit ich meine Sachen in Ordnung bringen könte, ehe ich zum Regiment gienge. Donna Theresa hatte mir diese letzte Gnade ganz leicht auswirken können, da ich als ein Fremder wegen des Geldes, daß ich aus Frankreich erwartete, ganz gültige Entschuldigungen hatte. Indem meine Geliebte auf mein Glück bedacht war, sorgte sie auch zugleich für unser Vergnügen. Sie war versichert, daß sie

durch

durch Vermittelung der Freunde, die sie bey dem Kriegsdirectorio hatte, mir alle Jahr einen ähnlichen Urlaub würde verschaffen können.

Die Freude, die ein so glücklicher Ausgang meiner Sache mir hätte verursachen können, empfand ich nicht sonderlich. Mein Avancement im Dienst, beschäfftigte mein Herz weniger als sonst würde geschehen seyn, denn Dona Theresa beherrschte es ganz allein. Die Liebe zu ihr verbannte alle andre Empfindungen draus. Ich wartete auf den glücklichen Augenblick da ich zur Aebtißin gehen sollte. Er kam, und ich fand meine schöne Gebietherin schon da. Ich konnte mich kaum halten, mich in Gegenwart ihrer Freundin, der Dona Mendoza, zu ihren Füssen zu werfen. Ich war so bewegt, und so wenig Herr über mich, daß ich kaum der Aebtißin ein kurzes Compliment machen konnte. Sie mußte über meine Verwirrung lächeln. Ich freue mich, mein Herr, sagte sie zu mir, daß Dona Theresa mir das Vergnügen verschaft, euch kennen zu lernen. Ich schätze euch unendlich hoch; ich bin, ohne daß ich die Ehre gehabt habe, euch öfters gesehn zu haben, eine so gute Phisionomistin, daß ich so gleich sehe, wie sehr die Schilderung, die man mir von euch gemacht, nach der Natur gezeichnet ist. Ich hatte unterdessen Zeit gewonnen, mich zu fassen, und dankte der Dona Mendoza für die gute Meynung die sie von mir hatte. Bis dahin hatte ich sie noch nicht angesehn; ich betrachtete sie jetzt, und sah, daß sie blendend schön war. Wäre ich nicht so verliebt gewesen, so hätte ich mehr Aufmerksamkeit für ihre Reitzungen gehabt; ich nä-

herte

herte mich aber meiner lieben Theresa, und heftete alle meine Blicke nur einzig auf ihre schöne Augen.

Unser Gespräch ward bald sehr lebhaft. Die Liebe ward der Gegenstand unsrer Unterredung; ich beklagte mich über das, was sie seit 24 Stunden mich hatte ausstehen lassen. Ich redete davon so lebhaft wie ich nur immer konnte. Wäre es der Dona Mendoza um Tugend und Ordnung zu thun gewesen, so würde sie sich nicht von uns entfernet haben; sie glaubte aber uns in unsern Unterredungen, als eine dritte Person, hinderlich zu seyn; sie gieng fort, und ließ uns allein. Sie ließ uns ein sehr schönes Abendessen anrichten, und kam wieder zu uns, nachdem sie alles hatte fertig machen lassen. Wir blieben bis gegen 8 Uhr Abends bey ihr, da ich denn ein wenig eher als meine Geliebte, mich wegbegab, um allen Verdacht zu vermeiden. In unsern folgenden Zusammenkünften, brauchten wir immer eben die Vorsicht.

Mein Glück dauerte zwey Monate hinter einander, ohne daß einige Veränderung in meinem Umständen hätte vorfallen sollen. Aber auf einmal verursachte die Liebe eine sehr befremdende Empörung in meinen Herzen. Ich sahe die Dona Mendoza alle Tage. Oft, wenn ich eher in die Abtey kam, als Dona Theresa, brachte ich ganze Stunden allein mit ihr zu. Ich hatte alsdenn mit dieser schönen Nonne Unterredungen, die ein sehr viel beständigers Herz als meines war, hätte bewegen können. Ich gewöhnte mich nach und nach ihre Schönheit aufmerksamer, als ich anfänglich gethan hatte, zu bemerken. Sie ist sehr

schön,

schön, sagte ich oft bey mir selbst, und wenn ich nicht die Dona Theresa liebte: so würde nichts meiner Wünsche würdiger, als sie. Oft giengen meine Gedanken noch weiter. Sollte ich nicht zwey Frauen zugleich lieben können? Was wäre strafbar in einer solchen Liebe, wenn nur Dona Theresa meine neue Verbindungen nicht erfährt? Und worüber könnte Dona Mendoza klagen, wenn sie selbst drein einwilligt, mein Herz mit ihrer Freundin zu theilen, der ich durch Liebe und Dankbarkeit verpflichtet bin?

Diese Art zu schliessen schien mir sehr bündig, und die Richtigkeit meiner Schlüsse, würde durch die Gestalt der Dona Mendoza, durch ihr Schmachten, und durch ihre Blicke noch mehr erwiesen. Ich fing an zu merken, daß sie eine solche Verbindung eben nicht fliehen würde. Sie hatte gewisse Arten im Betragen, und sagte mir mannichmal gewisse Dinge, die mir für die Wahrheit meiner Vermuthung, Bürge waren.

Ich widerstand bey dem allen, so lange als möglich, diesen Gedanken, die mich immer überwältigen wollten, bis endlich die Augen der Dona Mendoza mich zwangen, zum Zwecke zu kommen; ich mußte wider meinen Willen ihren Sieg bekennen. Ich lauffe zu viel Gefahr, sagte ich eines Tages zu ihr, wenn ich so ganz allein mit euch bin. Ich weis nicht woran Dona Theresa gedacht hat, als sie mich hieher geführt hat. Sie traute meiner Beständigkeit zu viel zu. Wo ist die Standhaftigkeit, die nicht verschwinden sollte, wenn man sie euern Blicken aussetzt? Dona Mendoza antwortete mir: Ich weis wie ich

eure Erklärung aufnehmen muß. Ihr wollet mir artige Dinge vorsagen, die mich wegen der Gefälligkeit, die ich, wie ihr sagt, euch erweise, belohnen sollen. Ihr seyd aber in der That mir wenig Verpflichtung dafür schuldig, und meine Freundschaft für die Dona Theresa ist hinreichend, mich zu so geringen Dienstleistungen zu bewegen. Wie glücklich wäre ich, antwortete ich ihr, wenn ich an der Freundschaft, die ihr gänzlich der Dona Mendoza zuwendet, einigen Antheil hätte! O was meine Freundschaft betrift, antwortete sie, so habt ihr Unrecht in der Absicht euch zu beklagen. Ach! gab ich zur Antwort, soll ich denn nichts mehr haben? Wenn ihr nun mehr hättet, versetzte sie, was wolltet ihr denn damit machen? Sie sah mich zärtlich hiebey an, und setzte hinzu: was wollt ihr mehr? Ihr habt nichts weiter zu geben, und könnt auch nichts mehr annehmen.

Es ist wahr, antwortete ich, daß die Verpflichtungen, die ich gegen die Dona Theresa habe, mich auf Zeit Lebens an sie binden: soll es mir aber, weil ich sie liebenswürdig finde, verboten seyn, euren Reitzen die Achtung zu versagen, die dieselbe verdienen? Und wie? Kann man nicht zwey Personen wahrhaftig lieb haben? eine aus Freundschaft und Dankbarkeit, und die andre aus der heftigsten und zärtlichsten Zuneigung. Ich bin durch Bande, die mir die Dona Theresa beständig lieb machen, mit ihr verbunden; sind aber diese Bande heiliger, als die Bande der Ehe? Welche Leiden verursachet meine Liebe ihrem Mann? Keine; er weis nichts von meiner Liebe, und ist glücklich in der Einbildung. Dona

Theresa kann dasselbe Schicksal haben. Was für Schaden hat sie davon, so lange als sie von meiner Veränderung nichts erfährt? Ich gestehe es zu, daß ein Herz, wie euers ist, eine ungetheilte Eroberung verdient, würden mich aber, wenn ich verheurathet wäre, die Bande der Ehe hindern, Bande der Liebe zu knüpfen? Stellet euch einmal vor, ich wäre mit der Dona Theresa durch ewige Bande vereinigt: so ist die Dankbarkeit in einem tugendhaften Herzen wohl so mächtig, als die erzwungenen Gesetze und Rechte des Ehestandes. Ihr selbst seyd durch unwiderrufliche Gelübde, an die Altäre gebunden; ihr dürft niemals heurathen. Wir wollen uns vorstellen, daß wir gegenseitig in andern Verbindungen ständen; euer Kloster sey euer Gemahl, und ich will der Gemahl der Dona Theresa seyn: werden denn unsre Vergnügungen nicht um so viel vollkommner seyn, jemehr wir zu gewissen Mäßigungen gezwungen werden?

So impertinent und gottlos diese Moral war: so befremdete sie doch die Dona Mendoza gar nicht. Sie fürchtete mich zu verliehren, wenn sie ihre Nebenbuhlerin ganz aus meinen Herzen ausschliessen wollte. Sie sahe wohl, welchen Weitläuftigkeiten ich mich aussetzen würde, wenn ich derselben meine Untreue bekannt werden liesse. Sie wollte mir eben antworten, als man ihr meldete, die Dona Theresa wäre gekommen. Wir wollen, sagte sie drauf, ein andermal weiter hievon sprechen. Bis dahin müßt ihr alles vergessen, was ihr mir gesagt habt; und wo ihr wollt, daß ich euch aushören soll, wenn wir

allein seyn werden: so müßt ihr euch in Gegenwart andrer nicht das geringste merken lassen.

In dem Augenblick trat die Dona Theresa herein. Es ward mir nicht schwer, mich zu verstellen, weil ich, ohngeachtet ich und die Dona Mendoza verliebt war, sie doch sehr liebte; ich hätte nicht leicht sagen können, welcher von beyden ich den Vorzug geben sollte. Ich kam den Befehlen meiner schönen Aebtissin so genau nach, daß sie ganz leise zu mir sagte: Gewiß man kann vortreflich dissimuliren, wenn das Herz es auch so meint.

Ich war mit dieser kleinen Bewegung ihres Verdrusses gar nicht unzufrieden; sie war für mich eine gute Anzeige aufs künftige. In unserer nächsten Zusammenkunft, kramte ich meine ersten Argumente von neuen aus. Sie überzeugten die Dona Mendoza ganz vollkommen: sie nahm meine Vorschläge an, und gab mir alle Versicherung die meine Frechheit nur fodern wollte.

Von diesem Tage an richteten wir unsre Sachen so ein, daß Dona Theresa keinen Verdacht haben konnte. Mein Herz war auf gleiche Weise getheilt; und ich beredete mich, daß ein Türke viel Weiber haben, und sie alle zugleich lieben kann. Der Begrif sagte ich, den wir uns von der Treue machen, ist nur eine Folge unsrer Vorurtheile.

Hätten unsre Vorfahren vestgesetzt, daß man mehr als eine Geliebte haben kann, und nur einen einzigen Freund: so würde unser Herz sich gewöhnt haben, in der Liebe zu theilen, so wie man jetzt in der Freundschaft theilt.

Dona Mendoza wurde durch diese tollen Urtheile vollständig überzeugt, und sah selbige sogar als sonnenklare Demonstrationen an. Ich glaube auch, daß sie sich der Freyheit bedient hat, der dadurch das Wort geredet wird.

Ich sahe immer einen dicken, fetten, frischen und handvesten Mönch in ihrem Zimmer herumtrollen. Sie hatte immer etwas mit ihm zu reden; sie lachte ihm freundlich zu, und ich mußte, ob ich gleich keine gewissen Beweise hatte, befürchten, daß dieser Mönch meine Untreue gegen die Dona Theresa, bey der Dona Mendoza bezahlte. Ich war aber nicht berechtigt mich drüber zu beschwören. Man hätte die That doch nur geläugnet, und ich hatte hören müssen, man brauche nicht gewissenhafter zu seyn, als ich.

Ich ließ also diesen Gedanken fahren, und war bey der Einbildung, daß ich mich geirret haben könne, ruhiger, als wenn ich hätte ein Geheimniß ausforschen wollen, dessen Entdeckung mir Verdruß gemacht haben würde.

Dona Theresa vermuthete nichts weniger, als daß sie eine Nebenbuhlerin hätte: sie hielte die Aebtissin für ihre zärtlichste und gefälligste Freundin, und dankte ihr fast alle Tage für ihre Gefälligkeiten. Dona Mendoza antwortete ihr alsdenn ausserordentlich freundschaftlich, und ich bewunderte mein Glück, daß ich zwey Intriquen mit denen zehn andre Liebhaber würden zu thun gehabt haben, so listig spielen konnte. Aber mein Glück verschwand, und ich sah in den Unglücksfällen, die mir begegneten, den Unterschied, unter einer zärtlichen, eifersüchtigen und auf-

richtigen Liebe, und unter einer Liebe bey der man nur auf die Belustigung und Sättigung der Begierden siehet.

Ich brachte ganze Wochen in der Abtey zu. Der Nachmittag gehörte der Dona Theresa; die Nacht und das Uebrige des Tages war für die Dona Mendoza. Endlich merkte eine Nonne, die ihr spinnefeind war, daß es nicht richtig zugieng. Sie gab auf mich ganz genau Achtung; und wie sie gewiß war, daß ich im Kloster schlief, nahm sie sich vor, mich und die Abtissin in der Nacht überraschen zu lassen.

Diese Nonne schrieb demnach an den Großvicar. Aber der Fall war ernsthaft; man hatte keine Zeugen; nach den Regeln des Ordens konnte man der Aebtissin nicht verbieten bis nach sieben Uhr Gesellschaft in ihren Zimmer zu haben. — Der Großvicar wollte also alles selbst untersuchen, ehe er Lärm machen konnte. Er ließ der Nonne sagen, sie sollte, so bald sie gewiß wüßte, daß ich die Nacht im Kloster schlafen würde, ihm Nachricht geben. Die Nonne ließ ihm wieder antworten: Er könne nur heute kommen; sie wüßte gewiß, daß ich noch dieselbe Nacht im Kloster bleiben würde.

Ich dachte an nichts weniger, wie ich ziemlich stark an die Thür der Dona Mendoza klopfen hörte. Aus einer Ahndung dessen, was mir begegnen sollte, fühlte ich, daß eine schnelle Kälte durch alle meine Adern lief. Mein Blut gefror. Ich wußte nicht, was mir begegnen würde, war aber so erschrocken, als ich niemals gewesen bin. Dona Mendoza fragte:

was man wolle? Macht auf, gab man zur Antwort, oder wir sprengen die Thür! Wir sind verlohren, sagte die Mendoza! das ist die Schwester von Santa-Cruce, meine Todfeindin. Sie wird gemerkt haben, daß ihr hier schlafet; sie ist Thürhüterin, und wird dem Bischoff oder dem Grosvicar Nachricht gegeben haben. Wir haben alles zu fürchten; denn sie hat die Schlüssel der Abtey, und kann wen sie nur gewollt hat, ins Kloster eingelassen haben.

Die Thränen folgten bald auf die Worte der Dona Mendoza. Unterdessen schlug man immer stärker an die Thür. Wir mußten uns entschliessen, aufzumachen, oder gewärtig seyn, daß die Thür gesprengt werden würde. Es war mir unmöglich zu entspringen. — Alle Fenster hatten eiserne Gitter. Ich konnte wohl in das Kabinet kommen, das an die Stube stieß; da war aber weiter kein Ausgang, mithin war das eine schlechte Zuflucht die mein Unglück nur bis daß man die Thür einstiesse, verzögert hätte. Da ich also keine Zuflucht hatte, faßte ich den verzweifelten Entschluß: zu sterben, oder mich durchzuschlagen. Ich sprang nach meinen Degen, den ich auf den Tisch gelegt hatte, hatte ihn aber kaum gefaßt, so ward die Thür gesprengt, und die Stube stürzte voller Gerichtsdiener, an deren Spitze der Grosvicar erschien. Er befahl mir meinen Degen zu übergeben; das that ich nicht, sondern wollte mir mitten durch alle die mich fassen wollten, Platz machen. Ich verwundete zwey von ihnen, woran einer den Tag drauf starb. Aber mein Widerstand war vergeblich; ich mußte, trotz allen meinen Be-

mühungen nachgeben; mein Degen brach; ich wurde gefaßt, und vest gebunden, und man marschirte mit mir ab. Ich warf im Weggehen die Augen auf die Dona Mendoza. Sie lag in einer Ohnmacht; und der Grozvicar befahl denen Nonnen, sie in ihrem Zimmer aufs genauste zu bewachen, bis die Sache an Ihro Eminenz würde gemeldet werden. Er ließ zwey Gerichtsdiener da, denen er befahl, vor der Stubenthüre Wache zu halten. Meine Wenigkeit ward nach dem Stadtgefängnis gebracht, wo man mich in ein abscheuliches Loch schmiß.

Ich übergab mich hier den allertraurigsten Betrachtungen so gänzlich, daß, wenn die Begierde von der Dona Mendoza Nachricht zu bekommen, mich nicht gegen meine Verzweiflung erhalten hätte, ich unter meinem Schmerz hätte erliegen müssen. Das ist also, schrie ich, das Ende eines so großen Glückes! Ich ward zärtlich geliebt, ich konnte mich in Diensten auf einen Gipfel schwingen; ein Augenblick hatte alle meine Unglücksfälle, und allen meinen Verlust ersetzt — ein Augenblick stürzt mich in ein tausendfach grausameres Unglück zurücke! Grausames Schicksal! du verfolgst mich also unaufhörlich, und scheinst mir nur darum günstig, daß mein Elend desto empfindlicher werden soll!

Innerhalb fünf bis sechs Tagen sahe ich niemand, als den Stockmeister, der mir was zu essen brachte. Beständig in den traurigsten Betrachtungen vertieft, beweinte ich mein Unglück unaufhörlich. Man hatte meinen Proceß angefangen, und ich konnte aus gewissen Reden des Kerkermeisters schliessen, daß ich

mich

mich zum Tode bereit halten müßte; daß es mit meiner Sache bald zur Inquisition kommen würde, und daß dann gleich drauf mein Todesurtheil mir bekannt gemacht werden würde. Der Tod schien mir nicht zu hart zu seyn, als meine Ungewißheit in Absicht des Schicksals der Dona Mendoza. Ich befragte vergebens den Stockmeister; er antwortete: er wisse nicht, wie es mit ihr abgelauffen wäre; man habe sie in der Nacht aus ihrer Abtey in das Gefängniß bey dem bischöflichen Gericht gebracht, und es hiesse, man würde sie heimlich zum Tode bringen, um ihre Familie nicht zu beschimpfen.

Diese Nachrichten vermehrten meine Verzweiflung. Aber bey allen diesen Kummer war das Andenken an die Dona Theresa meine grausamste Marter. Ich warf mirs vor, daß ich sie bey aller ihrer Liebe betrogen, und für so viel Güte so schlecht belohnt hatte. Ich stelte mir den Schmerz vor, den sie empfunden haben mußte, als sie meine Treulosigkeit erfahren hatte. Sie hat, sagte ich, eine vollständige Rache erhalten. Der Himmel hat einen meineidigen Liebhaber, und eine verrätherische Freundin gestraft. Ach! Ich allein, ich bin Schuld am Unglück der Mendoza! Ich überredete sie die Freundschaft, die sie für die Dona Theresa hatte, zu verletzen — nur mich selbst kann ich, wegen der mannigfaltigen Unglücksfälle, die sie betroffen haben, anklagen.

In einer Nacht, da ich in diesen traurigen Gedanken ganz zu Boden geriffen war, wurde die Thür meines Gefängnisses eröfnet. Ich glaubte meine

letzte Stunde wäre endlich gekommen, und stelte mir vor, die Familie der Dona Mendoza, habe, um ihre Ehre zu retten, es erhalten, daß ich in der Stille umgebracht werden sollte. Ich faßte mich demnach, und war zu den erschrecklichsten Dingen bereit, als mein Stockmeister, mit einer Laterne in der Hand hereintrat, und mir sagte: Folget mir, ich will euch retten. An der Gefängnisthür werdet ihr einen Menschen finden, der euch mit Pferden erwartet, und Befehl hat, euch an einen sichern Ort zu bringen. Ich konnte bald einsehen, wem ich diesen neuen Beystand zu verdanken hatte, und zweifelte nicht, daß ich mein Leben und meine Freyheit der Zärtlichkeit der Dona Theresa schuldig wäre. Ich ward hievon völlig überzeugt, als ich den Ludovico an der Gefängnisthür fand, der Pferde für mich dahin gebracht hatte. Ich setzte mich auf das eine; ich folgte ihn, ohne zu wissen, wohin er mich führen würde; wir kamen bey Anbruch des Tages aus Madrit, und suchten sobald als möglich das Gebirge zu erreichen. Wie wir fünf bis sechs Meilen zurückgelegt hatten, fanden wir frische Pferde, die auf uns warteten, und ehe noch der Mittag kam, waren wir ausser Gefahr.

Ludovico gab mir hier einen Beutel mit dreyhundert Pistoletten, und einen Brief von der Dona Theresa.

Brief.

Ich will euch über eure Treulosigkeit keine Vorwürfe machen: der Himmel hat euch so drüber gestraft, daß ich euch keine neue Mar-

tern

tern verursachen will. Ungeachtet eures Verbrechens und eurer Untreue finde ich doch, daß ich euch hundertmal stärker liebe, als mich selbst, so, daß der Augenblick, der euch das Leben raubte, meine Tage beschliessen würde.

Ich habe euren Stockmeister dahin gebracht, daß er euch aus dem Gefängniß retten will, und ich befehle dem Ludovico, euch sicher bis über die französische Grenzen zu bringen. Es war Zeit für eure Erhaltung Sorge zu tragen, denn euer Todesurtheil solte übermorgen gesprochen werden. Sehet, Undankbarer, in welchem Schrecken ich gewesen bin, und urtheilt aus der Stärke meiner Liebe auf die Qualen, die ich ausgestanden habe. Ich will euch zeigen, bis wie weit ich meine Zärtlichkeit treibe. Ich weis, in wie heftiger Unruhe ihr wegen des Schicksals der Dona Mendoza seyd. Wenn ich euch Nachricht davon gebe; so werdet ihr beurtheilen können, ob sie oder ich eurer Liebe am würdigsten gewesen.

Ich befürchtete, daß sie unser Liebesverständniß entdecken, und dem Bischof sagen möchte, daß sie euch durch meine Vermittelung kennen gelernet habe: ich suchte also, es ihr möglich zu machen, zu einer meiner Freundinnen nach Portugall zu flüchten, bey der sie in Sicherheit gewesen seyn würde. Meine Bemühungen waren unnöthig. Sie war mir zuvor gekommen. Sie ist aus dem Gefängniß, wo man sie eingesperrt hatte, mit Hülfe eines Franciscaner-Mönchs, der seit geraumer Zeit ihr Beichtvater

ge-

gewesen ist, entwischt. Dieser Mönch hat ihr ein Mönchskleid verschaffet, und sie bey Einbruch der Nacht, als wäre sie einer seiner Cameraden, aus dem Kloster entführt. Vermuthlich geht sie nach Holland, und ihre Flucht giebt meinem Geheimnisse eine völlige Sicherheit.

Ich will euch keine weitere Strafe auflegen, als das Andenken an eure Untreue; die Folgen die dieselbe gehabt hat, sind hinreichend, euch zu bestrafen. Nur mich müßt ihr nicht der Ursache dieser Folgen beschuldigen. Bedenkt es, daß ich euch allein geliebt habe, und daß selbst eure Undankbarkeit euch nicht aus meinem Herzen verbannen kann. Ihr werdet es, obgleich als ein Abwesender und Meyneidiger beherrschen. Jetzt bekommt ihr zum letztenmal Nachricht von mir. Euer Unglück dient zu meinem Glück, und wenn ich gleich dadurch die verlohrne Ruhe meines Gemüths nie wieder erlangen werde: so setzt es mich doch in den Stand, die Folgen einer Leidenschaft zu vermeiden, die Pflicht und Ehre mir verboten haben.

Ich weis nun nicht, was aus euch werden wird; ihr möcht aber in Umständen und in Weltgegenden seyn, wo ihr wolt: so erinnert euch, daß ihr zwey Geliebten verlohren habt, daß euch aber eine gutgesinnte Freundin übrig geblieben ist. Meldet dieser Freundin auf eine indirecte Art alle eure Bedürfnisse, und verlaßt euch auf ihr redliches Herz. Schreibt aber

nie=

niemals an sie; Sie ist vest entschlossen niemals einen einzigen eurer Briefe zu lesen. = =

Ich konnte bey diesen Proben einer so großen Zärtlichkeit, deren Wirkungen mir so sehr vortheilhaft waren, mich der Thränen nicht erwähren. Ich verglich die Denkungsart der Dona Theresa, mit dem, was ich von der Dona Mendoza wußte. Alle ihre Vertraulichkeiten mit dem entwichenen Franciscaner, die ich ehemals bemerkt hatte, fielen mir wieder ein. Ich wurde in meine vortrefliche Dona Theresa verliebter, als ich je gewesen war. Es schien, als wenn die Liebe, die durch mein barbarisches Herz beleidigt worden war, meine Lasterthaten, durch die heftigste Anfachung meiner ersten Flammen bestrafen wolte; ich fand auch, daß eine Liebe, die nicht mehr erwiedert worden, mich verzehrte, wodurch mein Unglück aber aufs höchste stieg. Hier erkannte ich es endlich, daß mein Elend aus meiner eignen Verschuldung entstanden war, und der Gedanke an meine verlohrne Glückseligkeiten, verursachete mir das allerempfindlichste Andenken.

Von Gewissensbissen verfolgt, entfernte ich mich von Madrit. Ich wolle den Ludovico mit einem Briefe an seine Frau, zurück schicken, er wollte mich aber nicht eher verlassen, als bis er mich bis nach Baionne würde gebracht haben. Sobald ich nach Frankreich gekommen war, verließ mich Ludovico heimlich. Ich war nicht wenig bestürzt, als ich in einem Wirthshause, wo ich nur vor einer Viertelstunde angekommen war, ihn sprechen wollte, und

ihn

ihn nirgend finden konnte. Ich glaubte Anfangs er wäre in die Stadt gegangen, erfuhr aber nach langem Suchen, daß er auf die Post gegangen, und fortgereiset wäre. Sein hartnäckiges Verweigern keinen Brief an seine Frau anzunehmen, vermehrte meine Betrübniß. Ich zweifelte nicht dran, daß Dona Theresa beschlossen hatte, mich aus ihrem Andenken gänzlich zu verbannen. Dieser Gedanke griff mich so an, daß ich, da überdem noch die Folgen meiner letzten Begebenheit auf meinen Gesundheitszustand dazu kamen, in eine gänzliche Erschöpfung verfiel, die mich beynahe wahnwitzig machte. Ich war beynahe zehn Tage in Baionne ohne dran gedacht zu haben, was ich anfangen wollte. Ich sagte oft weitschweifende und unzusammenhangende Dinge, und noch wundre ich mich, daß die, die mich damals sahen, mich nicht für unsinnig gehalten haben. Endlich bekam ich wieder einige Kräfte, und mein Gemüth ward ruhiger. Ich fieng an vernünftig zu denken, untersuchte, was ich anzufangen hätte, und fand das Beste, was ich thun könne, wäre, nach Paris zu gehen, wo ich ins Geheim bleiben wollte, bis ich von meiner Familie Nachricht erhalten würde.

Hauptsächlich war ich darüber unruhig, daß ich nicht ausfindig machen konnte, was für Entschuldigung ich meinem Vater, wegen meiner Zurückkunft aus Spanien, geben solte; denn die wahren Gründe unterstand ich mich nicht ihm zu melden. Die Liebe hatte mich so oft zu so harten Dingen gebracht, daß ich mich schämte diese letzte Begebenheit bekannt werden zu lassen. Ich fand es für besser vorzugeben,

daß

daß eine Angelegenheit der Ehre mich gezwungen habe, nach Frankreich zurück zu gehen; und dieses Vorwandes bediente ich mich auch wirklich bey meinem Vater. Ich schrieb aus Bajonne an ihm, und bat ihn, seine Antwort in Paris mir zuzuschicken, wo ich im Stande seyn würde, seine Befehle besser zu befolgen.

So bald ich nach Paris gekommen war, eilte ich auf die Post, wo ich eine Antwort von meinem Vater fand, die mich beynahe eben so sehr betrübte, als die letzte Begebenheit in Madrit.

Brief.

Eben jetzt erfahre ich vom Don Pedro von Sintillona, die Verdrieslichkeiten, in denen eure verabscheuungswürdige Aufführung euch gestürzt hat, und aus denen nur ein Wunderwerk euch hat herausreissen können. Ich würde GOtt allen Dank schuldig seyn, wenn er ein zweytes Wunder thun, und mich von einem Sohn befreyen wolte, der mir so sehr viel Schande macht. Ich kann euch keinen andern Rath geben, als den, nach Indien zu gehen. Ihr seyd aus Frankreich verbannet, und aus Spanien verwiesen. Was wolt ihr nun anfangen? Ich will das letzte für euch versuchen, wo ihr euch nach benannten fremden Ländern begeben wollet. Die Freude, das Land von einem bösen Unterthan zu befreyen, macht, daß ich keine zwanzig tausend Livres ansehen will. Das ist mehr als euer ganzes Erbgut

beträgt, und ihr habt dieses Geschenk der Grosmuth eures ältesten Bruders zu verdanken.

Ein Wechselbrief wäre freylich besser gewesen, als dieser Brief meines Vaters: Ich wäre auch, wann mir Dona Theresa nicht die dreyhundert Pistolen geschenkt hätte; in der äussersten Verlegenheit gewesen. Der Zorn meines Vaters bewog mich, seine Zwecke zu erfüllen. Ich war noch immer verliebt, und eine tieffe Schwermut hatte sich zu stark meiner bemächtiget. Meine Traurigkeit ward durch die Einsamkeit, in der ich leben mußte, um nicht entdecket zu werden, unterhalten. Ich gieng nur des Nachts aus, und auch das geschahe nur selten; da ich denn auf dem königlichen Platz spatzieren gieng.

Einem Abend hörte ich eine Stimme, die mir nicht unbekannt zu seyn schien. Ich gieng näher, und sahe ein Frauenzimmer mit einer Mannsperson an dem Gitterwerk sitzen. In der Dunkelheit war mirs nicht möglich ihr Gesicht zu erkennen: Ich setzte mich, jedoch als von ungefehr, ziemlich nahe bey ihnen, und fand, daß die Frauensperson, deren Stimme mich aufmerksam gemacht hatte, Clarisse, meine erste Geliebte war, die ich von Rouen entführt, die der Herr v. P. mir geraubt, und die endlich ein Officier von der Garde ihm wieder weggenommen hatte. Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit, um zu hören, was sie sagte. Ich hätte mich gern näher setzen mögen, ich befürchtete aber, daß sie es merken möchte, man wolle sie behorchen. Etwas konnte ich endlich doch von ihrem Gespräch verstehen:

Wieviel Unrecht thut ihr mir, Chevalier, sagte sie, da ihr mich einer Kaltsinnigkeit beschuldiget. Ich habe euch niemals sehen lassen, daß es mir leid wäre, den Herrn von P. euch aufgeopfert zu haben. Ich habe euch allen Reichthümern vorgezogen, mit denen er mich überschüttete. Ich verachte die Anerbietungen, die er mir hat thun lassen, seitdem ich nach Paris zurückgekommen bin. Ich bin zufrieden, daß ich mit euch leben kann. Ich vergesse es, daß ich in einem Ueberfluß aller Vergnügungen der Welt leben kann; und ihr werft mir beständig meine Gleichgültigkeit vor. — Habe ich aber nicht Grund dazu, antwortete der Cavalier, mit dem Clarisse redete. Wo sind während den zwey Monaten, da ich abwesend gewesen bin, alle die Meubles, und alle die Kleider hergekommen, die ich heute bey euch gesehen habe? Ihr habt mehr Sachen angeschaft, und auch die Vermehrung eurer Juwelen beträgt mehr als zwey tausend Thaler. Wie ist das alles möglich, da ich euch bey der Abreise nach Amiens nur 20 Pistolet ließ. Ich habe euch schon gesagt, gab Clarisse zur Antwort, daß alle die Dinge mich zu nichts verbinden. Der Herr von P. hat geglaubt, daß ich mein voriges Umgängniß mit ihm wieder erneuern würde; und um mir zu zeigen, daß er das, was unter uns vorgegangen ist, ganz vergessen wolle, hat er mir Geschenke gemacht, die ich in den Umständen, worinn wir sind, nicht ausschlagen durfte. Ihr seyd nicht reich; ihr müßt große Ausgaben machen; ihr seyd oft genöthigt ans Regiment zu gehen. Die geringste Reise nach Versailles oder nach Fontainebleau setzt

uns auf 6 Wochen in Verlegenheit. Laßt mich für diese Art der Bedürfnisse Sorge tragen! Wenn ich euch rathen kann: so sage ich, etwas weniger Eifersucht würde euch zuträglicher seyn. Ich bin nicht im Stande euch eine beträchtliche Untreue, worüber eure Liebe sich beklagen könnte, zu erweisen: ihr müßt aber auch nicht mit einer unnöthigen Delicatesse euch bewafnen, die uns hindert, die Reichthümer des Herrn von P. zu nutzen. Er hält mich für eure Frau; und daß ist genug, um ihn in den ersten sechs Monaten mit kleinen Liebkosungen abzuspeisen, und sein Betragen wird auf die Weise so ehrfurchtsvoll seyn, als es vormals cavaliermäßig gewesen ist. Er redt mich nie anders, als mit einer sehr großen Zurückhaltung an. Ich bin in seinen Augen nicht mehr Clarisse, die Geliebte des jungen Vaudreville; ich bin Frau von Ponteville, und diese eingebildete Würde, muß er mir theuer genug bezahlen. — Sie soll nicht immer eingebildet seyn, antwortete der Chevalier; ihr wißt, daß sobald mein Vater todt seyn wird, ich bereit bin, euch nach Amiens zu führen, und euch zu heurathen.

Ihr seyd ein Närrgen, mein armer Chevalier, sagte Clarisse! ein Cadet aus der Pickardie will heurathen? Ey, Freund, woran denkt ihr? Wollt ihr euch durchaus Elend und Armuth zuziehen? Ich bin nur zwanzig Jahr alt, folglich noch jung, und wo man mir nicht schmeichelt, ziemlich schön. Laßt uns immer in Gemeinschaft leben; laßt uns lieben, und denn überlaßt mir die Sorge für unser Glück, und beunruhigt euch nicht durch Hirngespinste. Solte man nicht lachen,

chen, einen Officier von der Garde eifersüchtig, bis zum Rasendwerden eifersüchtig zu sehen! Kommt! ich will einmal eure Ausschweifungen vergessen; es ist Zeit zurückzugehen, ich fürchte, daß die Luft mir einen Schnupfen verursachen möchte.

So verliebt ich auch in die Dona Theresa war: so konnte doch der Begierde nicht widerstehen, noch einmal die Clarisse zu sprechen. Ich folgte ihr, um ihre Wohnung zu erfahren. Ich durfte nicht weit gehen, ich sah sie bey einen Becker in der St. Antonstrasse hereingehen. Am Morgen drauf schrieb ich ihr diesen Brief, den ich ihr durch ihren Wirth einhändigen ließ.

Brief.

Wo ich aus eurem Andenken nicht gänzlich verlöscht bin: so würde es mir angenehm seyn, eine Person, die ich so sehr geliebt habe, noch einmal wieder zu sehen. Ich werde ehestens eine Reise von drey tausend Meilen antreten, und euch also vermuthlich nie wiedersehen. Bedenkt euch, ob ihr mir ein Rendezvous geben könnet, wo ich euch vor meiner Abreise umarmen könne. Befürchtet keine Vorwürfe von mir: die Zeit hat meine Wunden geheilt, und die Liebe hat der Freundschaft Platz gemacht. Die Erfahrungen die ich nachmals in der Welt gehabt habe, haben mir gezeigt, daß die Gewohnheit, und die Schwäche euers Geschlechts euch rechtfertigen konnten. Ich werde diesen Abend um 6 Uhr in Zeughaus-

garten seyn. Ich kann nicht eher hinkommen, ich habe Gründe, mich verborgen zu halten. =

Ich gieng um 6 Uhr an den bestimten Ort. Clarisse war mir zuvorgekommen. Sie spazirte in dem Bastion, das nach der Seine zu, liegt; welchen Ort, da er der einsamste war, sie mit Fleiß gewählt hatte. So bald sie mich sahe, kam sie mit einer lächelnden Mine zu mir. Ey, guten Abend mein Sohn, sagte sie. Nun finds vier Jahr daß ich euch nicht gesehen habe. Ich habe aber doch zwanzigmal dieses Vergnügen gewünscht. Glaubet nicht, daß ich mich wegen der Untreue, die ich euch bewiesen habe, entschuldigen will. Sie war nothwendig.

Was hätten wir anfangen wollen, wenn wir beyde beysammen geblieben wären? Wir wären Hungers gestorben, und unsre Zärtlichkeit hätte uns zu nichts weiter geholfen, als daß wir ins Hospital gebracht worden wären. Hätte ich unsern schlechten Umständen aufhelfen können: so würde es mir nie eingefallen seyn, euch zu verlassen; ich sahe aber daß meine Liebe euch nur unglücklich machte. Sobald ich hernach 25 bis 30 tausend Livres bey Seite gebracht hatte: gieng ich damit um den Herrn von P. zu verlassen, und wieder zu euch zu kommen. Ich ließ euch vergebens in ganz Paris aufsuchen; und was das lustigste war: so erfuhr ich hernach, daß ihr bey der Frau von P. dieselbe Rolle spieltet, die ich bey ihren Mann hatte.

Endlich ward ich es müde, mich umsonst nach euch zu erkundigen. Ich ward unter den Linden mit

dem Chevalier von Ponteville bekannt. Er ist jung und wohl gebildet; er gefiel mir; und ich opferte ihm die Reichthümer auf, die ich euch zugedacht hatte. Er hatte einen Urlaub auf drey Monat erhalten, um die Seinigen in Amiens zu besuchen; da ich aber mit dem Herrn von P. gern ganz auseinander zu seyn wünschte: so bediente sich der Chevalier von Ponteville dieses Urlaubs mich nach Dijon zu führen.

Hier blieben wir zwey Monat, um das Nachsuchen des Herrn von P. abzuwenden. Hernach kamen wir nach Paris zurück, wo wir weit von der Gegend, in der ich vor meiner Abreise gewesen war, wohnten. Ich bin, jedermann unbekannt, über drey Jahr da geblieben, bis endlich der Chevalier und ich, unser Geld verzehrt hatten, da ich dann einen neuen Versuch auf das Herz des Herrn von P. habe machen müssen. Ich habe mich bey ihm für eine Frau von Ponteville ausgegeben. Die Lust mich zu verheurathen muste meiner vormaligen Treulosigkeit zur Entschuldigung dienen, und meine jezige Lage einer Frau von Stande, und einer Officierdame, giebt mir Rechte, ihm das, was ich vormals zugestand, jezt abzuschlagen. Der gute Mann, noch immer verliebt, begnüget sich an einigen unschuldigen Gunstbezeigungen, und vielen Hofnungen, die ich ihm theuer gnug verkauffe, und wo ich kann, niemals erfüllen werde, weil ich den Chevalier wirklich liebe, ihn aber recht herzlich hasse.

Was euch betrifft, so liebte ich euch mit wahrer Freundschaft, und wo ich euch nützlich seyn kann, mein

liebster Vaudreville: so bitte ich es mir zu sagen, und meiner Sorgfalt versichert zu seyn.

Ich dankte der Clarisse für die Anerbietungen, die sie mir that, und war über ihren Charackter um so vielweniger bestürzt, da ich an der la Verriere schon einmal ein solches Original gesehen hatte. Sie wolte durchaus meine Begebenheiten wissen. Die Erzählung derselben schien sie zu belustigen. Sie bot mir an, sie zu besuchen, wann ich wollte. Ich nehme es sogar auf mich, sagte sie, euch mit dem Ponteville bekannt zu machen. Er ist ein gutes Kind, und wird unter dem Regiment recht hoch geachtet.

Die Besorgnisse, mit denen ich beschäftigt war, erlaubten mir nicht, neue Bekanntschaften zu machen, und indem ich auf die Zubereitungen zu meiner Reise denken mußte, nahm ich Abschied von der Clarisse. Sie schien bewegt zu seyn, als ich von ihr weggieng. Erinnert euch wenigstens, sagte sie, daß ich von euch fodre, dann und wann an mich zu denken. Ihr würdet nicht recht thun, wenn ihr mich nicht lieben wolltet, weil ich euch die zärtlichste Freundschaft schwöre. Sie umarmte mich bey diesen Worten, und konnte die Thränen nicht zurückhalten. Ich war, ohngeachtet des Kummers, den ich empfand, sehr empfindlich gegen diese Beweise von Clarissens Zärtlichkeit, und vergab ihr wegen ihrer Freundschaft alle Untreue, die sie mir erwiesen hatte.

Ich gieng nach Hause, und hatte das Gemüth voll von denen Gütigkeiten der Dona Theresa. Nichts konnte meine Betrübnis besänftigen, und ich wurde von dem Andenken an meine verlohrne Glückseligkeiten,

ten, beständig verfolgt. Ich warf mir vor, daß ich selbst der Urheber meines Unglücks war. Wäre ich getreu gewesen, sagte ich, so wäre ich noch glücklich. Der Gedanke an die Dona Theresa fiel mir dazu auch mannichmal ein; ich konnte dabey nicht unempfindlich seyn; ich hatte sie schön gefunden und sie war auch in der That so schön, daß das Andenken an sie, trotz allen Unglücksfällen, die die Liebe in ihr verursacht hatte, nichts hatte, das mir verhaßt geschienen hätte.

Ich war in dieser Mischung trauriger und verwirrter Betrachtungen vertieft, und gleichsam begraben, als ich an meine Thür klopfen hörte. Ich war nur vor kurzer Zeit in meine Stube gekommen; ich hatte übrigens mit keinem Menschen in Paris Bekanntschaft, glaubte also es wäre mein Wirth, und öfnete sogleich die Thür ohne zu fragen wer da wäre. Wie erstaunte ich, als ich — die Dona Mendoza erblickte! Sie war aufs prächtigste gekleidet, ich erkannte sie aber doch sogleich; Ich blieb in einer so großen Bestürzung stehen, daß mirs auch unmöglich war den Gebrauch der Sprache sogleich zu finden. Ihr wundert euch, sagte sie, mich hier, und zwar in einem solchen Aufzuge zu sehen. Es wird euch schwer, in der Kleidung einer französischen Dame, die Dona Mendoza, eine spanische Nonne, zu erkennen. Sie sey aber in welchem Zustande sie wolle: so hat sie alle ihre erste Zärtlichkeit für euch.

Wie? Madame, sagte ich endlich, seyd ihrs? Seyd ihr in Paris: Und durch was für ein Schicksal, durch was für einen Zufall seyd ihr hier? Wo ist

der glückliche Liebhaber geblieben, der eure Flucht verursacht hat? Wenn ich, gab Dona Mendoza zur Antwort, euch mein trauriges Schicksal werde erzehlt haben; denn werdet ihr vielleicht mich eben so sehr beklagen, als ihr mich jetzt zu verachten scheint. Ich fordre nichts von euch, als die Genugthuung mich rechtfertigen zu dürfen. Die Erzählung meiner traurigen Geschichte wird euch zeigen, daß ein grausames Schicksal mich wider meinen Willen zum Laster gezwungen hat. Unerbittlicher Himmel! bin ich lasterhaft: so bin ich es durch dich.

Aus dem unsinnigen Uebergang der Dona Mendoza, zur Erzählung ihrer Geschichte, konnte ich schliessen, daß ihre Begebenheit sonderbar gewesen, und einen tiefen Eindruck auf sie gemacht haben musten.

Geschichte der Dona Mendoza.

Ich bin, wie ihr wisset, zu Madrit gebohren. Schon bey meiner Geburt bestimmte mich mein Vater zum Kloster-Leben. Ich hatte eine Tante, die Aebtißin zu St. Hieronymus war: das war genug um ihre Abtey, nach ihrem Tode auf mich kommen zu lassen. Man schickte mich im achten Jahr ins Kloster: ich ward im funfzehnden eingekleidet, und da meine Tante starb, im zwanzigsten an ihre Stelle gewählt.

Ich war also in einem noch sehr zarten Alter mir selbst überlassen. Ihr wisset wie große Freyheiten man in der Abtey Hieronymus hat, vielleicht größre

als

als man im Ehestande haben kann. Ich besuchte öfters die Dona Theresa. Einmal führte sie einen ihrer Verwandten, Namens Don Diego von Sintillona, bey mir ein. Indem ich ihn sahe, empfand ich eine Bewegung, über die ich nicht Herr war. Er war in demselben Zustande; und da die Sympathie bey uns wirkte: so liebten wir uns von dem ersten Augenblick an, da wir uns sahen.

Wir entdeckten uns bald, was wir gegenseitig dachten. Er konnte mich besuchen, so oft er wollte: nichts zwang uns; und die Liebe verband uns sehr genau. Ich kanns euch nicht verbergen, daß er mir so lieb war, wie ihr. Ach der Himmel, der mir einen Abgrund von Elend zubereitete, fing damals schon an, mir seinen Zorn fühlen zu lassen.

Don Diego mußte nach Sicilien gehen. Er schwor mir, daß sobald der Feldzug zu Ende seyn würde, er zurückkommen, und alle Unruhen, die ich seinetwegen ausgestanden hätte, belohnen würde. Mir sagte eine geheime Ahndung, daß ich ihn nicht wieder sehen würde. Er reisete ab, er riß sich aus meinen Armen, und ließ mich weinend zurück. Ich bekam viele Briefe von ihm, und er war sehr pünctlich um meine Unruhe zu besänftigen: wie ich aber in geraumer Zeit keine Briefe erhielte, vermehrte sich meine Furcht. Ich zitterte für ihn. Ach ich hatte Grund dazu! Er blieb in einem Treffen, und Dona Theresa machte mir seinen Tod bekannt.

Meine Verzweiffelung war ausserordentlich. Ich wollte mir das Leben nehmen, und beschloß, Hungers zu sterben. Ich verbarg jedoch denen Nonnen, so

viel möglich, die Ursache meines Grams, und gab eine heftige Krankheit vor. Endlich halfen mir die Zuredungen der Dona Theresa, die mich in einem so traurigen Zustande niemals verließ, daß ich einigermassen wieder zu mir selbst kam. Ich ließ mirs gefallen etwas zu genieſſen, und gieng beynahe ein Jahr sterbend und schmachtend herum.

Die Zeit ist ein groſses Hülfsmittel. Ich bekam nach und nach meine Ruhe wieder, und drey viertel Jahr nach dem Tode des Don Diego, blieb mir weiter nichts als ein sehr zartes Andenken an ihn übrig, welches jedoch mich nicht hinderte gegen alle Freuden des Lebens empfindlich zu seyn, die ich seit einem Jahre fast ganz vergessen hatte. Ich nahm mir vor nie wieder zu lieben, und mich niemals wieder in Verbindungen zu setzen, deren erste mir so theuer zu stehn gekommen war.

So ruhig und glücklich war ich fast ein Jahr lang. Ihr habt meine Freyheit zerstört. Ich sahe euch — und meine Entschlüsse verschwanden; meine ganze Standhaftigkeit vergieng, und als ihr mir sagtet, daß ihr mich liebtet, wiederholte euch mein Herz ins geheim eben dasselbe. Es hätte das entdecken mögen, wovon es bewegt ward; es hätte auch seine Empfindungen nicht verhelen können: aber die Freundschaft für Dona Theresa, schien mir ein unübersteigliches Hindernis zu seyn. Ich konnte mich nicht entschliessen, ihr ein Gut, das ihr so lieb war, zu rauben. Nachdem ich mich lange vergeblich vertheidigt hatte, liesset ihr mich alle Zweifel übersteigen, die mich aufgehalten hatten, und meine Leidenschaft verblendete

mich

mich so, daß ich mich glücklich schätzte, die zwote Stelle in eurem Herzen zu haben.

Im Anfang merkte ich, daß es mir schwer ward, eure Liebe mit einer Nebenbuhlerin zu theilen; jedoch die Furcht euch ganz zu verlieren, wenn ich die Aufopferung der Dona Theresa von euch fodern wollte, bestimmte euch. Der erste Schritt ist der einzige der uns etwas kostet. Sobald ich die Schwachheit gehabt hatte, euch die letzten Gunstbezeugungen zu geben, beunruhigte mich die Theilnehmung meiner Rivale nicht weiter; ich gewöhnte mich nach und nach sie mit weniger Eifersucht zu sehen, und gelangte zu der Ruhe, die die türkischen Frauen haben, die ihr mir oft angeführet habt, die ich aber vorher nicht hatte begreifen können.

Es ist unnöthig euch von dem Unglück, das uns hernach begegnete, etwas zu sagen. Obgleich die Gefahr, in der wir gewesen sind, vorbey ist: so ist die Erinnerung daran doch so grausam für mich, daß ich ganz kurz davon reden will.

Man führte euch ins Gefängnis, und ließ mich mit zwey Gerichtsdienern die Nacht über in meinem Zimmer. Den folgenden Tag wurde ich ins Gefängniß beym bischöfflichen Gericht gebracht. Man sprach niemals von euch mit mir, und ich sahe in meinem Gefängnis niemand als den Pater Angelo, meinen Beichtvater, den ihr bey euren Besuchen in der Abtey habt kennen lernen. Dieser Mönch liebte mich bis zum Rasendwerden. Ich hatte so was aus einigen Unterredungen geschlossen, die er mit mir gehabt hatte: theils aber glaubte ich mich zu irren,

theils

theils wolte ich mich nicht näher zu unterrichten suchen; ich entdeckte daher niemals völlig meine Liebe, von der er sich nicht unterstand mir etwas zu sagen.

Der Zustand, in dem ich mich befand, machte ihn glauben, daß er glücklich werden könnte. Er meldete sich, er wolle mich sprechen, um meine Beichte zu hören, und es ward ihm zugestanden. Ich komme, sagte er, euch Beweise meiner Freundschaft und unverletzlichen Neigung zu geben. Alle Menschen verlassen euch. Eure Familie, die froh ist, die Schande, die sie von eurer öffentlichen Verurtheilung haben würde, vermeiden zu können, sucht nichts weiter für euch, als eine geheime Todesstrafe! Ich kann, wenn ich will, euch dem Unglück entreissen, das euch drohet, und euch aus dem Gefängniß entwischen lassen. Ich habe Geld: überlasset euer Leben meiner Sorgfalt, und seyd versichert, daß ich euch in ein Land führen will, wo wir nichts zu fürchten haben werden.

Ich dankte dem Pater Angelo in den lebhaftesten Ausdrücken, und fragte ihn drauf: Wie es um euch stünde. Ihr müßt ihn vergessen, antwortete er. Das ist ein Hauptartickel, den ich von euch fordre, ehe ich euch die Freyheit verschaffen kann. Es ist nicht mehr Zeit, euch meine Empfindung zu verbergen. Ich liebe euch, Dona Mendoza, ich liebe euch tausendmal mehr als mich selbst. Ich sterbe, wenn ich euch verliehre; ich kann aber auch nicht leben, wo ihr mich nicht glücklich machet. Ich verlasse für euch mein Vaterland, mein Kloster und meine Anverwandten. Wann ich euch ein so großes Opfer bringe, so will ich auch von meinem Glück Gewisheit haben.

Was soll ich euch sagen, mein liebster Vaudreville, setzte Dona Mendoza hinzu? Nachdem ich ihn versichert hatte, daß ich in der Folge Gesinnungen annehmen würde, die ihm günstig seyn könnten, und nachdem ich alles gethan hatte, um meine Freyheit zu erhalten, ohne alles zuzugestehen, was er foderte: so ließ mich die Furcht des Todes in alles einwilligen, und der Pater hielt mir den Tag drauf sein Wort.

Das Gefängnis, oder vielmehr das Innre des Gebäudes, in welchem ich eingeschlossen war, enthält viele Höfe, und viele abgesondertliegende Zimmer. Es sind innen, wie euch bekannt ist, eine große Menge Gefangne drinn, die einige mehr, einige weniger beobachtet werden. Dabey sind täglich viel Paters und Mönche in denen Gefängnissen. Der Pater Angelo brachte mir ein Franciscaner-Kleid. Ich verkleidete mich in meiner Stube, in einem Mönch, und da es gegen die Nacht gieng, gieng ich mit ihm in den ersten Hof herab. Der Stockmeister öfnete uns sogleich die Thür. Bey der andern fanden wir eben so wenig Schwierigkeit, und man ließ uns ungehindert gehen. Sobald als wir in der Gasse waren, eilten wir ein Haus zu gewinnen, wo der Pater Angelo eine Postchaise besorgt hatte. Wir kleideten uns um, und kamen glücklich aus Madrit. Die Vorsicht meines neuen Liebhabers war so genau gewesen, daß wir eine halbe Stunde, nachdem wir aus dem Gefängniß gegangen waren, uns beynahe eine Viertel Meile von der Stadt befanden.

So froh ich auch drüber war, daß ich die Freyheit erlangt hatte, so betrübte mich doch das Andenken

an

an euch. Ich erkundigte mich vergeblich nach dem Zustande eurer Sache; der Pater wollte mir niemals antworten; da ich unmöglich Nachricht von euch bekommen konnte, mußte ich damit zufrieden seyn, daß ich den Himmel um eure Befreyung anrief.

Dem Pater Angelo, der sein Mönchskleid abgeleget hatte, gefiel es ganz gut in meiner Gesellschaft; er war dreist, und ich war nicht mehr berechtigt, ihm etwas abzuschlagen. Er hatte über drey tausend Pistolet mitgenommen, die dem Kloster gehörten, in dem er Pater Quardian gewesen war. Hiezu rechne ich nicht einmal eine große Menge Juwelen, mit denen viele Frauen aus einer närrischen Andacht eine heilige Jungfer geschmückt hatten, die er aber derselben abgenommen hatte. Er zeigte mir alle seine Reichthümer; hiemit, sagte er, wollen wir uns in dem Lande einrichten, wo wir uns hinbegeben. Ich habe Paris zu unsern Aufenthalt gewählt. Wir werden daselbst unbekannt seyn, und sichrer, als an irgend einem Ort in der Welt.

Der Diebstahl des Pater Angelo, ließ mich befürchten, daß man uns nachsetzen möchte. Befürchtet nichts, sagte er, ich habe alles vorausgesehen, und man kann nur erst in drey Tagen meine Entweichung erfahren. Ich habe vorgeben, daß ich diese Zeit auf dem Lande, bey einem meiner Freunde zubringen würde. Uebrigens behalte ich immer die Schlüssel zu der Klosterkasse. Man wird also nicht eher Verdacht haben, bis man merkt, daß ich nicht wieder komme, und denn sind wir schon auf den Grenzen von Frankreich. Dieses besänftigte meine Besorgnisse. Wir

kamen, ohne daß uns was begegnet wäre, bis nach Giroue, und da wir durch die Stadt nur durchfuhren, gelangten wir den andern Tag auf den Gränzen von Frankreich an.

Wir konnten uns Glück wünschen, so ohne die geringste Widrigkeit davon gekommen zu seyn. Wir dachten in drey oder vier Stunden, nach Bellegarde der ersten französischen Stadt zu kommen, als wir in einem Thal von Strassenräubern angefallen wurden. Sie fiengen damit an, daß sie den Postillon umbrachten; der Pater Angelo hatte gleich drauf dasselbe Schicksal. Ich glaubte alle Augenblick beyden zu folgen, sie schienen aber von einiger Schönheit, die sie an mir zu finden glaubten, gerührt, zu seyn, und beschlossen mich in ihre Höle zu bringen, und mich bey sich zu behalten.

Sie banden mich auf einem unserer Pferde an, die sie abspannten; Sie nahmen dem Pater Angelo alles Geld und Steine ab, die er hatte; gaben ihm, ob er gleich tod war, mehr als hundert Stiche ins Gesicht, mit einen kleinen Dolch, und machten es hernach mit dem Postillon eben so. Nachdem sie ihre Wuth an denen todten Körpern ausgelassen hatten, die sie völlig unkenntlich machten, kleideten sie sie aus, verbrandten die Postchaise, um alle Kennzeichen dieses Diebstahls hinweg zu schaffen, und führten mich in den abgelegensten, und einsamsten Ort des Gebirges.

Hier gieng ich mit denen vier Banditen, in eine von der Natur formirten Höle. So bald sie drinn waren, theilten sie das Gold in vier gleiche Theile,

nahmen jeder ein Theil, und schütteten die Steine in ein Kästgen, worinn schon eine beträchtliche Anzahl von dergleichen Kostbarkeiten war. Sie versteckten sie hernach in einem Loch, das sie mit einem Stein so vollkommen zustopften, daß es unmöglich war, es zu entdecken. Hierauf boten sie mir was zu Essen an; ich wünschte aber mehr den Tod, als die Fortsetzung eines Lebens, das seit einiger Zeit mit soviel Unglücksfällen angefüllt worden war.

Ich weinte, und hätte gewünscht noch in dem Gefängnis der Officialität zu seyn. Ach, ich wuste noch nicht die Hälfte der Unglücksfälle, die mich erwarteten. Die Banditen, wollten mich schänden; mein Zustand rührte sie nicht. Ich erhob ein so schreckliches Geschrey, und kriegte so heftige Verzuckungen, daß meine Raserey ihre Wuth besänftigte. Sie berathschlagten, ob sie mich tödten, oder bey sich behalten sollten. Was sollen wir mit ihr anfangen, sagte der eine? Es ist ein Satan, der nicht aufhören wird zu heulen und zu brüllen. Behalten wir sie, so ist sie uns zur Last; Lassen wir sie laufen, so kann sie uns verrathen. Ich dächte also man mache keine Umstände mit ihr. Zwey andre stimmten eben so; nur ein einziger widersetzte sich ihren Vorhaben, und sagte, er wolle auf mich Acht haben, und für alles stehen. Wer wird sie aber hüten, fragten die andern, wenn wir unserm Beruf nachgehen? Ich werde alsdann, versetzte er, sie anbinden, und bin gewis, daß sie mir nicht entlauffen soll.

Diese Bösewichter liessen mir also das Leben, kündigten mir aber an was ich zu thun hätte, wenn

ich den Tod vermeiden wollte. Sie gaben mir zwey Tage Bedenkzeit. Es wird, sagten sie, auf euch ankommen, ob ihr hier ruhig und vergnügt mit uns leben wollet; und es soll euch an nichts fehlen, wenn ihr alles ungezwungen thun wollt. Nach dieser schönen Anrede, banden sie mir Hände und Füsse an einander, und zogen mich so fest zusammen, daß ich nur liegen konnte, drauf giengen sie alle fort, um ihren Raub abzuwarten.

Ich brachte die ganze Nacht und einen Theil des Tages in diesem Zustande zu, und sie kamen nicht wieder. Endlich kam der, der mir das Leben geretet hatte, an. Er hatte eine leichte Wunde am Arm, und sah sehr verstört aus. Ihr hättet, sagte er zu mir, in dem Zustande, worin ihr seyd, umkommen müssen wenn ich, so wie meine drey Kameraden, wäre umgebracht worden. Wir sind von sechs Cavaliers angefallen worden: die Parthie war nicht gleich. Wir haben uns vertheydigt so lange und gut wir gekonnt haben. Zwey von unsern Feinden haben wir umgebracht. Endlich haben sie die Oberhand behalten, und ich bin der einzige, der von unsrer Bande davon gekommen ist. Die Kentniß, die ich von den Wäldern und Büschen habe, ist mir auf meiner Flucht zu statten gekommen. Und das muß euch so lieb seyn wie mir, denn sonst wärt ihr in der Höle ohne Rettung umgekommen.

Der Strassenräuber band mich los, und bot mir zu Essen an. Ich hatte seit zwey Tagen nichts genossen; die ermattete Natur zwang mich also sein Anerbieten anzunehmen. Ich sahe ihn, ob er mir

gleich sehr verhaßt, doch nicht mit so großen Abscheu an, wie seine Kameraden; ich mußte ihm doch für die Rettung meines Lebens verpflichtet seyn, und ich glaubte mit der Zeit meine Freyheit von ihm zu erhalten. Aber ich kannte den Charackter dieser Böswichter noch nicht. Anstatt von dem entsetzlichen Ende seiner Kameraden einigen Eindruck zu fühlen, fing er an mehr als den vorigen Tag geschehen war, in mich zu dringen. Er war auf dem Punkt das äusserste zu unternehmen. Ich bat ihn, mir noch einen einzigen Tag Aufschub zu geben; ich hatte viel Mühe ehe ich ihn dazu bewegen konnte. Endlich willigte er doch ein, und sein Ungestüm verlohr sich.

Er fing hierauf an zu trinken, und trank recht emsig. Seine Wunde war so unbeträchtlich, daß er keinen Schmerz drinn empfand. Wie er anfing ein wenig betäubt zu werden, entdeckte er mir ganz zutraulich seine Absichten. Er wolte sich nämlich mit zwey andern Banditen vereinigen, die drey bis vier Meilen von dem Ort wohnten, wo wir waren. Ueber den Verlust seiner alten Freunde konnte er sich leicht trösten, da er der einzige Erbe zu dem Juwelenkästgen war. Er trank dabey so herzhaft, daß er schläfrig ward; jedoch wolte er mich vorher anbinden, ehe er einschlafen wollte. Er begnügte sich aber damit, daß er mir mit einer eisernen Kette, wie man den Gefangenen anlegt, den einen Fuß und einen Arm zusammenfesselte. Sich selbst legte er das andre Ende der Kette an einen Fuß an; schloß die Schlösser zu, und steckte den Schlüssel in seine Uhrtasche. Ihr werdet,

sagte

sagte er noch zu mir, so ganz gut, und gewiß recht sicher schlafen können.

Der Wein und die Ermüdung liessen meinen Henker bald ganz vest einschlafen. Wie ich ihn in diesem Zustande sahe, so gab mir entweder der Himmel Herzhaftigkeit, oder meine Verzweifelung machte mich stark; kurz, ich nahm mir vor ihn umzubringen, und wo möglich, mich in Freyheit zu setzen. In der Höle waren einige Dolche. Ich gab mir Mühe ganz leise einen davon zu erhaschen. Ich kroch auf dem Bauch so weit wie meine Kette reichen wollte, fort; streckte den Arm aus, so weit ich konnte, und fassete einen Dolch, der an der Wand an dem Eingang der Höle an einem Nagel hing.

Sobald ich diesen Dolch hatte, kroch ich leise, ohne Zeitverlust, wieder zu dem Räuber hin. Ich fühlte mit der einen Hand nach der Stelle wo ihm das Herz schlug, und stoste den Dolch bis ans Heft herein. Er starb den Augenblick. Ich wollte das übrige des Tages noch nutzen, um wieder in die Landstrasse zu kommen, wenns möglich wäre; ich nahm also den Schlüssel zu den Hängeschloß der Kette, den er bey sich gesteckt hatte, machte mich los, und bemächtigte mich, ehe ich weggieng, des Kästgens, in dem die Räuber ihre Demanten hatten. Ich war auch so vorsichtig, daß ich zwey Brodte mitnahm, aus Furcht, daß ich vielleicht einige Tage im Gebirge würde herumirren müssen. Ich gieng hernach so schleunig ich nur konnte, um mich bald von einem so fürchterlichen Ort zu entfernen.

Als ich aus der Höle gieng, war es beynahe drey Uhr Nachmittags. Ich lief vergebens bis neun Uhr, ohne einen Menschen zu erblicken, der mir hätte den Weg zeigen können. Ich befürchtete beständig noch einmal in die Hände der Banditen zu fallen. Ich mußte jedoch den Tag erwarten. Ich brachte die Nacht unter einem Baum zu, verzehrte ein ganzes Brod, und trank aus einer naheliegenden Quelle.

Bey dem geringsten Geräusch, das ich hörte, bildete ich mir ein, ein Mörder würde zu mir kommen. Endlich erschien die Morgenröthe. Da ich nicht wußte, welche Richtung ich nehmen solte, folgte ich dem Lauf des Bachs, aus dem ich den vorigen Abend meinen Durst gelöscht hatte. Nachdem ich drey bis vier Stunden gegangen war, erblickte ich ein Dorf. Ich fühlte, daß die Hofnung wieder in mein Herz drang, und kam in einer kleinen Stunde ins Dorf. Ich fragte wo ich wäre. Man antwortete mir, dies Dorf hiesse le Boulou, und von hier bis aufs spanische Gebiete wäre nur eine Viertel Meile.

Diese Leute erzählten mir den Tod der drey Banditen, die das ganze Land ausgeplündert hatten, und ich machte ihnen dagegen einen Theil meiner Begebenheiten bekannt. Ich nahm einen Mann an, der mich bis zur ersten Stadt, woselbst ich versprach ihn zu bezahlen, fahren und beköstigen wollte. Ich war ziemlich gut gekleidet, und da ich gar kein Ansehen einer Landstreicherin hatte, ward ich bald mit ihm eins, und kam den folgenden Tag nach Perpignan.

Ich verkaufte, so bald ich hier angekommen war, einen Schmaragd aus meinem mitgenommenen Käst-

gen,

gen, und bezahlte meinen Fuhrmann. Bey Eröfnung des Käſtgens erſchrack ich über die große Menge Edelſteine, die ich beſaß. Ich überlegte, was ich nun zunächſt anfangen wollte, und fand nichts beſſer, als die Ausführung des Plans, den der Pater Angelo entworfen hatte. Hierauf verkaufte ich noch einen Demant, und kam glücklich in Paris an.

Ich logirte gleich Anfangs in einem prächtig meublirten Hauſe. Hernach miethete ich einige Zimmer bey einem Bürger, und erwählte, um ruhig und in der Stille leben zu können, eine abgelegene Gegend. Ich verkauffte einen Theil meiner Koſtbarkeiten, wofür ich über vierzig tauſend Livres bekam. Dies Geld brachte ich bey einem Banquier unter, der mir die Zinſen dafür entrichtet. Ich hoffte nunmehr den Reſt meines Lebens ganz in der Einſamkeit zuzubringen. Dann und wann gieng ich ſpatzieren, um die Betrübnis über die Ungewisheit eures Schickſals, zu zerſtreuen. Hierzu wählte ich immer die entlegenſten und einſamſten Oerter; meine Tiefſinnigkeit und Unruhe wurden aber täglich ſtärker, ſo daß ich mich entſchloß in ein Kloſter zu gehen, und meine Tage da zu endigen.

Ich hatte bey dem allen große Luſt noch vorher alle Schönheiten von Paris zu beſehen. Ich gieng zu dieſem Zweck auf das Zeughaus. Urtheilt ſelbſt, wie ich erſchrack, als ich euch daſelbſt zu ſehen glaubtet. Ich näherte mich dem Ort, wo ihr waret, und ſah, daß ich mich nicht geirret hatte. Die Heftigkeit, in der ihr mit einer Perſon redetet, die bey euch war, hat euch gehindert mich zu ſehen. Ich bemühete

mich, die Verwirrung, in welche euer Anblick mich setzte, nach Möglichkeit zu unterdrücken; ich beobachtete euch sorgfältig; und da ich euch bis nach Hause folgte: so hat mir der Himmel den Trost gegeben, daß ich die Gewisheit eures Schicksals nunmehr in die Einsamkeit und Entfernung von der Welt, zu der ich mich entschlossen habe, mit mir nehmen kann. Ich werde nunmehr in den Betrachtungen, die ich über mein pflichtvergesnes Leben anzustellen habe, nicht mehr so zerstreuet seyn, da das Andenken an euch, mich nicht mehr stöhren wird.

Die Erzählung der Unglücksfälle der Dona Mendoza, verursachte mir eine Bewegung aus der ich mich lange nicht erholen konnte. Mein Herz war von denen Widrigkeiten, die sie ausgestanden hatte, so sehr gerührt, daß ich ihr kaum antworten konnte. Die Thränen, die sie vergoß, machten mich noch empfindlicher. Ich vergaß alle Leiden, die sie mir verursachet hatte, und dachte an nichts, als an den Zustand, worinn ich sie sahe. Ich bemühete mich, ihre Traurigkeit zu besänftigen. Euer Unglück ist vorbey, sagte ich zu ihr. Ihr müßt nun gar nicht mehr dran denken. Warum wolt ihr euch in eine fürchterliche Einsamkeit einschliessen? Geniesset doch in Ruhe und Vergnügen die Güter, die euch der Himmel gegeben hat. Von euren Leiden gerührt, hat er euch in ein Land geführt, wo ihr keinen Verfolger zu befürchten habt. Ich unterstehe mich nicht euch zu sagen, daß er euch hat einen Menschen wieder finden lassen, der euch beständig liebet. Denn, fuhr ich fort, liebste Mendoza, befürchtet ja nicht, daß ich

Schwach-

Schwachheiten verwerfen werde, zu denen euch die Todesfurcht gezwungen hat. Nein, ich bin weder so wild im Empfinden, noch auch so grausam, daß ich mich nicht über eine kleine Treulosigkeit freuen solte, die euch das Leben gerettet hat. Ists wahr, daß ihr mich noch liebt, so seyd versichert, daß ich eure Liebe aufs treuste erwiedere.

Dona Mendoza war so schön, und ihre Thränen waren so mächtig über mein Herz, daß ich die Dona Theresa ganz vergaß. Der gegenwärtige Gegenstand war stärker als der abwesende, und das Andenken an alle aus meiner Treulosigkeit entstandne Unglücksfälle, konnte mich nicht gegen eine nachmalige Untreue gegen die Dona Theresa schützen. Ich schwor der Dona Mendoza, daß ich nur für sie leben wollte; ich betheurete ihr tausendmal, daß ich sterben wollte, wenn sie sich nicht erbitten liesse.

Sie antwortete mir: Widersetzt euch nicht meinem Vorhaben. Wir müßten über kurz oder lang uns trennen. Ich bin durch feierliche Gelübde an den Dienst des Altars gebunden, und kann niemals auf eine rechtmäßige Weise die eurige seyn. Meiner strafbaren Leidenschaft haben Unglücksfälle genug gefolgt. Ich will nunmehro drauf denken, mich für das Ungewitter, das mir vielleicht noch drohet, in Sicherheit zu setzen; ich kann und will mir nicht neue Gefahren zuziehen. Laßt mich meinen Entschluß ausführen. Fern von euch und von dem Geräusch der Welt, will ich meine vergangenen Ausschweifungen beweinen, und mich in eine Lage setzen, wo ich euch nicht mehr fürchten darf. Ich mag so vest in

meinem Entschluß seyn, wie ich wolle, so merke ich doch wie leicht eure verführerische Reden, den Weg zu meinem Herzen finden. Ich würde vielleicht, wenn ich euch öfter sehen sollte, trotz aller meiner Standhaftigkeit, meiner nicht immer mächtig bleiben. Lebet wohl, mein liebster Vaudreville, ich muß euch verlassen! Ich werde, ehe ich ins Kloster gehe, euch noch einmal besuchen, und euch von meinem Schicksal die genauste Nachricht geben.

Dona Mendoza gieng hierauf nach der Thür. Ich warf mich zu ihren Füßen; ich hielte sie an ihrer Robbe. Nein, sagte ich zu ihr, weil ich eurerm Herzen entsagen soll: so will ich zu euren Füßen sterben! Niemals seyd ihr so schön gewesen, und niemals habe ich euch stärker geliebt. Warum seyd ihr denn hergekommen? Mich nur noch unglücklicher zu machen? Warum lieffet ihr mich nicht in dem Zustande, worin ich noch vor einigen Stunden war? Ich hassete euch nicht: gleichwohl beschäftigtet ihr mein Andenken weniger als der Gedanken an die Dona Theresa. Ihre letzten Wohlthaten hatten ihr in meinem Herzen den Vorzug gegeben. Eure Schönheit, eure blendende Schönheit, der nichts widerstehen kann, hat meine ganze Gesinnung geändert. Das ist meine Bestimmung, ich muß immer treulos werden, in dem Augenblick da ich euch sehe.

Dona Mendoza war ungeachtet ihrer Entschliessungen sehr gerührt, und ich las in ihren Augen, daß sie halb überwunden war. Ich verdoppelte mein Anhalten; ich verband Thränen mit meinen Bitten. Was wollt ihr denn von mir haben, sagte sie endlich?

Ihr

Ihr verlangt eine Sache, die ich euch nicht zugestehen kann, wo ich mich nicht der Gefahr aussetzen will, die unglücklichste Person in der Welt zu werden. Ich kenne eure Unbeständigkeit; ich würde so empfindliche Folgen davon erfahren müssen, als Dona Theresa erfahren hat. Die Schwachheiten, zu dem mein mannigfaltiges Unglück mich gebracht hat, werden mich einmal berechtigen, zur Treulosigkeit Gelegenheit zu nehmen, und dieselbe sogar zu entschuldigen.

Verbannet doch diese Furcht, gab ich zur Antwort! Ich? Ich sollte euch einen Fehler vorwerfen, dem ich euer Leben und eure Liebe zu danken habe? Nein, liebste Mendoza, ihr müßt mich nicht eines solchen Wahnwitzes fähig halten. Mit eurem Herzen zufrieden, bin ich bereit alles zu thun, was ihr wollt. Ich will in Paris wohnen, wenn es euch hier gefällt; ich will in die entfernteste Länder gehen, wenn ihr es für gut finden werdet.

Laßt mir, versetzte die Dona Mendoza, einige Tage Bedenkzeit. Genug, ich schiebe die schleunige Vollziehung meines Vorhabens um euretwillen auf; vielleicht thut die Zeit das Uebrige. Ich werde euch alle Tage im Zeughausgarten sehen. Dieses zu jetziger Jahrzeit so unbesuchte Rendezvous schicket sich sehr gut zu unsern Umständen. Ihr habt Ursachen verborgen zu bleiben, und ich habe welche, die eben auch das Geheimniß und die Einsamkeit für mich nothwendig machen. Wir wollen alsdenn sehen was für Entschlüsse wir werden fassen müssen, und ich will, wenn eure erste Hitze sich gelegt haben wird, euch selbst die Entscheidung meines Schicksals überlassen.

Ich bat die Dona Mendoza vergebens, mir einen Besuch in ihrer Wohnung zu erlauben. Nein, sagte sie, ich will euch nicht alleine sehn. Ich muß, wenn ich mich gewöhne, euch anzuhören, Zeugen haben, die mich hindern solchen verführerischen Gesprächen nachzugeben. Lebet wohl, ich will gehen! Ihr beleidigt mich, wo ihr mir folgt und nach meiner Wohnung fragt. Kommt morgen um drey Uhr in den Garten, bey dem Zeughause, ihr werdet mich gewiß da finden.

Dona Mendoza verließ mich bey diesen Worten. Ich sahe wohl, daß ich sie wirklich beleidigen würde, wenn ich sie zurückführen oder ihre Wohnung erfragen wollte. Ich ließ sie also frey gehen, und blieb in einem unendlichen Erstaunen auf meiner Stube. Wie, sagte ich, kann ich es glauben, daß alles was ich gesehen habe, keine Täuschung und Einbildung ist? In einem Tage finde ich Clarissen und Dona Mendoza wieder? Ein Zufall läßt mich beyde, an einem Ort, und in einem Augenblick wiederfinden, da ich beyde in den entferntesten Weltgegenden zu seyn glaube. Was soll ich aber anfangen, fuhr ich fort? Noch bin ich in den Ketten der Dona Mendoza gefangen? Habe ich denn alles Unglück vergessen, das aus ihrer Liebe entstanden ist? Denke ich nicht mehr an das, was ich dem Andenken und der Zärtlichkeit der Dona Theresa schuldig bin? Unglückliche Geliebte, schrie ich in dieser Empfindung, welch grausames Schicksal entreißt euch das Herz, dessen Besitz eure Liebe und eure Wohlthaten euch hätten versichern sollen? Der unüberwindliche Hang, der mich wider meinen Willen

zur

zur Dona Mendoza hinreißt, sey so stark er wolle; ihre Schönheit wirke auf mein Herz so heftig sie wolle; so empfinde ich doch, daß die Erkenntlichkeit, daß die Liebe selbst, euch würde den Sieg geben, wenn ich bey euch wäre. Ich bin nur wegen eines Verbrechens zu dem mein Temperament mich gebracht hat, strafbar. Ich weis, daß alles mich auffordert euch treu zu bleiben, ich würde, wenn ich bey euch wäre, euch getreu seyn: aber die Augen der Dona Mendoza benehmen mir die Macht frey zu handeln. Ich werde ungern hingerissen, und kan nicht — ich kann unmöglich mich wehren.

Ich ward bis an den Morgen von diesen Betrachtungen gequält; jedoch merkte ich, daß sie sich mehr und mehr verlohren, jemehr die Stunde die Dona Mendoza mir bestimmt hatte, sich näherte. Ich gieng zur gesetzten Zeit in den Zeughausgarten. Dona Mendoza war mir zuvorgekommen: ich fand sie in eben dem Bastion, wo ich den Tag vorher die Clarisse gesehen hatte. Ihr seyd nachläßig, sagte sie. Sehet ihr wohl, daß ich euch zuvorgekommen bin? Seit einer halben Stunde sitze ich hier ganz tiefsinnig. Und womit beschäftigt sich euer Tiefsinn, gab ich zur Antwort? Bin ich so glücklich an euren geheimen Gedanken einigen Antheil zu haben? Ihr seyd, antwortete sie, der einzige Gegenstand meines Tiefsinnes gewesen. Ich dachte, daß wenn ich eurem Rath folgte, ich euch so unglücklich machen würde, wie ihr mich machen werdet. Ich habe diese Nacht einen vesten Entschluß fassen wollen, euch auf ewig zu verlassen. Ich habe alles überlegt; bin in dieser

Ab-

Absicht hieher gekommen, sehe euch — und habe beynahe schon die Hälfte meiner Entschliessungen widerruffen.

Ich suchte nunmehr aufs neue, der Dona Mendoza ihre Furcht zu benehmen. Nachdem sie endlich versprochen hatte, die Gedanken ans Kloster fahren zu lassen, sprach ich sie noch oft in demselben Garten, und war auf dem Punkt die Erlaubnis eines Besuchs zu erhalten, als sich ein Zufall ereignete, der meine und ihre Irrwege verschloß.

Eines Tages, da ich vom Zeughause kam, gegen acht Uhr Abends, gieng eine Mannsperson in der St. Antonstraße sehr ämsig auf mich zu. Wie, sagte er, seyd ihr es, Herr von Vaudreville? Ich sahe ihn an, und erkannte in ihm den Ludovico, der mich von Madrit nach Baionne gebracht hatte. Ich war so bestürzt, da ich ihn sahe, daß ich in meiner ersten Verwirrung ihn kaum fragen konnte, durch was für einen Zufall er nach Paris käme?

Ich habe, gab er zur Antwort, euch traurige Nachrichten zu melden: Dona Theresa lebt nicht mehr, und sie hat im Sterben mir befohlen, euch in allen Ländern aufzusuchen, und euch zu sagen, daß sie euch bis an den Tod geliebt hat. — Dona Theresa lebt nicht mehr, schrie ich! O! denn kann ich auch das Leben nicht länger ertragen! Gerechter Himmel! hast du die Tage einer so liebenswürdigen Person, in der Blüte ihrer Jahre abkürzen können? Das war der letzte Schlag, den das Schicksal mir aufbehalten hatte, und ich muste einen Augenblick ruhig seyn, um desto grausamer gequält zu werden. Auf mein

Donnergeschrey folgte eine Ohnmacht, so, daß ich in eine gänzliche Sinnlosigkeit verfiel. Man mußte mich in einen benachbarten Laden bringen, wo ich nach langer Zeit wieder zu mir selbst kam.

So bald als ich mich wieder erholt hatte, ließ ich ein Fiakre kommen. Ich setzte mich nebst Ludovico herein, und kam mit ihm unter Vergiessung heisser Thränen nach Hause. Hier bat ich ihn, mir die Umstände von dem Tode der Dona Theresa bekannt zu machen. Sie ist, sagte er, an einer auszehrenden Krankheit gestorben. So bald sie tod war, reisete ich fort, um euch einen Brief zu überbringen, dessen richtige Besorgung ich ihr hatte zuschwören müssen. Ich gieng gleich Anfangs nach Baionne, wo man mir nichts weiter sagen konnte, als daß ihr euch nach Paris begeben hättet. Ich kam hierher, und that einige Tage über vergebliches Nachsuchen, um euch zu entdecken. Ich gieng in die Schauspiele, auf die Promenaden, in die Kirchen, kurz, an alle öffentliche Oerter, wo ich glauben konnte, euch zu finden. Ich fieng schon an, die Hofnung, euch anzutreffen, aufzugeben. Heute gieng ich in den botanischen Garten, und erblickte im Zurückgehen euch in der St. Antonstrasse. —

So ists denn also um mich geschehen, sagte ich zum Ludovico! Deine schöne Frau ist nicht mehr unter den Lebendigen; und ich bins, der sie ins Grab gebracht hat. Ich konnte nicht weiter reden, und versank in eine fürchterliche Verzweiflung. Ludovico versprach mir, den Brief der Dona Theresa, den er jetzt nicht bey sich hatte, mir zu bringen. Er tröstete

stete mich so gut er konnte; gieng drauf fort und ließ mich alleine, da ich denn der heftigsten Betrübniß ausgesetzt war.

Ich blieb die ganze Nacht auf dem Stuhl sitzen, in den ich mich geworfen hatte, und ward bis an den Morgen von meinen Gewissensbissen verfolgt, gemartert und zerrissen. Unaufhörlich glaubte ich die Dona Theresa in ihrem Sarge zu sehen, aus welchem sie mir ihren Tod und meine Undankbarkeit vorwarf. Alle Hofnung, die Dona Mendoza mir gemacht hatte, mir die vorige Stelle in ihrem Herzen wieder einzuräumen, konnte meinen Gram nicht einen Augenblick mildern. Ich nahm mir vor sie in einigen Tagen gar nicht zu sehen. Es würde mir unmöglich gewesen seyn, ihr meine Unzufriedenheit zu verhehlen; und vielleicht wäre ich meiner nicht so mächtig gewesen, daß ich ihr nicht vorgeworfen hätte, sie sey die Ursache von dem Tode ihrer Freundin. Mein Herz war in einer erstaunlichen und ganz unbeschreiblichen Stellung. Ich betete das Andenken an die Dona Theresa an, und liebte doch wider meinen Willen, und als wenn ich bezaubert wäre, die Dona Mendoza. Obgleich sie mir noch nicht erlaubt hatte, zu ihr zu gehen, hatte sie mir doch ihre Wohnung schon gesagt. Ich sollte mich noch heute zur gewöhnlichen Stunde in Zeughausgarten einfinden, wo ich sie antreffen sollte. Ich gieng aber nicht hin, sondern schrieb ihr folgenden Brief.

Brief.

Eine tödtliche Traurigkeit reißt mich zu Boden, und hindert mich an den bestimmten Ort zu kommen. Ihr werdet mir leicht verzeihen, wenn ich euch sage, daß ich den Tod der Dona Theresa beweine. Ich habe ihn vom Ludovico erfahren, den ich gestern, wie ich von euch weggieng, antraf. Ich bin von euren Reitzen aufs empfindlichste gerührt; ihr könnt aber nicht Thränen verdammen, die ich der Liebe, dem Mitleiden und der Dankbarkeit schuldig bin. Ich würde nicht werth seyn euch zu gefallen, wenn ich gegen den Schlag, der mich niederstürzt, unempfindlich seyn könnte.

Dona Mendoza war über meinen Brief nicht wenig bestürzt. Es sey nun Zärtlichkeit gegen mich gewesen, oder Erkenntlichkeit gegen das Andenken, einer Freundin, mit der sie so sehr zufrieden seyn mußte — sie wollte mich sprechen, und ich sah sie ganz unvermuthet in mein Zimmer treten. Ich komme, sagte sie, um eure Betrübniß mit euch zu theilen, und meine Thränen mit den eurigen zu mischen. Ihr verliehrt eine Person, die ihr zärtlich geliebt habt. Ich kann euch versichern, daß sie mir so lieb gewesen ist, wie euch. Dieselbe Neigung, und dieselbe Heftigkeit, die euch gezwungen haben, sie zu hintergehen, haben mein Verbrechen verursachet. Ich habe sie wider meinen Willen betrogen, und es ist vollständig gewiß, daß der Wunsch euch zu gefallen, niemals der Freundschaft, die ich ihr geschworen hatte, unterdrückt hat.

Ich

Ich wolte eben der Dona Mendoza antworten, als ich jemand an meine Thür klopfen hörte. Ich machte die Thür auf. Himmel! Welch Erstaunen! Ludovico und Dona Theresa traten herein. Dona Mendoza erhob einen durchdringenden Schrey, und fiel in Ohnmacht. Dona Theresa, erstaunt über den Anblick einer Rivale, von der sie so viel befürchten mußte, fiel ganz kraftlos in die Arme des Ludovico wieder zurück. Ludovico, sagte sie, ihr habt euch betrogen. — Vaudreville ist noch immer treulos. Ich warf mich der Dona Theresa zu Füssen. Wie? Ihr lebt, rief ich? Ich kann euch noch einmal wieder sehen? O erlaubt es mir, daß ich mich rechtfertigen darf. Ich bin nicht so strafbar, wie ihr denkt. Ihr seyd es, gab sie zur Antwort, tausendmal mehr als es nöthig ist, um mich zur unglücklichsten Frau von der Welt zu machen. Aber laßt mich, und kommt der Donna Mendoza zu Hülfe.

Ich warf die Augen auf die Dona Mendoza, und da ich sie sinnlos sahe, bemühete ich mich sie ins Leben zurück zu ruffen. Die liebenswürdige Theresa wandte die äusserste Sorgfalt an, um ihrer Nebenbuhlerin zu helfen, welcher der Schreck alle Empfindung geraubt hatte. Sie war von einem so heftigen Entsetzen überfallen worden, da sie geglaubt hatte, der Donna Theresa Geist käme, um die Beleidigung, die sie ihr bey ihren Lebzeiten angethan hatte, zu rächen, daß diese Furcht sich aller ihrer Lebensgeister bemächtiget hatte; so, daß da sie schon wieder aus ihrer Ohnmacht gekommen war, sie doch noch einige Zeit, unzusammenhangende und wilde Dinge sagte. Endlich

lich kam sie wieder zum Gebrauch ihres Verstandes, und weil sie aus der emsigen Hülfsleistung der Dona Theresa sahe, daß das Gerücht von ihren Tode falsch gewesen war: so faßte sie den Augenblick ihren Entschluß.

Der Himmel, sagte sie, hat nunmehr alles ausgeführt. Ich erkenne seinen Willen, und es ist Pflicht für mich, ihn auszuführen. Dona Theresa ist ohne Zweifel Wittbe. Ihre Kleidung, das Land, wo ich sie sehe, — alles ist mir Bürge für diese Meynung. Sie kommt, um die Frucht einer Liebe, die ihr gehört, einzuerndten. Ich will dagegen meiner ersten Absicht zufolge, dem Himmel die Tage widmen, die ich ihm schon vorlängst geweyhet habe. Dona Mendoza erzählte hierauf ihrer Freundin die Unglücksfälle, die sie ausgestanden, und den Zufall, der sie nach Paris gebracht hatte. Dona Theresa konnte sich nicht halten, sie zu beklagen, und erzählte ihr, wie sie, nach ihres Gemahls Tode, den Entschluß gefaßt hätte, wenn ich noch am Leben wäre, mein Glück zu machen; daß sie alles verkauft hätte und nach Baionne gegangen wäre, woselbst sie meine Reise nach Paris erfahren hätte. Sie setzte hinzu, sie habe den Ludovico abgeschickt, mich aufzusuchen, und ihm befohlen mir zu sagen, daß sie gestorben wäre. Sie habe durch meine Aufnahme dieser Nachricht meine Gesinnungen erforschen wollen. Sie habe aus der Nachricht von meiner Betrübniß geschlossen, ich müsse sie noch im Andenken haben, und sey endlich hieher gekommen, um mich aus meiner Unruhe zu reissen.

Ich bin, sagte Dona Mendoza, in eben derselben Absicht hieher gekommen, und zugleich gab sie der Theresa den Brief, den ich diesen Nachmittag an sie geschrieben hatte. Ich werde, setzte sie hinzu, nicht länger eurem Glücke hinderlich seyn, und will mich wieder in ein Kloster begeben. Sie gieng auch in der That wenig Tage drauf ins Kloster; behielte für sich nur ein mäßiges Gehalt, und schenkte der Dona Theresa für mehr als 10000 Rthlr. Juwelen, die sie noch übrig hatte, wie auch das Capital von vierzigtausend Livres, das sie in Paris stehen hatte.

Ich heurathete bald drauf die schöne Theresa; und da ich durch Vermittelung einiger vornehmen Freunde unsers Hauses meine Begnadigung vom Hofe erhielte, so ward ich nach so viel Widrigkeiten und Unglücksfällen ausserordentlich reich und glücklich.

Leben

Leben und Reisen
des
Ritters von
Meillcourt.
von dem
Herrn Marquis d'Argens.

Als Frankreich unter der Minderjährigkeit Ludwigs des XIV. durch die bürgerliche Kriege so jämmerlich zerrüttet ward, folgte der Graf von Meillcourt, mein Vater, dem großen Prinzen von Condee nach Brüssel, und vermählte sich daselbst an ein Fräulein, die nur wenige Mittel besaß. Mein Vater blieb in besagter Stadt, als Ludwig der XIV. nach seinem Beylager jedermann, so die Waffen gegen ihm ergriffen hatte, verstattete, in sein Vaterland zurück zu kommen. Ehe er aber daraus entwichen war, hatte er die Vorsicht gebraucht, alle seine Güter zu verkaufen, und so viele wichtige Baarschafften zusammen zu bringen, daß er sich davon eine dauerhafte Wohnung in Flandern, wo ihn die Liebe gefesselt hatte, erwählen konnte. Achtzehn Monate nach seiner Verbindung

brachte mich die Frau von Meillcourt, seine Gemahlin, zur Welt; er empfand darüber eine aufferordentliche Freude, und niemals hat ein Vater seinen Sohn mehr geliebet.

Ich wurde bis in mein fünftes Jahr von fremden Personen mit aller Sorgfalt erzogen, da alsdenn mein Vater nicht zugeben wolte, einen andern Lehrmeister, als ihn, zu haben; es seye nun, daß solches von seiner zu mir tragenden Liebe herrührte, oder daß er mir um so viel leichter gewisse Meynungen, wovon er unglücklicher Weise eingenommen war, beybringen wolte. Er hatte kurz vor seiner Heyrath eine Reise nach Holland gethan, und in dem Haag den gefährlichen Spinoza kennen lernen. Der öfftere Umgang, den er mit diesem Philosophen hatte, brachte ihn auf wunderliche Irrwege. Er verging sich so weit, daß er einer seiner eifrigsten Schüler ward; und indem er die Augen vor den Wundern der Gottheit verschloß, erstickte er die Regungen seines Herzens, und vertheidigte sich durch abgeschmackte Entschuldigungen wider die Einwendungen, so ihm die gesunde Vernunft und das Licht der Natur machte.

Von einer so schädlichen Meynung ganz eingenommen, und als ein eifriger Schüler seines Meisters, bildete er sich ein, er könne mir keinen grössern Dienst leisten, als wenn er meinen Verstand von einem Glauben, welcher seiner Meynung nach der Bequemlichkeit und Ruhe des Menschen zuwider wäre, befreyete. Er gedachte, der Begriff eines zukünftigen Lebens diene zu nichts anders, als die Vergnügungen des gegenwärtigen zu versalzen: er unterwieß mich in

die-

diesen irrigen Lehren, erklärete mir alle Tage seine Lehrsätze, und gab sich alle Mühe, deren Zweifelsknoten mir deutlich zu machen, so, daß ich vor meinem funfzehenden Jahre die Lehren des Spinoza und Vanini vollkommen innen hatte. Ich konnte den Lucretius auswendig, und wuste bereits alles, was mich in diesen abscheulichen Irrthümern unterhalten und bestärken konnte.

Als mein Vater mir seine Meynungen beybrachte, so wuste er zugleich in mir eine starke Verachtung wider alle Weltweisen zu erwecken, die ihm entgegen waren. Er sagte, diese Gelehrte würden theils durch die Furcht, theils durch Vorurtheile verblendet: angewöhnet alle Tage wider das wirkliche Daseyn der Gottheit reden zu hören, war mein Irrthum bereits so groß, daß ich in meinem funfzehenden Jahr der gräulichen Atheisterey völlig ergeben war.

Allein GOtt, den ich beleidigte, fieng an in meinem Herzen zu würken: meine Augen dienten am ersten dazu, daß sie mir den Verstand eröfneten. Ich reisete mit meinem Vater nach Dünkirchen, und spazierte daselbst einsmal allein am Ufer des Meers. Die Sonne hatte ihren Lauf vollendet, und stand im Begrif die andere Hälfte der Welt-Kugel zu beleuchten; sie schien sich in das große Welt-Meer zu versenken, und hatte sich zum Theil meinen Augen entzogen. Ein so schönes Schauspiel erregte in meinem Verstande diejenigen Begriffe, welche die Auferziehung darinnen ersticket hatte; ich fühlte in mir selbst eine heimliche Stimme, die mir zuzuruffen schien: Unverständiger, ist es erlaubt, daß du dir vorstellest,

eine so schöne Ordnung, wie die ist, welche in der ganzen Welt herschet, sey die Folge eines blinden Geschickes? Ist es möglich, daß die Anordnung so vieler vortreflichen Dinge aus der Unordnung entspringe? Und daß eine von ohngefähr entstandene Zusammenhäufung vieler Luftstäublein alle die Wunder, welche sich deinen Augen zeigen, hervorgebracht hätte.

Wenn diese Sonne, welche die Welt erleuchtet, weiter nichts, als ein von ohngefähr entstandener Hauffe dünner und subtiler Materie ist; woher kommt es, daß von Zeit zu Zeit nicht mehrere Sonnen entstehen und zum Vorschein kommen? Ist die Materie nicht allezeit in Bewegung? und wie geschiehet es, daß die Sonne ihren Lauf mit so vieler Weisheit einrichtet, wenn sie nicht von einem weisen und verständigen Wesen geführet und geleitet wird?

In dem Augenblick, als ich diese Betrachtungen anstellete, erhob sich auf einmal ein sehr starker Wind: das Meer kam in Bewegung, ich sahe es schaumen, und hörte es von weitem brausen. Meine Augen blieben auf dasselbe geheftet, und seine erhabene Wellen schienen nicht anders, als wollten sie die Erde verschlingen, da sie sich doch bald hernach an dem Ufer zerschlugen. Wer ist doch diejenige Macht, sagte ich alsdenn bey mir selbsten, die dieses weitläuftige Element in seinen Schranken erhält? Ist es ebenfals das Ohngefähr (der Zufall) welche angeordnet, daß seine Gewässer in einem gewissen Raume eingeschlossen und gefangen seyn sollten? Wenn dieses ist, so ist denn dieses Ohngefähr GOtt, weil es

ver-

verständig seyn muß. Ach! ich fange an zu begreifen, daß da eine leblose Macht nichts hervorbringen kann, wo die Ordnung und Weisheit herschen, und ihren immerwährenden Sitz haben.

Diesen ersten Gedanken folgten eine Menge andere, die sich hauffenweiß meiner Einbildungs-Kraft darstelleten. Ich will mir wohl vorstellen, sagte ich, daß ein durch den Zufall zusammengebrachter Hauffe Materie, eine Sonne, und einige andere Wunderdinge die sich meinen Augen zeigen, hervorbringen könne; aber ich kann nicht begreifen, daß der nemliche Hazard fortfahre, und diese Wunderdinge auf die allergeschickteste und majestätischste Art in ihrer Ordnung und Einrichtung erhalte. Eine Sache kann nichts mittheilen, als was sie hat: Wie kan denn das Ohngefähr, und ein leeres Wesen, die Weisheit, die Klugheit und das Verständniß mittheilen? Wenn man mich bereden will, ein Uhrmacher habe durch das Umschüttlen einer Schachtel mit einigen Triebfedern von ohngefähr eine Uhr hervorgebracht; so widersetzet sich dieser Meynung meine Vernunft alsofort: warum nicht auch, wenn man verlanget, daß ich einen Lehrbegrif, der ein göttliches Wesen läugnet, für wahr annehmen solle: ein Wesen, das, nachdem es alle die Wunder, so ich sehe, hervorgebracht und gewürket, sich noch täglich durch andere und neue Wunder verewiget.

Diese Betrachtungen verursachten in meinem Gemüthe eine nützliche Würkung; ich änderte bald meine vorige Meynung, und nachdem ich die Beweißthümer von dem Wesen und Darseyn der Gottheit

mit eben so viel Fleiß untersuchet hatte, als ich sie vorher verabsäumet, so fand ich mich im Stande, die Meynungen meines Vaters zu bestreiten. Ich stritte lange Zeit mit ihm, ohne was auszurichten: Er blieb beständig in seiner Blindheit: so sehr ich mir auch angelegen seyn lassen, ihm die Schädlichkeit seiner Irrthümer zu zeigen, so war er doch davon nicht abzubringen; und ich mußte mit Verdruß sehen, daß ich durch gegründete und augenscheinliche Beweise, die von Spinoza eingesogene Schein-Gründe nicht aus seinem Herzen bringen konnte.

Ich hatte das zwanzigste Jahr erreichet, als mir meine Mutter durch den Tod geraubet wurde. Mein Vater, der beständig von seinen philosophischen Lehrsätzen eingenommen war, faßte den Entschluß, sich der Welt zu entziehen; er brachte alles in Ordnung, gab mir sein völliges Vermögen, ausser einem mäßigen Gehalte, den er sich vorbehielt, und womit er sein Leben in dem Haag, bey seinem Lehrmeister Spinoza und bey andern von dem Gifft seiner Irrthümer eingenommenen Schülern, zubringen wollte.

Ich war also bey noch sehr jungen Jahren Herr von einem wichtigen Vermögen; die Auferziehung, so man mir gegeben, hatte in mir eine Neigung zur Weltweisheit erwecket, und da ich mich derselben allezeit beflissen, so erregte sie in mir so viel Neubegierde, daß ich beschloß, zu reisen, und meine Neu- und Lehrbegierde in den allerentlegensten Ländern zu vergnügen. Ich entdeckte dieses Vorhaben einem jungen Menschen, Namens St. Cyran, der mein guter Freund war, und mich bat, ihm zu erlauben, daß er mich begleiten möchte.

te. Ich nahm dieses Anerbieten mit Vergnügen an, weil ohnedem eine Gleichheit der Gemüther unter uns herrschte, die unsere Freundschaft gestifftet hatte.

Die Weltweisheit, welche mich aus dem tiefen Abgrunde der Atheisterey gerissen, konnte in mir noch nicht so viel zuwege bringen, daß ich die Nothwendigkeit einer Religion erkennen mögen. Ich bildete mir ein, das göttliche Wesen begnüge sich an der Reinigkeit des Herzens, und fordere von den Menschen keinen äusserlichen Dienst, und mein guter Freund war eben der Meynung. Er war ein gebohrner Holländer, und hatte von Jugend auf die Wissenschaften geliebet. Sein Vater war der Protestantischen und seine Mutter der Catholischen Religion zugethan, und dieser Unterscheid der Religion seiner Eltern, hatte bey ihm eine Ungewißheit verursachet. Die verschiedene Meynungen so vieler Secten, womit die vereinigten Provinzien angefüllet sind, hatten ebenfals nicht wenig beygetragen ihn zu überreden, daß das göttliche Wesen sich keinen gewissen äusserlichen Dienst erwählet, sondern daß es das Verlangen aller Menschen überhaupt gnädig höre und annehme.

Diese von uns eingesogene Meynung verhinderte uns, die Nothwendigkeit der Religion zu untersuchen, und wie nützlich und vortheilhaft sie dem gesellschaftlichen Leben wäre.

In der Folge erkannten wir erst, daß Unordnung und Verwirrung der Antheil derjenigen Gesellschaften sey, in welchen die Religion nicht als ein Zaum wider die unordentlichen Neigungen gebraucht wird; alsdenn sahen wir deutlich, daß sie die guten Sitten würke

und erhalte, und daß alle Tugenden in denjenigen Herzen herrschen, die sie sich einmal unterwürfig gemacht.

Da nun der Entschluß zu unserer Abreise festgestellet war, so schafften wir alles herbey, was wir nöthig hatten. Die Reise konnte nicht anders, als von langer Dauer und großer Beschwerlichkeit seyn, da wir sie nach den allerentlegensten Indien anstellen, und daselbst mit eigenen Augen ansehen wollten, was man von den barbarischen Völkern dieses Landes erzählet: die vollkommene Erkenntniß des Menschen war demnach unsre einige Beschäfftigung; und die Liebe zur Weltweisheit trieb uns dazu an.

Mein Freund und ich, wir waren überzeugt, daß die wahre Weisheit darinnen bestehe, daß man sich, und andre Menschen, kenne. Da man nun in diesen beyden Erforschungen nicht anders fortkommen kann, als durch eine tiefe Einsicht und Betrachtung seiner selbst, und durch eine mühsame Untersuchung der Handlungen und Aufführungen anderer Menschen; so ist es nöthig, zu untersuchen, wie weit sich die Weisheit der Menschen in den verschiedenen Gegenden der Welt erstrecke, und sie von derjenigen Seite betrachte, wo sie durch die Vorurtheile der Kindheit, in ihren Verrichtungen nicht gehindert ist: dann wann man nur allein die Meinungen eines Catholicken, eines Reformirten und eines Lutheraners kennet, so kennet man den Menschen nur halb. Ich habe nachgehends befunden, daß zwischen der Weisheit eines Wilden und eines Theologi, oder eines jungen eitlen Menschens, mehr Unterscheid sey, als der Gestalt nach zwischen

ei-

einem Löwen und Elephanten. Indessen bleibet die Weisheit immer Weisheit: sie hat nur einerley Entzweck; aber das menschliche Herz recht zu erforschen, muß ein Philosoph die verschiedene Regungen kennen, welche diese Weisheit anspornen.

Es ist mit dem Laster so, wie mit der Tugend beschaffen; die Betrügereyen, deren sich die Menschen theilhaftig machen, kommen nach den verschiedenen Ländern auch aus verschiedenen Bewegungsgründen hervor. Man kennet also den menschlichen Verstand nur halb, wenn man einen Theil der Bewegungsgründe, die ihn zum Laster, oder zur Tugend antreiben, nicht weis.

Als die Zeit unserer Abreise heran kam, nahmen wir drey Bediente an, auf deren Treue wir uns verlassen konnten: wir versahen uns mit vielen Lebensmitteln und allem denjenigen, so wir nöthig hatten, besonders aber, mit guten Büchern und nützlichen mathematischen Instrumenten; damit wir uns die Zeit auf einer so langen Reise verkürzen könnten. Unser Schiff wurde von einigen Privat-Personen ausgerüstet, in der Absicht, neue Entdeckungen zu machen, und eben dieses hatte uns auf selbiges zu gehen, bewogen. Der Capitain hatte von ihnen gemessenen Befehl, uns als Eigenthümer anzusehen; wie wir denn auch, um mehreres Ansehen darauf zu haben, einen sehr wichtigen Antheil an seiner Ladung hatten.

Nachdem wir nichts vergessen hatten, was uns nützlich seyn konnte, giengen wir den 22. April zu Ostende nach den Canarischen Insuln unter Segel. Das Schiff war von 56 Canonen und 260 Mann Equipage. Wir

fuh-

fuhren diese Insuln vorbey, und nach 3 Monaten landeten wir glücklich bey dem Vorgebürg der guten Hofnung. Wir lagen daselbst einige Tage vor Anker, um das Schiffsvolk ausruhen zu lassen, und nachdem wir uns mit nöthigen Abgang versehen hatten, giengen wir wieder unter Seegel.

Während 15 oder 20 Tage hatten wir ziemlich gut Wetter; aber ein ungestümer Wind erhob sich mit einmal, das Meer bewegte sich gewaltig, und der Sturm wurde so hefftig, daß wir ihm nicht mehr widerstehen konnten. Wir mußten unsere Seegel einziehen, die Vorder-Maste abhauen, und uns von dem Winde hinführen lassen, wohin er wolte; er war so hefftig, daß, ob wir schon nicht einen einzigen Seegel mehr hatten, wir doch in einer Stunde mehr als 4 Meilen fortkamen. Unser Schiff war stark beschädiget, und wir furchten, es möchte sich öffnen; um aber ihm einigermassen den Sturm zu ertragen zu helfen, liessen wir, nachdem das Meer etwas ruhiger ward, das große Seegel wehen, und so überliessen uns Wind und Wellen.

Dieses grausame Ungewitter hielt 9 Tage nach einander an; und wir hatten bereits alle Hofnung verlohren, als wir den 10 Tag wahrnahmen, das wir nicht weit vom Lande entfernet waren, wo uns das ungestüme Wetter, aller unserer Mühe ohngeachtet, zu scheitern nöthigte.

Es war uns unmöglich die Höhe zu gewinnen, noch die Küste die uns allen unbekannt schien, zu erkennen. Je näher wir dem Lande kamen, je hefftiger wurde auch der Sturm, so, daß wir an nichts, als den Tod, gedachten. Unser See-Volk schwamm in Thränen,

und

und schickte sein Gebet zu GOtt: dasselbe bestand aus verschiedenen Religionen, einige waren Protestanten, einige Arminianer, einige Catholicken; der größte Theil unsrer Equipage aber aus Holländern: sie ruffen GOtt auf unterschiedene Art an, aber alle bathen ihn um einerley Sache, und ihre Aufführung, einige Geberden und Ceremonien ausgenommen, war durchgehends gleichförmig; sie versprachen alle tugendhafter zu werden, verabscheueten ihre Laster, und rufften die Barmherzigkeit desjenigen GOttes an, der sie erschaffen hatte.

Ich erkannte zum erstenmal, daß das Gebet, so der Mensch zu GOtt schicket, eine nothwendige Folge des Daseyns dieses göttlichen Wesens sey, und daß dessen Verehrung aus dem Glauben herkomme. Meine Hände erhoben sich von selbst gen Himmel, ich spürte in meinem Herzen eine heimliche Regung, so mir bis dahin unbekannt war, und die mich antrieb, bey der einzigen Gewalt Hülfe zu suchen, von der ich sie in einem so betrübten Zustande nur allein hoffen konnte. Allmächtiger GOtt, schrie ich, der du diese Welt regierest, der du alles wirkest, und durch den alles kommt, hilf einem schwachen Menschen, der dich anruffet, ans Land. Und weil deine Gütigkeit mich hervorzubringen gewürdiget hat, so erstrecke dieselbe heute noch so weit, daß sie mich erhalte. Ich weis nicht, ob du den schwachen Sterblichen eine besondere Art, wie sie dich anruffen sollen, vorgeschrieben hast; aber ich ruffe dich von Grund meines Herzens an: dieses kann einem unendlich gerechten Wesen nicht mißfällig seyn.

In

In der Zeit, als ich mein philosophisches Gebet zu dem Himmel schickte, und meine Hände beständig zu ihm aufhielte, hatte ich mich aus einer ehrfürchtigen Regung auf die Knie geworfen: die Natur, welche in selbigem Augenblicke mit Nachdruck würkte, machte mich den andern Menschen, so auf dem Schiff waren, gleich. Die Hülfe, so ich von GOtt erwartete, lehrte mich alsobald, daß derselbe wolle verehret seyn; und daß man die Gnadenbezeigungen, so man von ihm erlangen wollte, auf eine demüthige Art, die eine völlige Unterwerfung und Gehorsam gegen seine Befehle anzeigen, erbitten müsse.

Der Himmel hatte Mitleiden mit uns, und erhörte unser Flehen: die Küste, so wir entdecket hatten, war voller Sandbänke und ohne Felßen: wir scheiterten, durch den Wind angetrieben, ganz nahe am Ufer, und unser Schiff trieb auf den Sand ohne sich zu öffnen; wir hatten also Zeit, die Chaloupe ins Meer zu werffen, und uns zu retten.

Nachdem sich der Wind geleget hatte, fuhren wir zum öftern nach dem Schiff, und brachten die Waaren und die Canonen ans Land; wir versuchten es zu erleichtern, und von der Sandbank abzubringen; aber alle unsere Bemühungen waren umsonst: es war von dem Sturm so übel zugerichtet und so voller Wasser, daß wir vor unmöglich hielten, uns dessen wieder bedienen zu können.

So groß auch unsere Empfindung war, so mußten wir doch Geduld haben, und uns mit der Hofnung trösten, daß ein Europäisch Schiff auf unserer Küste vielleicht einmal ankern, und uns von da erlösen

wür-

würde. Ob uns schon das Land ganz unbekannt war, und wir nicht wusten, ob solches bewohnet, oder nicht, fiengen wir doch an, eine Art von einer Festung zu bauen, worin wir alles, so wir von dem Schiff gerettet hatten, brachten.

Sobald die Bootsleute auf dem Lande waren, erkannten sie mich so gleich für ihr Oberhaupt, und der Capitain folgte ihrem Beyspiel. Sie hatten allesammt keinen Begriff, wie sie sich wider die Anfälle der Wilden, so diese Gegend bewohnen möchten, befestigen sollten. Ich stach ihnen also einige Verschanzungen ab, die sie aufwurffen, und ließ sie an einem Viereck, nach Art einer Festung, gegen dem Meer zu, arbeiten.

Das Land hatte Ueberfluß an Holz, daher ließ ich unsere Festungswerke, die von Erde aufgeworffen waren, rund herum mit Pfählen besetzen, und auf die Wälle Kanonen pflanzen. Wir kamen in 15 Tagen damit zu Stande, und waren alsdenn vor allen zu befürchtenden feindlichen Anfällen gesichert. Ich hielte nachgehends über meine Mannschaft Musterung, und fand daß wir auf unsrer 6 monatlichen Reise nicht mehr als 6 Mann verlohren hatten. Ich beschloß also mit meinen Bootsleuten weiter ins Land zu gehen, und selbiges zu erforschen. St. Cyran und den Schiffs-Capitain erwählte ich zu meinen beyden Lieutenants; bevor wir uns aber auf den Weg machten, und die Festung, welche ich als unseren einzigen Rückhalt ansahe, verliessen, befahl ich das Schiff völlig auseinander zu legen, und das daraus kommende Holz und Eisen zu Erbauung dreyer großen

Baraquen anzuwenden. Eine diente uns zur Caserne, die andere zum Zeughaus, wohin wir unsere Munition brachten, und die dritte zu Verwahrung unserer Mund-Provision.

Als ich damit zu Stande war, nahm ich 120 Mann zu mir, und ließ eine gleiche Anzahl zu Bewahrung der Festung zurück. Mein Freund und der Schiffs-Capitain commandirten unter mir die zur Entdeckung des Landes bestimmte Bootsleute und Soldaten.

Ich hatte die Vorsicht gebraucht und von dem Seegeltuch 10 Zelten machen lassen, worunter ich meine kleine Armee den ersten Tag unsers Marsches, 2 Meilen von der Festung, an einem Hügel längst dem Meer, campiren ließ.

Die 4 metallene Stücke, die uns ehemals zu Besetzung der Chaloupe dieneten, hatte ich ebenfals mitnehmen lassen, welche nunmehro die Artillerie unserer Armee ausmachten, und uns bald hernach so nützlich waren, daß ich ihnen einen Theil des Sieges, so ich in der Folge erhielt, zu verdanken hatte.

Den dritten Tag unsers Marsches, drey oder vier Stunden nach der Sonnen Aufgang, wurde ich fünf oder sechs Menschen ansichtig, die uns von der Höhe eines Hügels aufmerksam betrachteten. Ich befahl dem Schiff-Capitain zu ihnen zu gehen, und zu versuchen, ob er erfahren könnte, was sie vor Leute wären, und in was vor einem Lande wir uns befänden; ich band ihm aber vor allen Dingen ein, nicht eher Gewalt zu brauchen, als wenn es aufs äusserste käme, und er nicht anders thun könnte.

Als die Wilden wahrnahmen, daß man auf sie zugienge, nahmen sie mit einer wunderbaren Geschwindigkeit die Flucht auf der andern Seite des Hügels hinunter, so daß man sie gar bald aus dem Gesicht verlohre. Da also der Capitain sahe, daß er keine Hofnung hatte sie einzuholen, kam er zu mir wieder zurück.

Ich faste den Entschluß, mich weiter ins Land hinein, da ich es bewohnt wuste, zu begeben, und befahl meinen Leuten, daß sie sich zum schlagen sollten bereit halten, im Fall es nöthig wäre. Ich theilte sie in drey verschiedene Haufen: der erste, so aus 20. Mann bestand, ward von dem Capitain commandirt, ich war an der Spitze des zweyten, welcher 80 Mann ausmachte, und 20 andere beschlossen den Marsch.

In dieser Ordnung überstiegen wir den Hügel, auf welchem, wir die Wilden gesehen hatten, und erblickten über dessen anderer Seite eine sandigte und unbewohnte Ebene, die sich mit einem sehr dicken Wald endigte, der von einem weiten Umfang zu seyn schien: ich fand aber nicht vor gut, weiter zu gehen, aus Furcht, uns in den Wald, wovon die Wilden ohne Zweifel alle heimliche Wege und Schliche wusten, zu verliehren. Das Land, welches wir von der Festung bis an den Hügel durchzogen hatten, war vollkommen schön. Es zeigte sich den Augen wie ein prächtiges Gemählde: die Bäume hiengen voll Früchte, viele Bäche durchströhmten angenehme Wiesen, und ich glaubte, daß ich mich an einem Umfang Landes, von mehr als 10 Meilen begnügen konnte, ohne mich unnöthiger Weise in Gefahr zu setzen, mich in

dem Walde zu verirren, oder wohl gar in einigen Hinterhalt zu fallen.

Ich rufte die angesehensten meiner Soldaten zusammen, und nachdem ich ihnen vorgestellet hatte, daß wir weit mehr Land, als wir nöthig hätten, besässen, und daß nur allein die Gegend unsrer Festung mehr als zureichend wäre, einer großen Stadt ihren Unterhalt zu reichen, so beschlossen wir zu unsern Cameraden zurück zu kehren, und daselbsten die Wilden, welche vermuthlich die Seeküste zuweilen besuchen würden, zu einem gesellschaftlichen Umgang mit uns zu bereden.

Ich war also weit entfernet, denen abscheulichen Grausamkeiten der ersten Spanier, so Mexico und Peru erobert haben, zu folgen; denn ob ich schon damals noch keine einzige oder gewisse Religion erwählet hatte, so hatte ich doch den grösten Abscheu vor solchen schädlichen Grundsätzen, welche dem menschlichen Geschlecht zur größten Schande gereichen. Das natürliche Gesetz allein, dem ich damals folgte, überzeugte mich deutlich, daß ein Verfolger, der seine Grausamkeiten unter dem Schleyer der Religion verhüllt, ein Unthier wäre, der das göttliche Wesen, von welchem er das Leben erhalten, gröblich beleidigte; und das der GOtt des Friedens, alle blutige Opfer, womit der barbarische Aberglaube seine Altäre befeuchtet, verdamme. Die Spanier liessen einen großen Abscheu wider die Opfer der andächtigen Mexicaner blicken: Sie bezeugten ein verstelltes Mitleiden über einige Unglückliche, so diese Wilden aufopferten, da doch durch ihre fromme Grausamkeit,

in

in einem Tag mehr Menschen umgebracht worden, als von allen Priestern der falschen Gottheiten seit der Aufrichtung des Heydenthums nicht geschehen ist.

Nichts ist einem Weltweisen mehr zu wider, als eine Religion, welche den gräulichsten Schandthaten zum Deckel dienet: Die Ausschweifungen, wozu der menschliche Verstand durch den Aberglauben gebracht wird, dienen ihm zum Unterricht, nicht in dieselbige Laster zu verfallen; er würde glauben, die Gottheit zu verunehren, wenn er ihr durch gräuliche Schandthaten Verehrer verschaffen sollte.

Zum guten Glück dieser Völker, war ich weder ein Scheinheiliger, noch ein Spanier; ich hatte von meiner zartesten Jugend an, mir gleichsam ein Gesetz gemacht, allem, was die Redlichkeit und Tugend dem Menschen ins Herz präget, aufs genaueste zu folgen. Vergnügt mit demjenigen was ich auf dieser Küste besaß, und welches mir in der Folge sehr ersprießlich seyn konnte, hielte ich mich verbunden, mir die alten Einwohner des Landes zu Freunden zu machen. Was vor ein Recht, sagte ich, haben wir über diese Leute? Sie lebten ruhig, und hatten mit uns nicht das geringste zu verfechten, warum sollten wir sie unserer Raubegierde, oder unserm Geitze aufopfern?

Diesen Betrachtungen fügte ich noch andere bey, welche mir das Beyspiel der Engelländer und Holländer an die Hand gab. Diese Völker, sagte ich, so viel anders gesinnet sind, als die scheinheiligen Spanier, haben große und weitläuftige Reiche in America und den Indien, durch die kluge Aufführung gestiftet, daß sie alle andere Menschen als ihre Brüder

ansahen. Die natürlichen Einwohner der Länder, wo sie sich niedergelassen, an statt in die Wälder zu fliehen, haben sich an die klugen Engelländer und friedliebenden Holländer gewöhnet; sie haben ihre neue Gäste so sehr geliebet, als die Mexicaner die grausamen Spanier verabscheuet. Diese wilde Völker, von der Güte und Leutseligkeit ihrer Nachbaren ganz eingenommen, kamen mit Haufen sich ihrer Botmäßigkeit freywillig zu unterwerfen; nur die Stadt Batavia allein befiehlet vielen Königen, welche die Holländer mehr durch Gutthaten, als durch Gewalt, sich unterwürfig gemacht.

Wenn ich, fuhr ich fort, eine Colonie in diesen Gegenden anrichten soll, so will ich keinesweges, daß mir die Nachkommenschaft vorwerfen soll, ob hätte ich die Menschlichkeit aus den Augen gesetzet, und mein Leben, welches mir die Gottheit aufs neue geschenkt und verlängert, dazu angewand, meine Brüder, so Sie mir in fremden Ländern geben wollen, zu verfolgen; Ich will vielmehr nach den Grundsätzen, die das natürliche Recht allen Menschen eingepflanzet, denjenigen nachahmen, die sich der gelindesten Mittel bedienet haben, ihren Zweck zu erreichen.

Ich war überaus vergnügt, daß der Entschluß, nach der Festung zurück zu gehen, von allen gut geheissen worden. Ich war zu keinem andern Ende so weit ins Land gegangen, als zu erfahren, ob es bewohnt sey. Mein Zweck war erreichet, ich verlangte nichts weiter, und war versichert, daß die Wilden, um zu wissen, was sie vor Menschen gesehen hätten, nicht unterlassen würden an die Seeküste zu kommen.

Mein

Mein Vorsatz war, ihnen alsdenn zwey unbewaffnete Männer mit Geschenken entgegen zu schicken, um aber allen Ueberfall zu vermeiden, selbige durch ein kleines Detachement, so ihnen in der Zeit der Noth beyspringen konnte, zu unterstützen. Allein der Himmel fügte es anders. Gegen sechs Uhr des Abends, ohngefähr eine Stunde vor Untergang der Sonne, sahen wir mehr als 10000 Wilden aus dem Walde kommen, die sich in eben derselben Ebene, wo wir waren, lagerten. Sie waren mit Picken, Bogen und Pfeilen, bewaffnet.

So bald wir diese Armee Wilden wahrnahmen, zogen wir in guter Ordnung den Hügel wieder hinauf, von welchem wir den Morgen herab gestiegen waren, und verschanzten uns daselbst mit abgehauenen Bäumen, die uns statt einer Brustwehr dienen mußten; wir warffen eine kleine Batterie auf, worauf wir unsere vier Stücken pflanzten, um damit die von uns verlassene Ebene, welche der Feind, wenn er uns angreifen wollte, hinter sich legen mußte, zu bestreichen.

Ehe es aber zu einem öffentlichen Kriege ausbrechen sollte, wollte ich vorher alle Mittel anwenden, solchem vorzubeugen. Ich schickte zwey Mann den Wilden entgegen, und ließ sie durch 20 andere begleiten weilen mir die Gebräuche dieser barbarischen Nation unbekannt waren, und ich das Leben meiner Deputirten nicht in Gefahr setzen mochte. Meine Vorsicht war umsonst; So bald die Wilden meine Leute auf sie zukommen sahen, schossen sie eine erstaunende Menge Pfeile auf sie loß und rückten weiter

ter an, um sie zu umringen. Der Schiff-Capitain der dieses Detachement commandirte, befahl 10 Soldaten auf die Anrückenden zu feuren. Das Gepraßsel dieser ersten Salve setzte die Wilden in Erstaunen, sie waren vor Schrecken ganz auffer sich, und sahen sechs von ihren Cameraden zur Erde fallen. Der Schiff-Capitain machte sich gleich ihren Schrecken zu Nutze, und zog sich zurück.

So bald diejenigen, so gefeuert, wieder aufs neue geladen hatten, kamen sie uns den Hügel herauf in bester Ordnung entgegen, ohne daß sich die Wilden unterstunden, sie zu verfolgeu. Sie kamen indessen doch wieder zu sich selbst, und kaum daß unser Detachement wieder in die Verschanzung gerücket war, so giengen mehr als 2000 dieser Barbaren von ihrer Armee ab, und kamen mit gräulichen Geschrey bis an den Fuß des Hügels, in der Absicht uns anzugreiffen. So bald wir sie mit unsern Stücken erreichen konnten, befahl ich sie mit Cartetschen zu empfangen. Das Donnern unsrer Artillerie, und die Unordnung so selbige unter ihnen angerichtet, brachte sie so gleich auf die Flucht, und sie zogen so geschwind, als ihnen möglich war, nach ihrer Haupt-Armee zurück. Es wurde zum zweyten mal ihnen nachgeschossen, und zwar mit eben so guter Würkung, als das erste mal, daß sie mehr als 30 Tode oder gefährlich Verwundete bekamen. Ihr Schrecken war so groß, daß sie auch, so bald sie ihre Cameraden, die sie in der Ebene erwarteten, und die von der Würkung unserer Artillerie eben so erschrocken als jene waren, wieder erreichet, in den Wald durch einen ziemlichen

engen Weg rückten. Ich glaubte, ihr Vorhaben wäre, den Hügel von allen Seiten zu umgeben, und uns zu nöthigen, einen so vortheilhaften Posten zu verlassen, damit sie uns dadurch alle Gemeinschaft mit der Festung und dem Meer, wovon wir über sechs Meilen entfernet waren, abschneiden könnten.

Dieserhalb beschloß ich, ihnen vorzukommen, und obschon die Sonne bereits untergangen war, so verließ ich doch den Hügel, und nahm dieselbe Stelle wieder ein, die ich den Abend zuvor verlassen hatte. Ich langte um Mitternacht daselbst an, und hatte nicht so viel Zeit, daß ich ausruhen konnte. So bald die Barbaren gesehen, daß wir den Hügel verlassen hatten, änderten sie ihren Vorsatz, kehrten wieder um, und folgten uns so nahe auf dem Fuß nach, daß wir sie eine Stunde, nachdem wir uns gelagert hatten, bey Mondschein auf uns zukommen sahen. Wir hatten bey der Ankunft im Lager unsere erste Sorge seyn lassen, ein Dutzend Bäume zu fällen, die uns zur Schutzwehr wider unsre Feinde dienten; wir erwarteten in grosser Stille ihren Angrif, welcher auch, wie das erste mal, unter einem gräßlichen Geschrey geschahe. Als sie dem Schuß nahe genug waren, gaben 60 Soldaten mit einmal Feuer, und zu gleicher Zeit wurden auch die Canonen abgebrannt und zwar wieder mit so guter Würkung, daß uns die Wilden ohngesämmt den Rücken zukehrten: um sie nun vollends abzuschrecken, feuerten die übrigen 60 Mann hinter drein, wodurch abermals ihrer viel erlegt wurden.

Ich nahm wahr, daß ich von ihren Schrecken Vortheil ziehen muste, um den Rückmarsch nach der Festung ruhig fortsetzen zu können. Nachdem ich ihnen also noch einige Canonen-Schüsse nachgejaget, ließ ich sie durch 30 Mann verfolgen: Die erschröckten Wilden nahmen auf ihre Annäherung wieder die Flucht, und machten sich eilends über den Hügel nach der Ebene, wo der erste Scharmützel vorgefallen war.

Das Detachement so ich ihnen nachgeschicket, war indessen so glücklich, daß es zwey Gefangene machte: der eine war ein junger Mensch der am Bein verwundet war, und nicht fortkommen konnte, und der andere ward erwischt, als er den jungen Menschen auf seine Schultern laden, und mit fortschleppen wollte. Diese Wilden hatten im Gebrauch alle ihre Tode und Verwundete mit zu nehmen, und wir fanden auffer diesen Zweyen, nicht einen einzigen mehr auf der Wahl-Statt. So groß auch ihre Furcht und Schrecken ist, so vergessen sie doch niemals, diesem bey ihnen geheiligten Gebrauch, ein Genüge zu leisten, und sie verbinden sich alle dazu vor der Schlacht eidlich.

Meine Leute stellten mir die zwey Gefangene vor, und ich ward sogleich dem jungen Menschen gewogen. Es zeigte sich in seiner Gesichtsbildung etwas grosses, und in allen seinen Handlungen eine edle Freymüthigkeit: Er sahe uns alle ganz neugierig, und dabey mit so vieler Unerschrockenheit an, als wenn er sich mitten unter seinen Cameraden befunden hätte. Ich befahl ihn zu verbinden; die Wunde

war nicht erheblich, und er wurde von meinen Soldaten auf einer Trage nach der Festung gebracht, wo wir des Morgens ankamen.

Ich beschloß, den Wilden, der nicht verwundet war, zurück zu schicken, beschenkte ihn mit einem Stück Zeug und hängte ihm eine Schnur unächter Perlen, wovon wir eine grosse Menge bey uns hatten, selbst um den Hals. Er war über meine Freygebigkeit sehr verwundert, aber seine Verwunderung wurde weit grösser, als ich ihm nach 8 Tagen, da er aufs beste gehalten worden, zu verstehen gab, daß ich ihm seine Freyheit schenkte. Er war dieses so wenig bey seiner Gefangennehmung vermuthend, daß er sich vielmehr den Tod, als etwas ganz gewisses, einbildete. Durch mein gütiges Bezeigen gerühret, wollte er mir seine Dankbarkeit zu erkennen geben, schlug mit der Hand auf die Brust, und legte sie hernach auf die Füsse. Es ist dieses ein Gebrauch bey den Wilden, wodurch sie sich einem andern zum Sclaven übergeben. Weil ich die Bedeutung noch nicht wuste, so wuste ich auch nicht, wie weit sich seine Dankbarkeit erstreckte, und ich ließ ihn durch den Capitain aus der Festung bringen, der ihm noch etliche Messer und einen kleinen Spiegel schenkte, und damit gehen ließ.

Ich hatte diesem Wilden vor seiner Abreise zu verstehen gegeben, daß er wegen seines Cameraden nichts zu befürchten hätte, und daß ich selbigem gleich wie ihm die Freyheit schenken würde, so bald er nur geheilet wäre: er konnte wohl wahrnehmen, daß man sich seinetwegen und für seine Gesundheit alle Mühe

gab, und also ließ er ihn auch ohne Kümmerniß in meiner Gewalt.

Ich zweifelte keinesweges, der Gefangene, dem ich die Freyheit geschenket, würde das genossene gute Bezeigen seinen Lands-Leuten rühmen, und sie bewegen nach der Festung zu kommen, und sich auf unsre Treu und Glauben zu verlassen. Weil mich das Schicksal auf eine unbekannte Küste geworffen hatte, so beschloß ich eine Colonie zu errichten. Es möchten vielleicht 10 Jahre vergehen, sagte ich, ehe ein Schiff wider in diese Gegend kommt, oder, wer saget mir, ob es jemals geschehen werde? Nach allem Vermuthen ist dieses Land noch von niemand entdecket worden, uns hat nichts als ein Ungewitter dahin gebracht; ich muß mich also so einrichten, als hätte ich meine ganze Lebenszeit darin zuzubringen; da nun auch alle Schiffsleute mich zu ihrem Oberhaupt erwählet haben, so bin ich schuldig ihr Bestes wahrzunehmen, und an ihre Erhaltung zu gedenken. Die erste Verordnung, die ich vor meine neue Colonie nützlich und nothwendig zu seyn erachtete, war, ihnen anzubefehlen, sie sollten in Friede und Einigkeit beysammen leben, und derjenige, so hiewider handelte, sollte so fort als ein Stöhrer der gemeinen Ruhe angesehen, und aus der Festung verbannet werden.

Der Unterscheid der Religion verursachte manchmal unter den Bootsleuten Streit; einige derselben waren Catholisch, einige Reformirt, viele Lutherisch, und an Arminianern, Socinianern und Wiedertäuffern fehlt es auch nicht. Ich ließ also ein Gesetz bekannt machen, nach welchem verboten war, niemand we-

wegen der Religion zu beleidigen; und das nemliche Gesetz erforderte auch, alle diejenigen als Brüder auzusehen, die eine Gottheit glaubten.

Sobald ich diese kluge Verordnung gemacht hatte, ward in der Festung wieder alles ruhig, und wir lebten in Frieden. Die Catholischen Bootsleute und Soldaten versammleten sich an einem Ort, die Lutherischen an einem andern; und so war es auch mit den andern Secten beschaffen; eine jede verehrte die Gottheit nach ihrer Art: einige beteten in der lateinischen, einige in der französischen, andere in der holländischen Sprache: aber alle kamen darinnen überein, da sie GOtt um Vergebung ihrer begangenen Sünden bathen.

Mitten unter so vielen Religionen machten mein Freund, und ich, eine besondere Secte aus: Die auf dem Meer ausgestandene Gefahr hatte uns gelehret, daß der Mensch GOtt anruffen soll, und daß nur allein der Glaube von der Existenz eines allmächtigen Wesens nicht genug sey; wir hoben die Hände gen Himmel und bathen um die dem Menschen so nöthige Reinigkeit des Herzens und Tugend. Unser Gebet lautete also:

Gebet.

Allmächtiges Wesen, welches wir vor den Urheber und Herrn aller Dinge erkennen durch dessen Befehl die Sonne auf- und niedergehet, und den Sterblichen die Nothwendigkeit

keit seines Daseyns ankündiget; der Du uns das Leben giebst, und ohne dessen Macht nichts bestehen würde, verleihe denen schwachen sterblichen Menschen, welche deine mächtige Hand erschaffen hat, die Tugend, und das Vermögen, sie auszuüben. Wir erkennen, daß wir ohne Dich ohnmächtige Creaturen sind. Wenn du uns nicht beystehest, was können wir von uns selbst? Allerhöchste Gottheit verzeihe uns, wenn wir nicht wissen, welche Art zu beten Dir am angenehmsten sey; die Meynung, so wir von Deiner Herrlichkeit und Güte haben, beruhiget uns; Das Licht der Natur, ein kostbahres Geschenk, welches die Menschen von Dir empfangen, lehret uns, daß Du allzu gerecht bist uns darum zu strafen, daß wir gewisse Gebräuche, die uns unbekannt sind, nicht beobachten. Ach! sollte es wohl möglich seyn, daß von so vielen verschiedenen Religionen, die dich alle Tage anruffen, Du nur eine einzige erhören solltest? Mächtige, aber auch gerechte Gottheit, es sey ferne, daß wir eine Meynung, die wider Deine Güte ist, sollten annehmen. Erhöre demnach unser und aller Einwohner Gebet; sie sind alle durch Deine Macht geschaffen, Du bist ihr aller Vater; und es liegt an Dir, sie zu würdigen Kindern zu machen: Du darfst nur wollen, so ist alles da.

Einige Zeit hernach, als ich alle Schwierigkeiten, so die Verschiedenheit der Religionen verursachen konnte, gehoben hatte, unternahm ich, vermöge des Gesetzes, wel-

welches befahl, daß alle Menschen die eine Gottheit glaubten, sich als Brüder ansehen sollten, die Herzen aller Einwohner noch mehr zu vereinbaren. Ich setzte noch eine Gebetsformul auf, welche ich das brüderliche Gebet nennete, welches, da es mit dem besondern äusserlichen Verehrungs-Dienst verschiedener Secten nichts gemein hatte, von allen einstimmig könnte gebetet werden, und die Menschen angewöhnen, daß sie sich, ihrer verschiedener Meynungen ohngeachtet, in der That als Brüder ansehen, und für Diener desselben GOttes halten könnten, den sie alle Tage einmal gemeinschaftlich anrieffen. Ich hatte diese Betstunde kurz vor Untergang der Sonnen angeordnet, da alsdenn alle verschiedene Secten zugleich nachstehendes Gebet mit lauter Stimme hersagten:

Gebet.

GOtt, der Du uns geschaffen hast, und dessen Kinder wir sind, erbarme Dich dieser versammleten Brüder, die jtzo Deine Barmherzigkeit anruffen: Schütte Deine Wohlthaten über uns aus: Gib uns jeden Tag das Nöthige: Wir werden uns befleißigen, uns Deiner Wohlthaten würdig zu machen, durch die Aufmerksamkeit, so wir haben werden, den Grundsätzen der Tugend, so Du allen Menschen ins Herz geprägt, zu folgen. Wir werden vor unsern Nächsten so viel Aufmerksamkeit, als vor uns selbst, haben: Wir werden unsern Feinden verzeihen;

und

und nichts soll uns dienen unsere Rache zu beschönigen: Wir werden uns insonderheit enthalten, Deinen heiligen Namen zum Vorwand der Verfolgung zu gebrauchen; und wir werden alle diejenigen, so Du uns zu geben beliebet hast, als Brüder ansehen. Wir bitten Dich in diesem Augenblick vor sie, so wie vor uns; Du wollest sie mit Glück überhäuffen, und ihnen eingeben, was sie zu deiner Ehre thun sollen.

Diese Art gemeinschaftlich zu beten, und sich allesammt zu GOTT zu wenden, gewöhnte gar bald die Einwohner, sich untereinander als Brüder zu begegnen: sie behielten zwar jederzeit die Grundsätze und Meynungen ihrer Religion: sie hielten aber nicht mehr davor, daß ihr Gottesdienst der einzige wäre, welcher GOTT gefallen könnte; sie glaubten nur, daß solcher der geschickteste wäre, seiner Wohlthaten theilhaftig zu werden.

Als ich über die vorgefaßte Einbildung der meisten Europäischen Religionen meine Betrachtung anstellte, so freuete ich mich, daß ich weder Mönche noch Theologen in meiner Colonie hatte. Die Uneinigkeit, sagte ich, würde bald in der Festung seyn, wenn das eitle Disputiren in Religions-Sachen, unter dem Vorwand, die Herzen zu erleuchten, darinnen im Gebrauch wäre: die Zwietracht und Trennung würde unter die Einwohner kommen, und man würde ihnen die Kunst lernen, wie man sich untereinander seiner Meynung aufopfere: Das Blutvergiessen, die abscheulichsten Gräuelthaten, die ungerech-

rechtesten Dinge ꝛc. ꝛc. alles dieses würde durch die Religions-Streitigkeiten eingeführet werden, und vielleicht würde man hier so wie in Europa, bald sehen, daß ein Vater, der seinem Sohn das Herz durchbohret, glaube, er öffne sich den Weg zum Himmel. Fanatische Franzosen, rasende Engelländer, leichtgläubige Teutsche, ihr habet, fuhr ich fort, viele Jahre lang eure Städte und Felder mit dem Blut eurer Brüder überschwemmet. Durch eure Priester zur Grausamkeit gebracht, durch den Aberglauben der Vernunft beraubet, waret ihr noch viel lasterhafter da ihr die Gottheit zum Vorwand gebrauchet, eure barbarische Thaten zu bemänteln. Konntet ihr wohl glauben, daß die Gottheit zu Erleuchtung der Herzen das Todschlagen und Blutvergiessen nöthig habe? Ist er nicht der GOtt des Friedens? Hat er nicht einen Abscheu vor aller Gewaltthätigkeit? Einfältige Europäer, ihr nahmet nicht wahr, daß man unter dem Schein der Religion, euch zum Opfer des Ehrgeitzes und der Betrügereyen einiger Privat-Personen machte. Ihr habt euch blindlings in den gelegten Fallstricken fangen lassen, und ohnerachtet des Verlustes, den ihr erlitten habet, möget ihr vielleicht noch einfältig genug seyn, euch denen Meynungen eines oder des andern Theologi zu gefallen, der in seinem verwirrten Gehirn ein neues System ausgebrütet, untereinander die Hälse zu brechen. Wolle doch der Himmel diese Pflanzstadt vor einer so gefährlichen Seuche bewahren.

Ich war beständig beschäftiget die Leute, die sich meiner Führung anvertrauet hatten, glücklich zu machen,

chen, und der Vorrang, wozu sie mich erhoben hatten, erheischte von mir alles dasjenige, was ein Vater für seine Kinder zu thun schuldig ist. Ich gab mir Mühe die Sprache der Wilden zu erlernen; ich unterredete mich oft mit dem jungen Gefangenen, aber ich konnte darinnen keinen so geschwinden Fortgang, als er in der Französischen machen. Sechs Wochen nach seiner Ankunft in der Festung konnte er schon seine Gedanken deutlich ausdrucken, und alles fordern was er nöthig hatte: ich konnte inzwischen doch keine zusammenhangende Unterredung mit ihm haben; er konnte nicht alles, was ich zu wissen verlangte, deutlich genug geben, ob er gleich merkte, daß ich wegen der Zurückkunft seines Cameraden bekümmert war, so konnte er sich doch dieserwegen nicht deutlicher ausdrücken, als daß er mit der Hand nach dem unserer Festung entgegen liegenden Lande zeigte, woraus ich nichts von seinen Gedanken errathen konnte.

Ich blieb beynahe noch zwey Monate in dieser Ungewißheit, bis endlich Kinsqui-Cala (so hieß der Wilde) in der französischen Sprache, die ich täglich mit ihm redete, so zunahm, daß er mir endlich zu verstehen geben konnte: wie Sumika, sein Camerade, und die andern Barbaren deswegen nicht nach der Festung kämen, weil sie mit andern Wilden, die nach der andern Seite der Insul wohnten, in einen blutigen Krieg verwickelt wären. Er entdeckte mir etwas so mich in die größte Verwunderung setzte, nemlich, daß sich einige Europäer zu der Gegen-Parthey derjenigen Wilden, die uns überfallen, geschlagen hät-

hätten. Kinsqui=Cala gab mir halb durch Worte, halb durch Zeichen zu verstehen, daß sie uns vor die nemlichen Europäer, die sich zu ihren Feinden gesellet, angesehen, und uns auch in dieser Meynung angegriffen hätten. Er fügte hinzu, daß Sumika in der Meynung von uns gereiset wäre, daß wir der Europäer, mit denen sie Krieg führten, Cameraden, jedoch eben so gutthätig, als jene grausam wären, indem sie alle Gefangene umbrächten, und die Füsse eines hölzernen Bildes mit Menschen=Blut benetzten.

Ich wuste nicht, was ich hievon gedenken sollte, und konnte nicht begreifen, was das vor Europäer, oder fremde Völker in dieser Insul seyn möchten, die sich der nemlichen Waffen, als wir, bedienten, und die den Götzen Menschen aufopferten; meine Verwunderung ward noch größer, als ich wissen wollte, was diese wilde Völker vor einen Glauben hätten, und von Kinsqui=Cala vernahm, daß er nicht den geringsten Begriff von der Gottheit hatte, und nur allein diß glaubte, daß man die Beine der Fische nicht verbrennen müßte, weil sonst die andern, wenn sie es erfahren, sich nicht würden fangen lassen.

Ich erzitterte über die Blindheit, worinn der menschliche Verstand stack, und konnte mich nicht enthalten, öffentlich in die Worte auszubrechen: Wie! können Deine Werke, allmächtiger Gott, nicht dem allerblindesten Dein Daseyn und Deine Macht offenbahren? Wie kann doch ein Sterblicher gefunden werden, der nicht wahrnehme, daß ein verständiges Wesen die Ordnung und Einrichtung dieser Welt gemacht habe, und regiere? Aber wie kan ich mich

über die Ausschweiffungen der Menschen wundern, die ich in Europa gesehen habe, daß es Leute giebt, die unglückselig genug sind, Wissenschaften und Studien zu gebrauchen, um sich in diesen schädlichen Irrthümern zu bestärken? Wie viel schwerer muß doch die Gottheit einen eitlen und hochmütigen Weltweisen, der sich oft aus Eitelkeit und Eigensinn wider ihre Existenz aufgelehnet, bestraffen, als einen unglücklichen Wilden, der nicht das Glück gehabt hat, einen einzigen Augenblick daran zu gedenken. Denn auch nur wenige Aufmerksamkeit bringet uns einen Begriff von GOtt zuwege: wann die Menschen ihre Augen gen Himmel richten, so zeiget ihnen alles die Größe seiner Werke an: richten sie sie auf die Erde, alles zeiget ihnen seine Weisheit und Klugheit an: und wenn sie sie ganz und gar verschliessen, und sie gar nicht gebrauchen wollen, so empfinden sie durch eine innerliche Regung, daß ein höheres Wesen sey; sie wissen, daß sie nicht von aller Zeit gewesen sind; sie sind also verbunden, auf den ersten Anfang zu gehen. So leicht es nun ist eine Gottheit zu erkennen, so findet sich nun doch hier eine ganze Völkerschaft, die davon nicht den geringsten Begriff hat. Wo bleiben nun eure eingepflanzte Begriffe, ihr träumende Philosophen und ihr einbildische Theologen? Was können alle eure Beweise wider die Erfahrung ausrichten? Soll ich euren spitzfindigen Schlüssen mehr als der Wahrheit einer Sache glauben, deren Würklichkeit ich augenscheinlich sehe?

Ob ich schon Willens gewesen war, Kinsqui-Cala zu den Wilden zu schicken, um sie von der von uns ge-

gefaßten Meynung abzubringen, und ihnen sagen zu lassen, das ich keinesweges gesonnen, sie zu bekriegen, sondern vielmehr bereit wäre, ihnen beyzustehen, so glaubte ich doch verbunden zu seyn, diesen jungen Menschen, vor dem ich viele Freundschaft hegte, beyzubringen, von wem er sein Daseyn empfangen hätte. Er verstund bereits so viel Französisch, daß ich nicht fürchten durfte, er möchte meine Gründe nicht verstehen.

Höret, Kinsqui-Cala, sagte ich zu ihm, ehe ich euch zu euren Landesleuten zurück schicke, will ich euch wichtige Dinge entdecken, und euch aus eurer Blindheit herausreissen; es ist euch die allerwichtigste Wahrheit verborgen. Habet ihr niemals über euch selbst, und über die Ordnung und Einrichtung, die ihr in der Welt sehet, einige Betrachtungen angestellet? Saget mir, eure Voreltern sind eben so wenig, als ihr, von aller Zeit her gewesen: auf was Art gedenket ihr wohl, daß sie hervorgebracht worden sind? Sie können ihren Anfang nicht anders haben, als von dem ersten Ursprung einer Sache, die zu allererst und vor allen andern Dingen gewesen ist: Ihr begreiffet wohl, daß das Nichts nichts hervorzubringen vermag; es muß also ein ewiges Wesen seyn; und dieses ewige Wesen muß nothwendig allmächtig seyn, weil es die Macht gehabt, alles was ihr sehet, und was da ist, hervorzubringen und zu erschaffen. Durch die Folge dieser ersten Grund-Sätze ist es nöthig, daß dieses ewige, allmächtige Wesen auch verständig sey; dann wäre dasselbe es nicht, wie hätte es in einer so schönen und prächtigen

tigen Ordnung alle die hervorgebrachten Dinge eintheilen können? wenn es nicht eine seiner Macht gemäße Erkänntniß und Weisheit hätte, wie könnte er die durch seine einzige Macht hervorgebrachte Welt in der schönen Einrichtung, die ihr sehet, erhalten? Ich merke, fuhr ich fort, an eurer Verwunderung, daß ihr über die entdeckte Wahrheiten ganz erstarrt seyd; aber, sie noch angesehener und nützlicher zu machen, so lernet den Vortheil, den ihr daraus zu nehmen habt.

Ihr habt mich manchmal in einer demüthigen Stellung, die Augen gen Himmel gerichtet, und ganz allein redend, gesehen; ihr waret verwundert, mich in einer Beschäftigung zu sehen, davon ihr den Entzweck nicht einsehen konntet: ich sahe, daß eure Augen eure Verwunderung anzeigten: höret nunmehro was ich zu selbiger Zeit machte. Ich dankte demselben allerhöchstvollkommensten, und allerhöchst-mächtigsten Wesen, wovon ich itzo geredet, vor seine mir erzeigte Wohlthaten. Dann es ist nicht zu zweifeln, daß, weil es alles bis auf das kleinste Stäubgen erschaffen hat, es auch über die Ordnung und Erhaltung dieses Stäubgens wache; und wenn, da es ein allwissendes Wesen ist, nichts ohne seinen Willen geschiehet, so müssen wir ihm ohne Aufhören vor seine uns erzeigte Wohlthaten danken.

Dasjenige, was ihr mir saget, antwortete Kinsqui-Cala, scheinet mir so natürlich, und ist so leicht zu begreiffen, daß ich nicht absehen kann, wie ich bis auf den heutigen Tag habe bleiben können, ohne die Betrachtungen selbsten anzustellen, die ihr itzo bey

mir

mir verursachet. Woher kommt es doch, daß diese mächtige Gottheit, deren Erkänntniß so natürlich ist, noch von keinen einzigen Einwohner dieses Landes erkannt worden ist? Wie! fragte ich, ist es wohl möglich, daß alle eure Landesleute in dieser Unwissenheit stecken sollten? Sie stehen in den Gedanken, sagte Kinsqui-Cala, daß die Menschen von allen Zeiten her gewesen sind, und daß die Erzeugung in allen Zeiten, wie itzo gewesen ist.

Sie bilden sich denn ein, versetzte ich, daß nach dem Tode weder einige Straffe noch Belohnung zu gewarten ist? Wird dann nach dem Tode, antwortete der Wilde, noch Gutes und Böses seyn? Wie kann unser Leib, nachdem er zu Staub und Aschen ist, noch etwas empfinden?

Unser Leib, sagte ich, ist weiter nichts, als ein Klumpen Materie, ungeschickt zu denken. Ihr sehet nicht, daß die Bäume und die Felsen einige Vernunft haben; die menschlichen Leiber sind eben von der Art: wenn ihr glaubet, daß man vermöge der Größe, der Dicke und der Dauerhaftigkeit, Gedanken formiren könne, so ist euer Leib ohne Zweifel geschickt, etwas zu begreiffen und zu beurtheilen; Aber wenn ihr in allen seinen Eigenschaften nichts findet, als was diesen Felsen, diesen Baum ausmachet, so müsset ihr in euch selbsten eine edlere Ursache, als die Materie ist, suchen, der ihr die Gedanken zueignen könnet; Diese Ursache nennet man Seele, die nichts materialisches hat, gleich wie die Materie nichts geistiges hat.

Aber wie gehet es zu, antwortete Kinsqui-Cala, daß eine Sache, die nicht materialisch ist, über die

Materie wirken kann, und daß der Leib gleichfals über diese geistige Seele wirket? Ich könnte euch, antwortete ich dem Wilden, viele Beweiß-Gründe welche die Europäischen Weltweisen von dieser wundersamen Sache geben, anführen, wie sie aber wenig überzeugend sind, so muß man seine Zuflucht zu der Gottheit nehmen, von deren Existenz ihr nun gegenwärtig überzeugt seyd. Es sind gewisse Geheimnisse, die GOtt den schwachen Sterblichen verbergen wollen: und es wäre lächerlich, daß, weil wir sie nicht wissen, wir deren Würklichkeit läugnen wollten. So bald man beweiset, daß die Materie nicht denken kann, so folget nothwendig, daß die Seele nicht materialisch seyn könne; also, ob wir schon nicht verstehen, wie und auf was Art sie würke, so sind wir doch versichert, daß sie geistig ist.

Ob schon das, was ihr saget, antwortete Kinsqui-Cala, wahr zu seyn scheinet, so kann ich doch nicht begreiffen, wie eine Sache seyn könne, die nicht von Materie zusammengesetzet ist. Ich will es euch ganz leicht begreiflich machen, versetzte ich. Diese Gottheit, von deren Existenz ihr nunmehro überzeugt seyd, ist allmächtig, allwissend (ihr habt es schon zugestanden); aber sie muß auch noch geistig seyn, und ich führe davon den Beweiß. Ihr seyd versichert, daß alles, was materialisch ist, verschiedene Theile hat: Nun kann alles, was Theile hat, von einander getheilet werden, wenn nun die Gottheit materialisch wäre, so wäre sie einer Vertheilung oder Zertrennung unterworffen: sie würde allen Unvollkommenheiten, der Veränderung der Verderbung ꝛc. ꝛc. un-

ter-

erworffen seyn: es würden ausserdem so viele Gottheiten, als Sandkörner, seyn, weil jeder Theil der Materie ein besonderer GOtt seyn würde; also, gleich wie es ungereimt seyn würde, zu sagen, daß ein göttlich Ganzes, von Theilen die nicht göttlich sind, zusammengesetzt sey, so sehet ihr, so bald ihr nur eine Gottheit erkennet, die Gräulichkeiten und ungereimte Dinge, die aus einer solchen Meynung herfliessen. Die natürliche Vernunft saget uns, daß sie geistig sey: es existiret also etwas Geistiges; und folglich ist es nicht mehr ohnmöglich zu begreiffen, daß unsre Seelen nicht materialisch seyn können.

Merket wohl, fuhr ich fort, daß die Weisheit GOttes erfordere, daß diese geistige Seele ewig seyn solle, damit sie nach den Handlungen, die sie in diesem Leben wird gethan haben, könne belohnet oder bestrafet werden. Aber hänget es nicht, antwortete Kinsqui-Cala, von dieser allmächtigen Gottheit ab, daß alle Menschen tugendhaft seyn? Weil sie die Macht gehabt hat, sie zu erschaffen, so hat sie ohne Zweifel auch wohl das Vermögen über ihre Herzen zu gebieten: und es stehet in ihrem Wollen, sie zum Guten zu bewegen. Warum verträgt sie zum Exempel, daß die anderen Europäer, die in unser Land kommen sind, daselbst so viel Grausamkeiten verübet haben; anstatt nun sie eines Tages dafür zu straffen, hätte sie nur diese Europäer tugendhaft machen dürffen, so würden sie es gewesen seyn, so bald es nur die Gottheit verlanget hätte?

Wenn GOtt, versetzte ich, alle Handlungen der Menschen, vorher bestimmet hätte, so würden sie nicht

den geringsten Verdienst gehabt haben, der Tugend zu folgen: er hat ihnen eine völlige Freyheit gegeben; und eben hierinne offenbaret sich seine Gerechtigkeit, weil er Recht hat zu belohnen und zu bestrafen, nachdem man diese geschenkte Freyheit angewandt hat. Aber, sagte Kinsqui-Cala, GOtt hat einige Menschen nicht einmal gewürdiget, sich ihnen zu offenbaren. Das sind, versetzte ich, Sachen, die uns nicht erlaubt sind, zu erforschen: wir müssen niemals das Vorhaben und die Ordnungen eines Wesens, so wir als höchst vollkommen bewiesen, beurtheilen: wir wissen vor ganz gewiß, daß dieses Wesen keine Ungerechtigkeiten ausüben könne, weil wir erwiesen haben, daß es höchst gerecht sey; und wir müssen manchmal, wenn uns gewisse Zweifel vorkommen, unsre Vernunft gefangen nehmen. Meine Reden thaten die gewünschte Würkung; ich überzeugte Kinsqui-Cala von allem dem, wovon ich selbsten überzeugt war, und ich hatte das Vergnügen, wahrzunehmen, daß er sich, ehe ich ihn zu seinen Landes-Leuten zurück schickte, die ihm geoffenbarten Wahrheiten vollkommen eingepräget hatte. Den Abend vor seiner Abreise, sagte ich ihm, daß er sich von meinen Waaren aussuchen könnte, was ihm am liebsten wäre; er nahm nicht mehr als einen Säbel, einen kleinen Spiegel, und eine Schnur unächter Perlen. Ich verwunderte mich über seine Mäßigkeit, und fragte, warum er sich nicht mehr ausgesuchet hätte? Ich habe genugsame Proben von deiner Gütigkeit, sagte er, und dieses ist mir genug. Der Säbel soll mir dazu dienen, eine Person, die ich lieber, als mein

Leben habe, zu vertheidigen; Der Spiegel soll ihr ihre Schönheiten offenbaren, und diese Schnur Perlen ihr ein Beweis derjenigen Wohlthaten seyn, die ich von dir empfangen habe.

Ich bemerkte aus diesen Worten, daß Kinsqui-Cala verliebt sein mußte. Ob er mir nun schon einen Theil der Gewohnheiten und Gebräuche, welche in diesen Gegenden im Schwange gehen, erzählet hatte, so hatte er mir doch niemals etwas von ihrer Art zu lieben, gesaget; ich ward neugierig darnach, und bat ihn mir einige Umstände von der Person, die er lieb hätte, zu sagen. Ich werde, antwortete er, deine Neubegierde vergnügen, und du wirst sehen, daß die Aufrichtigkeit und Tugend auch unter wilden Menschen, wie wir sind, wohnen könne.

Historie des Kinsqui-Cala und der Alcanira.

Ich habe dir schon, fuhr Kinsqui-Cala fort, in unseren vorigen Unterredungen die Art und Weise, wie wir in unseren Hütten leben, erzählet. Der Friede und die Ruhe herrschen darinnen: die Männer bringen ihre Zeit mit Jagen und mit Fischen zu, und die Weiber besorgen die Küche, damit ihre Männer etwas zu Essen finden; und diese ist ihre einzige Beschäfftigung.

Wir können, ein jeder unter uns, nicht mehr als eine Frau haben, und wir dürfen sie nicht verlassen, wenn sie uns nicht wichtige Ursache dazu giebt. Wenn sie überzeugt wird, daß sie einem andern dasjenige

überlassen, wozu niemand, als ihr Mann, berechtiget ist, so kann man ihr den Abschied geben; aber man muß ihr auf ein ganzes Jahr lang zu leben geben, damit sie sich, mit Gelegenheit, einen andern Mann aussuchen könne. Wir haben von unsern alten Caciquen die Lehre bekommen, daß man bey Bestrafung der Laster auf die menschliche Schwachheit Acht haben solle, und diese Lehre ist von den Aeltern auf die Kinder fortgepflanzet worden: Wie es denn dem Cantki-Cacique, Obersten der Caciquen unserm Oberherrn, eben so wenig erlaubt ist, einen Menschen um ein einziges Verbrechen willen tödten zu lassen, als einem Haus-Vater, seine Kinder um eines einzigen Versehens Willen zu züchtigen. Es ist ihnen durch die Gesetze anbefohlen, ehe sie jemand strafen, vorher genau zu untersuchen, ob der begangene Fehler nicht durch tugendhaffte Thaten und geleistete Dienste überwogen werde, in welchem Fall man ein, aus menschlicher Schwachheit begangenes Laster füglich begnadigen könnte.

Es ist also einem Mann wohl erlaubt, die Untreue seines Weibes zu bestraffen, aber wir wollen, daß er bey der Bestraffung die Schranken der Menschlichkeit nicht überschreite; um nun dergleichen schändliche Ehescheidungen so viel als möglich zu verhüten, so siehet man sehr darauf, daß sich nur solche Personen mit einander vereinigen, deren Sinn und Neigungen einstimmig sind.

Wenn ein Vater seine Tochter ausstatten will, so läßt er in den Hütten bekannt machen, daß er den und den Tag anfangen wolle, seine Tochter in das

Ka=

Kakarika, das ist, in das Examen zu bringen. Darauf gehen alle junge Leute, die eine Neigung zu ihr haben, drey Monat lang zu ihr, und suchen sich ihr gefällig zu machen: einige halten lange aus, einige lassen bald wieder ab; so wie sie an dem jungen Mädgen Fehler bemerken. Diejenigen, welche bis zu der bestimmten Zeit in ihren Höflichkeits-Bezeigungen fortfahren, und von der Artigkeit und guten Eigenschafften ihrer Liebste eingenommen sind, stellen sich alsdenn, ein jeder mit einer Kerze in der Hand, alle in eine Reyhe: Der Vater führet seine Tochter bey allen ihren Liebhabern, die die Entscheidung ihres Glückes erwarten, vorbey, und derjenige, dem sie die Kerze anzündet, ist der glückliche. Dieser begiebt sich darauf aus der Reyhe, fällt dem Vater seiner Frauen zu Füssen, und bittet sich dessen Schutz und Freundschaft aus; nachgehends stehet er auf, giebt seiner Frau einen Kuß, und dieses ist die ganze Heurathś-Ceremonie. Darauf führet er seine Frau in seine Hütte, und bewirthet drey Tage nacheinander seine alte Nebenbuhler, welche sich der Entscheidung ihrer gewesenen Liebste völlig unterwerfen, und in dem ersten Kakarika, eine Frau suchen, die ihnen günstiger ist.

Ich erzählte dir, fuhr Kinsqui-Cala fort, deswegen diese Gewohnheit, weil dasjenige, so du von mir zu wissen verlangest, dadurch deutlich wird. Cuni-Curiquis, Cacique des Sees, der über die Hütten, welche sechs Tagereisen von hier entfernet sind, zu gebieten hat, ließ vor ohngefähr acht Monaten bekannt machen, daß er seine Tochter in das

Ka-

Kakarika bringen wolle. Die Schönheit der Alcanira, so heißt seine Tochter, zog in kurzer Zeit eine so große Menge Frey-Werber herbey, daß unsrer nicht weniger, denn 60 waren. Der erste Monat gieng vorbey, ohne daß sich ein einziger abgesondert hätte; alle ihre Liebhaber waren am Ende noch so beständig, als am ersten Tage: es bewarb sich einer um dem andern in die Wette, ihr zu gefallen. Alcanira wurde mit Geschenken überhäufft: einer brachte ihr, was er auf der Jagd, der andere, was er bey der Fischerey gefangen; einige brachten ihr Blumen-Kräntze, Bogen und Pfeile von kostbarem Holz; viele schenkten ihr Kleider, und die schönsten Feder-Büsche: sie nahm alle diese Geschenke ohne Verachtung und Stolz an, sie schien aber davon wenig eingenommen zu seyn.

Ich legte, gleich meinen Mitwerbern der schönen Alcanira alles zu Füssen, was ich glaubte, das ihr angenehm seyn konnte; ich bemerkte ihre Blicke mit Aufmerksamkeit, und bemühete mich, daraus zu erkennen, ob ihr meine Geschenke angenehmer, als meiner Nebenbuhler ihre, wären: Es war mir ohnmöglich, etwas zu entdecken, das meiner Hofnung schmeichlen konnte; ob ich schon viel verliebter, als meine Mitbuhler, war, so hatte ich doch nicht mehr zu hoffen.

Die Furcht, ich möchte der Alcanira nicht gefallen, setzte mich in eine Traurigkeit, die ich, so viel ich mich auch zwang, nicht zu verbergen vermochte; ich befürchtete meine schöne Liebste möchte sich an meine traurige Geberden stossen, und ich that mein möglichstes, frölich und aufgemuntert zu scheinen:

nen: wenn das Herz aber von einer heftigen Empfindung und Leidenschaft eingenommen ist, so giebt sich der Mensch vergebliche Mühe, sich zu verstellen, und seine Schwermüthigkeit zu verbergen. Alcanira merkte meine Traurigkeit, und konnte deren Ursache leicht errathen: und gleich wie die Liebe in ihrem Herzen wirkte, so wollte sie mir eine kleine Hofnung geben, ob sie sich schon vorgenommen hatte, mir mein Glück zu verbergen. Ihre Ehre erforderte nothwendig, daß sie sich nicht eher, als beym Anzünden der Kerze erklärte; sie glaubte aber, daß sie etwas von ihrer Härte könnte fahren lassen. Was sie dazu bewegte, war, wie sie mir nachgehends sagte, daß sie befürchtete, ich möchte verdrüßlich werden, und mich vor Ausgang der drey Monate entfernen.

Eins Tages, als ich einen jungen Hirsch gefället hatte, und solchen zu ihren Füssen legte, sagte ich: werdet ihr zugeben, schöne Alcanira, daß ich euch dasjenige, was ich diesen Morgen auf der Jagd erbeutet habe, überreiche: Ach! das Geschick dieses Thieres ist viel glücklicher, als das meinige; es empfindet keinen Schmerz mehr, und ich bin dazu bestimmet, ein unglückliches Leben zu führen. Was ist doch die Ursache eures Unglücks, fragte mich meine schöne Liebste? Was veranlasset euch den Tod zu wünschen? Der Verdruß, daß ich euch nicht gefallen kann, antwortete ich, und der Schmerz, den ich empfinde, weil ich bald auf lebenslang von euch abgesondert seyn muß. Wer hat euch gesaget, daß ihr mir nicht gefallen könnet, versetzte Alcanira? Die Zeit der Kerzen ist noch einen Monat entfernet; wie könnet

ihr

ihr denn wissen, ob ich die eure, oder eurer Nebenbuhler ihre, anzünden werde? Ich urtheile solches, versetzte ich, aus eurem harten Bezeigen, und wenn ich etwas zu hoffen hätte, würden eure Manieren, oder wenigstens eure Augen es mir offenbahret haben. Ich habe mit besonderer Achtsamkeit eure Aufführung untersuchet: Die Geschenke meiner Nebenbuhler sind mit eben der Leutseligkeit, als die meinigen, aufgenommen worden: ihr lächelt so freundlich gegen sie, als gegen mich: ihr vergönnet ihnen, die euch geraubten Blumen und Federn zu tragen, und ihr vertheidiget euch dagegen nur gezwungen; ihr stellet euch manchmal tiefsinnig an, um nur ihre Diebstähle zu veranlassen: Ach! Sie sind viel glücklicher, als ich. Weil sie euch weniger lieben, so sind sie auch weniger furchtsam; und wenn sie so glücklich gewesen, und einige Blumen, die euren schönen Kopf zieren, erwischet haben, so unterstehe ich mich nichts, als ihr Glück zu beneiden.

Wenn nur dieses eure Traurigkeit verursachet, sagte mir Alcanira, so kann leicht Rath werden, selbige zu vertreiben: sie nahm darauf ihre Crone ab, und überreichte mir sie, als ein Geschenk. Empfanget, sagte sie, dieses Geschenk zum Unterpfand und Versicherung eures künftigen Glückes: ihr wisset, daß die Gesetze unsrer alten Caciquen verbieten, mich vor Ende des Kakarika zu erklären: bezähmet euch also, und nöthiget mich nicht, die eingeführte Gewohnheit zu brechen; jemehr Nebenbuhler ich euch an dem Tage der Kerzen aufzuopfern habe, je grösser wird meine Ehre und euer Sieg seyn. Ich ver-

verlange, versetzte ich, keinen andern Sieg, als den, euch zu besitzen: ich weis, daß ich dessen unwürdig bin; aber ich werde künftig in einer angenehmen Hofnung leben, weil ihr mir versprechet, mich auf den höchsten Gipfel der Glückseligkeit zu erheben. Daß mir ins künftige auf der Jagd nicht ein einzig Wild aufstosse, und daß mir nicht ein einziger Fisch in mein Netz komme, wenn ich euch und eure Wohlthaten vergesse!

Mein Herz braucht keine Eidschwüre um sich zu beruhigen, sagte Alcanira, es verläßt sich auf eure Liebe, und noch mehr auf eure Tugend. Aber sollte ich jemals eure Zärtlichkeit mißbrauchen und mich derselben unwürdig machen, so verlange ich nicht, daß ihr mich lieben sollet: ich weis, daß so bald ich eure Frau heisse, ich schuldig bin, durch alle Kennzeichen der Hochachtung eure Liebe zu gewinnen und zu verdienen: ihr werdet mich auch jederzeit den Gesetzen unserer alten Caciquen schuldige Folge leisten sehen: ich werde alle von ihnen vorgeschriebenen Regeln des Ehestandes aufs genaueste in Obacht nehmen: und wenn auch dergleichen Regeln niemals eingeführet worden, oder ich nicht gehalten wäre, sie zu erfüllen; so würde doch die Zärtlichkeit und die Liebe, die ich zu euch trage, sie mir allein vorschreiben.

Die gute Neigungen der Alcanira brachten mein Gemüth wieder in Ruhe, und ich bekam meine vorige Munterkeit. Meine Nebenbuhler, die in den dreyen Monaten des Kakarika nicht überdrüßig, sondern vielmehr verliebter worden, und sich mit der Hofnung, glücklich zu seyn, schmeichelten, erwarteten

den

den Tag der Kerzen mit Ungedult. Er kam endlich heran, und es waren unsrer 60 wie den ersten Tag; nicht ein einziger hatte die Hofnung, zu gefallen und geliebt zu seyn, verlohren. Alcanira gieng alle ihre Liebhaber, deren ein jeder eine Kerze in der Hand hielt, vorbey; ich stand fast zu letzt, und mehr als 50 fanden sich in ihrem Wunsche betrogen; so viele unglückliche Verliebten erwarteten mit Ungedult, wer der Beglückte seyn würde. Endlich langte Alcanira bey mir an: Sie zündete meine Kerze mit einer sitsamen Mine an; ich warf mich vor ihrem Vater auf die Knie, und bat ihn, daß er mir mit seiner Tochter seine Freundschaft schenken möchte; darauf küßte ich meine Liebste, und führete sie in meine Hütte.

Mein Glück war allzugroß, daß es von langer Dauer seyn konnte. Vierzehen Tage nach meiner Verbindung kündigten uns die Einwohner der mittäglichen Gegend, so man Quacaciten nennet, den Krieg an. Wir hatten jederzeit mehr brüderlich, als nachbarlich, zusammen gelebet: und obschon unser Reginent von dem ihren ganz abgesondert ist, so haben wir doch niemals das geringste mit ihnen zu entscheiden gehabt; allein Monteze, ihr Oberster Cacique, ein unruhiger und zänkischer Kopf, unterbrach die so lange gedauerte Einigkeit. Er hat uns zum öftern feindlich überfallen, in unsern Teichen gefischet, und mit einer Anzahl Volks unsere Wälder vom Wild entblößet. Wir haben lange Zeit lieber sein stolzes Verfahren vertragen, als mit ihm öffentlich brechen wollen; endlich wurden wir durch seine verübte Gewalts-

thä-

thätigkeiten dazu genöthiget. Zamor Kanti-Cacique, unser Oberherr, befahl, daß wir zu den Waffen greifen, und die Quacaciten mit Gewalt zurück treiben sollten, wir waren bald marschfertig, und man sahe die Troglociten eben so hitzig, das ihnen angethane Unrecht zu rächen, als gedultig sie waren, es zu übersehen.

Ich mußte meine liebe Alcanira verlassen und der Armee folgen, welche die feindliche verschiedenemal besiegte, und wir waren schon an dem, daß wir sie zum Frieden zwingen konnten, als sie uns eines Tages angriffen, und von einigen uns ganz unbekannten Leuten, die eben solche Waffen, als ihr, führten, unterstützet wurden. Ob ihrer schon nicht mehr als 40 waren, so setzte doch das Gepraffel und die Würkung ihrer Flinten uns in solches Erstaunen, daß wir die Flucht nahmen.

Wir beschlossen unsre Feinde in unsere Wälder zu locken, um sie mit mehrerem Vortheil zu bestreiten; wir thaten einen Marsch von mehr als 20 Meilen, und lagerten uns in der Ebene, wo wir euch zum erstenmal antraffen. Wir glaubten, daß ihr Spiesgesellen derjenigen stolzen Feinde wäret, die uns in die Flucht gejaget hatten; und beschlossen entweder zu sterben, oder uns zu rächen. Allein das Getöse und die Würkung eurer Canonen jagte uns noch mehr Schreken ein. Wir zweifelten nicht mehr, daß ihr auserordentliche Leute wäret, die dem Donner befehlen könnten. Wir faßten den Schluß, uns in den dicken Wald zurück zu ziehen, wo wir unsere Weiber in Sicherheit gelassen hatten, und wohin niemand, dem

nicht dessen verborgene Wege bekannt waren, kommen konnte. Ich wurde eben zur Zeit gefangen, wie ihr wisset, als mich Sumika davon tragen wollte; ich machte mir schon Rechnung, denselbigen Tag erwürget zu werden; denn so bald, als besagte Fremden einen von unsern Landesleuten gefangen bekommen, bringen sie ihn vor den Füssen eines hölzernen Bildes um. Wir haben diese Grausamkeit von einigen Quacaciten, ihren Bundesgenossen erfahren, welche wir zu Gefangenen bekommen, und denen von uns nicht das geringste Leid zugefüget worden; weil wir die Laster nicht durch ein ander Laster bestraffen wollten. Urtheilet von meiner und des Sumika Verwunderung, als wir, statt der Ermordung, von euch so mancherley Wohlthaten empfiengen. Wir wusten nicht wem wir solche zuschreiben sollten, und da wir von eurer Sprache nichts verstunden, glaubten wir immer, daß ihr der andern Fremden Landesleute wäret. Sumika ist in solchen Gedanken von hier gereiset, und ihr dürft euch nicht verwundern, daß er nicht wieder zurück gekommen: weil du mir aber die Freyheit schenken wilst, so will ich meinen Landsleuten, deren vielleicht schon ein Theil umgekommen ist, zu wissen thun, daß der Himmel ihnen Erretter zugeschicket, die die Laster ihrer Feinde bestraffen werden. So lieb es mir nun auch ist, daß ich meinem Vaterland nützlich seyn kann, so spüre ich doch, daß mir das Vergnügen, meine liebe Alcanira wieder zu sehen, noch weit lieber ist.

So bald als Kinsqui-Cala verreiset war, dachte ich auf Mittel, wie ich aus der Vereinigung, die

ich

ich mit den Wilden zu treffen vorhatte, Vortheil und Nutzen ziehen könnte. Ich merkte wohl, daß ich mir mit der Ankunft eines Europäischen Schiffes vergeblich schmeichlen würde. Ein Sturm hatte mich an die Küste geworfen, und sie durch den blossen Zufall entdecket; Es wäre thörigt gewesen, wenn man seine Hofnung auf einen anderweitigen Zufall hätte gründen wollen.

Alle meine Leute hatten mit mir gleiche Meynung: die Schönheit des Landes, die angenehme und gemäßigte Himmels-Gegend worunter es lag, machten ihnen ihren Zustand erträglich. Sobald sie von den Sitten, der Tugend und der Frömmigkeit der Troglociten unterrichtet waren, nahmen sie sich vor, ihre Töchter zu Weibern zu begehren, und in diesem Lande ihr Leben zu beschliessen. Sie trugen mir ihren Vorsatz vor, und ich hieß solchen nicht nur gut, sondern bestärkte sie, darinn beständig zu verharren. Weil uns der Himmel, sagte ich zu ihnen, in dieses Land geführet hat, so müssen wir uns seinem Willen unterwerffen, darinnen eine Stadt erbauen, und uns alle Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen suchen. Die Vorsehung hat geschehen lassen, daß wir den Vorrath, der auf dem Schiff war, erhalten mögen; dieser ist hinlänglich genug, uns das andere, welches uns fehlet, zu verschaffen.

Um mir nun die guten Neigungen merner Untergebenen zu Nutz zu machen, ließ ich den uns übrig gebliebenen Vorrath aufs genaueste durchsehen. Wir hatten noch auf mehr als 3 Monat lang Zwieback, aber, was mir das größte Vergnügen verursachte,

waren 30 Säcke Korn, die wir auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung eingeladen hatten. Ich befahl sogleich einige Felder umzuarbeiten, und sie damit zu besäen. Wir gebrauchten das Eisen, so wir aus den Ueberbleibseln des Schiffs genommen hatten, um Bicken und Hacken daraus zu machen; dann wegen Mangel der Ochsen und Pferde konnten wir uns des Pfluges nicht bedienen. Ich eignete einem jeden ein Stück Land zu, und in Zeit von 10. oder 12 Tagen war die Gegend um unsre Festung herum besäet.

Als ich den Ackerbau besorget hatte, dachte ich auf die Erhaltung des Gewehrs und des Pulvers: wir hatten noch einen großen Vorrath beysammen, aber wie ich nicht wissen konnte, ob wir auf der Insul Schwefel und Salpeter antreffen würden, so verbot ich, sich dessen, ohne meinen Befehl nicht zu bedienen. Ich theilte alle Wochen unter die, so auf die Jagd giengen, etwas weniges aus. Die Anzahl der Hütten hatte ich stark vermehren lassen, es wohneten in einer jeden nicht mehr als 4 Personen, und das Innere der Festung glich schon einer kleinen Stadt.

Da ich nun alles, was zur Ruhe und Sicherheit meiner Mitgesellen nöthig war, besorget hatte, wollte ich ihnen eine Regierungs-Form aussuchen, die ihnen am allerangenehmsten seyn konnte. Ich hatte die Befehlshaber-Stelle aus keiner andern Absicht angenommen, als ihnen nützlich zu seyn, und ich war von dem thörigten Ehrgeitz, andere Menschen geringer, als mich, zu schätzen, keineswegs besessen. Meine einzige Begierde war, sie an Tugenden zu übertref-

treffen. Ich forderte zu dem Ende alle Einwohner der Festung zusammen, und hielt folgende Rede an sie.

„Als uns der Himmel an dieses Ufer antrieb, „habt ihr, lieben Leute geglaubt, in mir einige Na„turgaben wahrzunehmen, so euch nützlich seyn könn„ten: ihr habt mich zu eurem Befehlshaber erwäh„let, und mir eine völlige Gewalt über euch gege„ben. Ich glaube, daß ich so glücklich gewesen bin „und selbige nicht gemißbraucht habe: wenigstens „habe ich mir angelegen seyn lassen, euch so viel mir „möglich gewesen, alles Gute zu verschaffen, und „wenn ich ja in einigen Dingen gefehlet habe, so ist „es eher aus Unvorsichtigteit, als aus Bosheit, ge„schehen. Nunmehro da ich euch in Ruhe gesetzet, „da eure besäete Felder euch eine reiche Erndte ver„sprechen, da euch diese Festung vor den Anfällen „eurer Feinde beschützet; so halte ich mich verpflich„tet, die mir übergebene Oberherrschaft euch wieder „zurück zu geben. Ihr habet, um euch selbst zu „regieren, weiter nichts, als die Tugend nöthig, nach „welcher ihr bishero euer Thun und Lassen einge„richtet habet.

„Indessen da in allen Staaten nöthig ist, daß „einigen Personen die öffentlichen Geschäfte aufge„tragen werden, so erwählet einige aus euch, die „der Regierung dieser neuen Pflanzstadt vorstehen. „Ich bekenne euch, meine lieben Mitbrüder, frey „heraus, daß ich davor halte, die republicanische „Regierungs-Form sey dem Gesetze der Natur viel „gemässer, als die monarchische. In dieser letztern „ist es einem einzigen Menschen erlaubt, alles un„ge-

„gestraft nach seinem Gefallen zu thun; oftmals „wird der redlichste Mann, der auf den Thron er„haben wird, liederlich, und leget alle seine guten „Eigenschaften ab: nicht zu gedenken, daß die Be„gierlichkeit gleichsam mit dem Menschen gebohren „wird, so wächset dessen Uebermuth durch die zeitlichen „Güter und gegenwärtige Glückseligkeiten, und ein „jeder, der so unglücklich ist, beyde Laster zu be„tzen, besitzet alle andere zugleich.

„Ich rathe euch demnach, euch nicht dem Eigensinn „eines einzigen Menschen zu unterwerfen; wenn „ihr bisher mit mir zufrieden gewesen, so wisset ihr „doch nicht, was künftig geschehen könne? Räumet „alle Besorgniß aus dem Wege, und wählet sechs „Personen, die die Regierung führen, und alle Jahr „durch andere abgelöset werden.

Als ich meine Rede geendiget hatte, setzte ich mich nieder, um die Antwort meiner Mitgesellen zu erwarten. Es entstund unter ihnen ein groß Gemurmel, sie wollten keinesweges, daß ich die Befehlshaber-Stelle niederlegen sollte: sie schrien alle zugleich, daß ich nur allein würdig wäre, sie zu beherrschen; und daß sie, wegen der von mir empfangenen Wohlthaten, mehr als jemals verbunden wären, mich vor ihren Oberherrn zu erkennen. Der Schif-Capitain stund auf, und sagte im Namen aller seiner Cameraden: Wir bitten sie demüthigst, die einmal übernommene Gewalt zu behalten, und sie werden diese Gefälligkeit für uns haben, wenn es wahr ist, daß sie uns lieben. Sie haben uns zwar die Beschwernisse eines monarchischen Staats angezeiget; aber

sind

sind diejenigen, welche bey einer Republic vorkommen, nicht hundertmal größer? Ist wohl etwas unverständiger und übermüthiger, als der große Hauffe? Warum wollen sie, daß wir uns der Gewalt eines einzigen entziehen, und uns uhter die Tiranney eines blinden und unartigen Volks begeben sollen? So viel Fehler sie auch in einer monarchischen Regierung finden wollen, so muß man doch bekennen, daß wenn ein König etwas unternimmt, er solches mit guter Kentniß der Sache thue; das Volk aber ist ein ungeheures Thier, welches weder Vernunft noch Fähigkeit besitzet.

Wie könnte es wohl etwas wissen, wenn es niemals unterrichtet worden? Es kennet weder die Wohlanständigkeit, noch die Tugend: seine eigene Vortheile sind ihm unbekannt; es verfähret in allen seinen Handlungen ohne Ueberlegung und ohne Ordnung, und stürzet sich durch seine Uebereilung ins Verderben. In dem Augenblick, da sie uns die oberste Gewalt, die sie besitzen, wieder übergeben würden, würden wir alle befehlen wollen; und indem sie der Meynung wären, uns dadurch in Freyheit zu setzen, würden sie uns zu Sclaven machen. Ich weiß wie nöthig es ist, daß einer dem andern unterthänig sey, und daß nur ein einziger die oberste Gewalt habe. Ich habe auf allen meinen Reisen zur See gesehen, daß diejenigen Schiffe am besten versorget und geführet wurden, die die absolutesten Commandanten hatten.

Der Hauptmann hatte so bald nicht seine Rede geendiget, als sie alle mit einmüthiger Stimme ausrieffen, man wollte niemanden als mir allein gehor-

chen. Ich mußte dem Verlangen meiner neuen Unterthanen nachgeben. Der Schiff-Capitain und St. Cyran, mein guter Freund, nahmen mich gleichsam mit Gewalt von meiner Stelle, und trugen mich in Begleitung aller Soldaten, und unter beständiger Ausruffung: Es lebe unser König! Es lebe unser Beschützer! bis zu meinem Zelte. Sie wollten mir von Stund an den Eid der Treue leisten, und ein jeder schwor mir im Nahmen der Gottheit, daß er sich meinen Befehlen ohne Ausnahme unterwerfen wolle.

So bald ich vor den Ober-Herrn der neuen Colonie erkannt war, hielt ich mich verbunden, mit noch größerer Sorgfalt die Glückseligkeit meiner Unterthanen zu befördern. Ich erwartete die Zurückkunft des Kinsqui-Cala mit Ungeduld: es waren schon mehr als vier Wochen verstrichen, seit dem er abgereiset war, und ich fieng schon an, zu befürchten, es möchte sich etwas widriges zugetragen haben, als mir eines Tags die Schildwache berichtete, wie sie zwey bis 300 Mann entdecke, die sich der Festung näherten. Ich begab mich sogleich auf den Wall, und glaubte Kinsqui-Cala und seinen Freund Sumika an der Spitze der Wilden wahrzunehmen. Ich gebrauchte jedoch alle Vorsicht, um nicht überfallen zu werden: ich ließ die Canonen zu rechte halten, die Soldaten auf die Wälle steigen, und schickte den Capitain mit zwanzig Mann aus, um zu sehen, was für Leute sich der Festung näherten.

Als Kinsqui-Cala sahe, daß unsere Soldaten ihm entgegen giengen, hieß er die Wilden Halt machen,

chen, und rückte nur allein mit Sumika an. Der Capitain empfing ihn mit den größten Freundschafts-Bezeigungen, und begleitete ihn in die Festung, wo ich ihn als eine Person empfieng, der ich die Ruhe und das Wohlseyn der Colonie zu danken hatte. Ich fragte ihn, warum er mit so vieler Mannschaft angekommen wäre? So bald ich, sagte er, die von dir empfangene Wohlthaten meinen Landesleuten angerühmet, und ihnen deinen geneigten Willen gegen sie bekannt gemacht hatte, haben die versammleten Caciquen befohlen, daß ein jedes Haupt der Cabanen dir ein Geschenk schicken solle: Man hat 250 Mann ausgesuchet, um die Geschenke hieher zu tragen, und da ich ohngefähr wuste, was dir am nöthigsten seyn konnte, habe ich selbst angeordnet, was für Geschenke man dir geben solle. Wir bringen dir so viel Hirse als 150 Mann tragen können, woraus du eben so gutes Brod machen kanst, als dasjenige, so du issest; das übrige bestehet aus gesalzenem und gedörrten Fleisch, und aus Matten oder Decken, welche dir in deinen Hütten sehr nützlich seyn können.

Ich dankte Kinsqui-Cala für das Gute, welches er meinen Unterthanen verschaffete, und da ich nicht alle Wilden in die Festung lassen wollte, schickte ich Sumika und den Schiff-Capitain ab, um die drey Caciquen, welche von ihrer Nation beordert waren, mit mir ein Bündniß zu schlüssen, abzuholen. Ich ließ durch zwanzig Mann, mit Zwieback gefüllte Körbe, auch einige Flaschen Brandwein herbey bringen, und befahl unter jeden Wilden ein Messer und eine Schere auszutheilen: sie sahen dieses Geschenk

für sehr wichtig an, und als sie sich bey der Festung gelagert hatten, ließ ich ihnen sagen, daß es ihnen die ganze Zeit ihres Aufenthalts über an nichts mangeln sollte.

Da nun der Schiff-Capitain und Sumika die drey Caciquen vor mir gebracht hatten, bewirthete ich sie so gut, als es mir möglich war, und versprach ihnen und ihren Cameraden, so viel in meinen Kräften stünde, denselben beyzustehen. Wir sind, sagte Kinsqui-Cala, welcher den wilden Gesandten als Dollmetscher diente, deines Schutzes sehr benöthiget; und wenn Du nicht zu unserm Glück hier angekommen wärest, würden wir sonder Zweifel alle umgekommen seyn. Seitdem ich gefangen worden, haben unsre hochmüthige Feinde, durch Hülfe der grausamen Fremden, zwey Schlachten gewonnen: sie haben sich Meister von allen unsren Seen gemacht, unsre mit Hirse besaamten Felder versenget und verbrennet, und uns genöthiget an einen Ort des Waldes zu fliehen, wo unsere Weiber und Kinder vor ihrer Wuth gesichert sind. Diesen Drangsalen ohngeachtet hat der Haß und die Wuth der Quacaciten sich nicht vermindert; der jämmerliche Zustand, worinn sie uns gesetzet, ist ihnen nicht zu Herzen gegangen, sie haben bis zu dem Ort, den wir uns zu unsrer Retirade, erwählet, durchdringen wollen; es war ihnen aber unmöglich, ihr Vorhaben auszuführen. Sie musten, da sie sich uns nähern wollten, auf die Höhe eines jähen Berges steigen, und konnten nicht anders, als durch einen schmalen und steilen Weg dahin gelangen; wir hatten solchen mit abge-

gehauenen Bäumen verleget, und wenn sie solche wegnehmen und den Weg säubern wollten, liessen wir grosse Steine auf sie herab rollen, welche sie zerquetschten und zum öftern mit hinunter nahmen. Das Schißgewehr der Fremden ward hier unbrauchbar: gleichwie sie weder Canonen noch Mörser haben, so konnten sie uns keinen Schaden zufügen, da sie allzuweit von uns entfernet waren; dieses hat sie genöthiget von ihrem Vorhaben abzustehen. Sie haben den Wald verlassen, und darauf unsre Felder vollends verwüstet, unsre verlassene Hütten angestecket, und sind alsdenn in ihr Land zurück gekehret. Ihr Vorhaben ist, uns zu überfallen, wenn wir unsre Retirade verlassen werden, wie wir denn auch uns nicht lange mehr darinnen aufhalten können, weil unser Lebensvorrath, nicht lange mehr zureichen kann, indem wir des Fischfanges beraubet, unsre Feinde auch den Wald von Wild entblösset haben, in der Absicht, uns dadurch zu Verlassung unsres Postens zu nöthigen.

Wir haben die wenige Zeit, die sie uns vergönnet, dazu angewandt, hieher zu kommen, und dich um Hülfe anzusprechen: Meine Landes-Leute stellen ihre einzige Hofnung auf dich: ich habe sie versichert, daß dir ihr Elend zu Herzen gehen würde: sie haben um so vielmehr meinen Worten Glauben beygemessen, da ich ihnen, oder wenigstens einigen aus ihnen, die Wahrheit bekannt gemachet, die ich von dir gelernet habe. Sie glauben, daß ein Mensch, der andern so wichtige Dinge beybringe, die Unschuld nicht würde unterdrücken lassen.

Ich

Ich versicherte Kinsqui-Cala aufs neue, daß ich seinen Landes-Leuten nach Vermögen beystehen würde, und erkundigte mich nachhero nach der Macht der Quacaciten, nach ihrer Art Krieg zu führen, und nach den Waffen, deren sie sich bedienten. Ich verstund von ihm, daß sie eben auf die Art, und mit denselben Waffen, als die Troglociten stritten.

Ich wollte nun das Eisen, so ich vom Schiffe gerettet hatte, mit Nutzen anwenden; dahero ließ ich von drey Schmieden, die sich unter meinen Soldaten befanden, 400 Lantzen verfertigen: ich konnte zwar mehr als 200 Wilden mit Flinden und Pistolen, die ich in Ueberfluß hatte, versehen, aber einestheils glaubte ich, daß, weil sie damit nicht umzugehen wusten, sie solche übel anwenden möchten, anderntheils, wollte ich auch das Pulver schonen, und bediente mich dessen ganz sparsam.

Gleichwie unser Schiff zu dem Ende ausgerüstet worden, neue Länder zu entdecken, so hatten wir eine große Menge Schauffeln, Bikken, Hammer, Nägel, Gewehr und andere Dinge, die wir vor nöthig hielten, eingeschiffet, welches alles uns denn auch wohl zu statten kam.

So bald ich alles nöthige angeordnet hatte, ließ ich die neuverfertigten Lanzen, unter die 250 Wilden, die auffer der Festung campirten, und die beherztesten unter ihrer Nation waren, austheilen: ich befahl St. Cyran und dem Schiff-Capitain sie zu unterweisen, wie sie in geschlossenen Gliedern marschieren und streiten sollten, und in fünff oder sechs Tagen, die ich nach völliger Ausrüstung meiner Armee an-

anwandte, waren diese neuen Truppen schon so geübt, daß sie einige Ordnung in ihren Märschen und Anfällen in Acht nehmen konnten.

Ich verließ endlich die Festung, wo ich 100 Mann zur Besatzung ließ, und 140 Soldaten mit mir nahm. Meine Artillerie bestunde aus vier Feld-Stücken, und aus zwey vierpfündigen Canonen, und jedes derselben wurde von 25 Wilden gezogen, die alle halbe Stunden durch so viel andere abgelöset werden mußten. Die Artillerie war in der Mitte, und ward von 80 Soldaten bedecket: zwanzig andere, nebst 50 Wilden marschirten voraus, und die übrigen 40 Europäer beschlossen den Marsch.

Wir marschirten drey Tage, ehe wir an den Wald kamen; wir nahmen daselbst wieder unser altes Lager ein, und den Morgen darauf mit anbrechenden Tage ließ ich meine Truppen in den Wald rücken.

Ich hatte einige Stunden zuvor ein Detachement von 50 Wilden vorausgeschicket, theils zu recognosciren, daß wir nicht in einen Hinterhalt geriethen, theils die Wege auszubessern, damit wir auf unserm Marsch nicht aufgehalten würden.

Alles gieng glücklich von statten; Die Quacaciten hatten von dem was vorgieng, nicht die geringste Nachricht, wir langten ganz geruhig am Fusse des Berges, der den Troglociten zu einem sichern Aufenthalt diente, an. So bald sie ihre Cameraden erkannten, und die gehoffte Hülfe sahen, konnten sie sich nicht länger gedulden, ihren Erlöser in der Nähe zu betrachten: die kamen hauffenweise in die Ebene herunter; die Alten fielen mit weinenden Augen vor den euro-

päischen Soldaten auf die Knie. Diejenigen, denen Kinsqui=Cala die von mir geoffenbarte Wahrheiten bekannt gemacht hatte, streckten, nachdem sie uns zu Füssen gefallen waren, ihre Hände gen Himmel, und gaben uns durch ihre Geberden zu verstehen, daß sie die Gottheit, die sich unsrer bedienen wollen, anfleheten, ihnen die Augen zu öffnen: ihre Weiber boten ihre Kinder den Soldaten dar, und legten sie vor ihre Füsse, um ihnen anzuzeigen, daß sie nunmehro ihre Sclaven seyn wollten; kurz, sie bezeigten sich dermassen freudig, daß die Lufft von ihrem Freudengeschrey ertönte.

Ein so beweglicher Anblick preßte mir die Thränen aus den Augen. O ihr barbarischen Europäer, sagte ich, was haben euch doch diese tugendhaften Troglociten zu Leide gethan, daß ihr ihre Feinde wider sie aufgehetzet. Ihr seyd zweifelsohne von der Nachkommenschaft jener berüchtigten Tyrannen der neuen Welt: ihr gebet zu erkennen, daß ihr nicht besser, als diese gräuliche Verderber, seyd; seyd ihr aber Spanier, was machet ihr doch in diesen Gegenden? Die Natur bringet hier kein Gold hervor, wodurch euer Geitz vergnüget werden könnte; solte euch wohl allein eine unsinnige Lust antreiben, diese Wilden auszurotten?

Diese Betrachtungen erregten in mir eine edle Rache, ich beschloß die Tyrannen der Trogloditen dergestalt zu züchtigen, daß der von ihnen erregte Krieg ihnen selbst zum Verderben gereichen sollte. Ich richtete aus 250 Wilden ein eignes Bataillon auf; ich nahm 200 andere, welche bloß und allein die zwey

Ca=

Canonen fortbringen, und anbey ein jeder zwey Kugeln tragen mußte, dergestalt, daß ich 400 Canonen-Schüsse thun konnte.

Ich ließ zu Beschützung der Troglociten 20 von meinen Soldaten nebst zwey Stücken Geschütz auf der Höhe des Berges zurück. Was mich noch mehr hiezu bewegte, war, daß ich gerne zwischen meiner Armee und der Festung der Colonie, einen Posten haben wollte, die Correspondenz mit beyden besser zu unterhalten, und auch den Quacaciten das Streifen in den Wald zu verbieten; denn da ich unsern Unterhalt nicht andern, als von den unsrigen in der Festung, oder von den Troglociten ziehen konnte, so hätten wir aufferdem leicht um unsre Provision, und alle andere Nothdürftigkeit kommen können.

Nachdem ich alles besagtermassen angeordnet hatte, machte sich die Armee auf den Marsch, um aus den Wald zu rücken. Sie bestund aus 250 mit Lanzen bewaffneten Wilden; 500 andere waren mit Pfeilen und Köcher versehen, 200 unbewaffnete brachten das grobe Geschütz fort, und endlich 120 meiner Soldaten waren mit Flinten und Bajonetten versehen.

Als ich aus dem Wald kam, befand ich mich in einer Ebene, welche derjenigen, wo ich das erstemal mit den Wilden Handgemeng worden, entgegen, und nach der anderen Seite des Waldes gelegen war. Hier machte die Armee Halte, um gemustert zu werden; nachdem brach sie wieder auf, und wir campirten eine Meile von da. Bey anbrechendem Tage begaben wir uns wieder auf den Marsch; die 500 leicht bewaffneten Wilden machten die Vortruppen aus:

die

die 250 Piquenier nebst 100 meiner Soldaten formirten das Corps der Armee; die 2 Canonen befanden sich in der Mitte, und die übrigen 20 Europäer beschlossen den Marsch. Sie mußten sich allzeit dichte an das Corps der Armee anschlieſſen, dahingegen die Vortruppen, welche aus lauter Wilden bestunden, sehr weit voraus marschiren mußten, damit sie, im Fall sie zurück getrieben würden, bey der Armee keine Unordnung anrichten möchten.

Diese Ordnung wurde auf dem ganzen Marsch beobachtet. Den vierten Tag nach unserm Aufbruch von der Verschanzung, gelangten wir an den ersten Posten der Quacaciten. Sie waren durch ihren Sieg so aufgeblasen, daß sie auf die Troglociten Acht zu geben, ganz verabsäumet hatten, und sich von ihnen keinen Angriff einbildeten. Sie vertheidigten sich einige Zeit gegen die Vortruppen, aber ich ließ 200 Piquenier anrücken, und solche von 20 Mußquetier unterstützen; sie verwunderten sich so sehr, als sie sahen, daß ihre Feinde von Europäern unterstützet waren, daß sie gar bald, ohneracht sie mehr als 1000 Mann stark waren, die Flucht nahmen, ihr ganzes Lager im Stich lieſſen, und das Schrecken in ihre Armee, welche unter ihren Cabanen versammlet war, brachten. Die Troglociten gewonnen durch diesen Streit einen ihrer wichtigsten Seen.

Wir hatten auf 30 Gefangene gemacht, von denen Kinsqui-Cala, das Vorhaben und die Absichten der Quacaciten erforschen mußte. Wir hörten von ihnen, daß weil die Troglociten beständig in ihrem Posten blieben, hätten sie den Entschluß gefasset, den

Wald

Wald anzustecken und sie allesamt auf das grausamste zu verbrennen. Ich erstaunte, da ich dieses barbarische Vorhaben erfuhr, um solchen aber vorzukommen, beschloß ich den Marsch zu beschleunigen, und die Feinde aufzusuchen. Ich war versichert, daß sie meiner erwarteten, und daß die Flüchtende ihnen meine Ankunft bekannt gemachet. Sie wusten nicht, wie viel Europäer ich bey mir hatte, weil nur ein Theil der Armee gefochten, und die Nachtruppen gar nicht zum Vorschein gekommen waren. Ich fand nöthig, mir ihren Irrthum zu Nutze zu machen, und nicht erst zu warten, biß sie von unsrer ganzen Macht unterrichtet wären. Ich ließ also den Marsch, so viel als möglich war, beschleunigen; allein so viel Fleiß ich auch anwandte, muste ich doch drey Tage zubringen, ehe ich bey der feindlichen Armee in den Cabanen anlangen konnte. Die Canonen, die ich doch gerne mit fortbringen wollte, verursachten, daß der Marsch nicht so geschwind, als ich wünschte, vor sich gieng.

Inzwischen hatten die Quacaciten, welche nach geendigter Schlacht bey der See die Flucht ergriffen, ihren Cameraden die Nachricht von meiner Ankunft überbracht. Sie waren eben so verlegen, zu wissen, was für Leute ihren Feinden beystunden, als ich es war, ihre Vertheidiger zu kennen. Sie verabsäumten nichts, sich in Vertheidigungs-Stand zu setzen, und kamen den Befehlen des Befehlshabers der Europäer, den sie zu ihrem General erwählet, aufs genaueste nach. Von Ajouli, so nennte sich der General, ließ von Erde eine Verschanzung aufwerfen,

und sie mit Pfählen und einem breiten Graben einfassen: er ließ ferner alle Provision der Armee, ingleichen die Weiber, Kinder, alte Leute, und alles was nicht zu dienen vermögend war, hinein bringen, und sie mit einer Besatzung von 10 Europäern, und 50 Quacaciten, die mit Eisen beschlagenen Stäben, so fast unsern Lanzen beykamen, bewafnet waren, versehen. Der Rest seiner Armee campirte ausser dem Walle der Festung, und bestund aus 40 mit Flinten und Bajonnetten bewafneten Europäern: aus 100 Quacaciten so mit Eisen beschlagene Stöcke hatten: aus 50 andern die eine Pistole im Gürtel, und einen Säbel oder Degen in der Hand trugen: aus 200 die mit Lanzen, worauf ein Bein von einem Fisch stack, versehen waren; und aus 2000 die nur Bogen und Pfeile führten.

So bald ich die Feinde entdecket hatte, recognoscirte ich sie selbsten in Begleitung St. Cyrans, des Kinsqui-Cala, und 20 Europäer; ich war so nahe bey ihrem Lager, daß ich ihre Anstalten bemerken konnte. Ich ließ das meinige einen Canonen-Schuß weit von dem ihrigen aufschlagen, und als ich rund herum einen Graben und eine Brustwehr die drey und einen halben Fuß hoch war, aufwerfen lassen, ließ ich meine zwey vierpfündige Stücke herbey kommen, und mit dem Feuern den Anfang machen. Meine Canonen jagten den Quacaciten gar bald einen grossen Schröcken ein: viele wurden von den Kugeln getödet, welche, da ihnen nichts entgegen stunde, etliche mal über den Graben und durch das ganze feindliche Lager strichen. Sie konnten eine so

auf-

ausserordentliche Würkung nicht begreiffen; die Europäer sprachen ihnen wieder Muth bey, indem sie ihnen vorsagten, die Canonen wären nichts anders, als eine Art Flinten, die etwas grösser, als die ihrigen, wären. Ajouli ließ, um dem Schaden, so ihm meine Artillerie verursachte, vorzubeugen, seine Truppen gegen die andere Seite der Festung rücken, und brachte sie also in Sicherheit. Sie musten folgends eine Brustwehr die fünf Fuß hoch war, aufwerfen, wodurch sie für meinen Canonen, im Fall ich mein Lager änderte, gesichert zu seyn vermeynten. Ich hielte vor gut, weil die Nacht herein brach, sie an dem Ort wo ich war, hinzubringen, und als ich den Morgen den Feinden entgegen rückte, waren sie die Nacht so fleißig gewesen, daß ihr Lager völlig verschanzet war. Es war von sehr kleinen Umfang, und stieß mit den beyden Seiten-Linien an die Festung, so, daß es davon als ein Aussenwerk anzusehen war. Ich ließ noch einige Canonen-Schüsse thun, aber sie waren von schlechter Würkung. Da ich nun das wenige Pulver und Bley, so ich mitgebracht, und wovon ich nur noch 340 Schüsse thun konnte, nicht unnütz verbringen wollte, zumal ich mehr als 15 Meilen von der Colonie entfernet war: so brachte ich den Ueberrest des Tages geruhig zu.

Ajouli bediente sich der Zeit die ich ihm gelassen, um sich zu befestigen: Er ließ ein kleines Aussenwerk gegen die Seite der Festung, wo ich den Abend campirt hatte, aufwerffen, und die 10 Europäer und die 50 Pickenier, die zuvor in dem innern Theil der Festung geblieben waren, hineinrücken. Diese war

nun, da sie mit Aussenwerken versehen war, wegen einiges Angriffes ausser Gefahr. Um aber den Mangel der Artillerie in etwas zu ersetzen, ließ er 500. Schleudern verfertigen, und lernte ihnen, wie sie damit Steine werfen konnten. Er stellte hernach diese Schleuderer an einen Ort, wo er gedachte daß sie uns am meisten Schaden könnten, im Fall wir sie angreiffen wollten. Als er nun alles dergestalt eingerichtet hatte, wollte er sich die Zeit, die wir vor der Festung zubringen würden, zu Nutze machen, und die Troglociten vollends ausrotten. Er war mir an Volk überlegen, ließ also bey Nacht Zeit 1000 leicht bewaffnete Quacaciten, nebst 100 andern die mit Lanzen von Fischbeinen, versehen waren, aus dem Lager rücken, und selbigen die 10 Europäer, die sich in dem Aussenwerke befanden, zugeben. Dieses Detachement sollte den Wald in Brand stecken, und alle Troglociten die sich dahin geflüchtet hatten, vertilgen.

Bey anbrechendem Tage erfuhr ich durch meine ausgeschickten Läuffer, daß eine Parthey feindliche Truppen in der Nacht den Weg nach dem Walde genommen. Ob ich nun schon 20 Europäer, die Troglociten in ihren Aufenthalt zu vertheidigen, zurück gelassen hatte, so wollte ich mir doch gerne die Gelegenheit zu Nutz machen, einen Theil der feindlichen Armee zu zerstreuen. Ich ließ 60 Soldaten, 100 Troglociten mit Lanzen, und 200 mit Bogen, ausmarschieren, gab ihnen die zwey Stücke mit, und setzte St. Cyran zu ihren Commandanten. Als er im Begriff stand aufzubrechen, gab ich ihm noch

20 Mann zu, welche die Stücke fortbringen mußten, damit die andern nicht in ihren Verrichtungen gehindert würden. Ich band ihm ein, allen Fleiß anzuwenden, die Feinde zu erreichen, und ihrem Vorhaben vorzukommen. Ihr könnet, sagte ich zu ihm, euch im Fall der Noth der 20 Soldaten bedienen, die ich im Walde zurück gelassen habe.

St. Cyran versicherte mich vor seinem Aufbruche, daß ich mit seiner Aufführung zufrieden seyn sollte. Ich hoffe, sagte er, sie bald wieder zu sehen, und gute Zeitung mitzubringen.

Sobald ich das Detachement aus den Augen hatte, wollte ich mir die Schwäche des Ajouli zu Nutz machen, und ihn zu einer Zeit, da ein Theil seiner Truppen entfernet war, angreiffen. Er, seines Orts, hatte den Abmarsch der meinigen wahrgenommen, und konnte sich leicht vorstellen, daß sie seinem bey Nacht ausgeschickten Detachement folgen würden; er wollte sich also auch desselben Vortheils bedienen. Er hatte nur seine schlechtesten Soldaten weggeschicket, die 10 Europäer, ausgenommen, die übrigen, so ihm abgiengen, und die er nur zu dem Ende ausrücken lassen, den Wald anzustecken, nicht aber zu streiten, achtete er vor gering. Ueberdem stand er in Furcht, daß meine Truppen auf sie stossen möchten: und daß er die 10 Europäer mit den Quacaciten zugleich verlieren möchte; er wollte ihnen also gerne so bald als möglich beyspringen, und alles dieses brachte ihn zu dem Entschluß, eine Schlacht zu wagen. Er postirte seine 500 Schleuderer längst der Brustwehr seines Lagers: er hatte ihnen seit etlichen Tagen Steine

werffen gelernet, und ihnen befohlen, die Feinde damit zu empfangen, so bald sie sehen würden, daß sie sich der Festung näherten. Er theilte hernach seine Armee in drey Hauffen ein: der erste bestund aus 30 Europäern und 100 mit Eisen beschlagenen Stöcken versehene Quacaciten: der zweite, aus 50 andern, die Degen und Pistolen führten; Die 10 Europäer, und die 200 Wilden, welche Lanzen hatten, machten den dritten aus.

Ajouli, der die Würkung unsrer Canonen fürchtete, beschloß uns nach und nach zum Streit anzulocken, damit, wenn wir Handgemeng würden, unsere Artillerie von keinem Nutzen wäre. Er ließ die 500 Bogen-Schützen, die ihm von 2000 noch übrig waren, (Tausend waren ausmarschiret den Wald anzustecken, und 500 mußten sich der Schleuder bedienen) aus dem Lager rücken, die uns mit ihren Pfeilen beunruhigen sollten, er selbst aber blieb in dem innersten seines Lagers, um uns in guter Ordnung nachzusetzen, wenn wir die Wilden auf ihrer Flucht verfolgen würden.

Ich merkte sein Absehen bald, und durffte, um solches zu vernichten, die Barbaren nur mit Canon-Schüssen in die Flucht jagen; wie ich aber eben so großes Verlangen, als Ajouli hatte, Handgemeng zu werden, so ließ ich nach einigen Canon-Schüssen, welche die Quacaciten bald auseinander und in die Flucht brachten, meine Armee gegen die Verschanzungen in guter Ordnung anrücken. Ich verbot allen meinen Soldaten, nicht aus ihren Gliedern zu weichen, und den Feind ohne meinen Befehl nicht zu verfolgen.

So bald mich Ajouli anrücken sahe, und daß ich mein Lager, meine Bagage und Artillerie hinter mir ließ, zweifelte er nicht, daß ich in der Absicht käme, ihm ein Treffen anzubieten. Er rückte aus seinen Linien, und stellte sich ohngefähr 20 Schritte von seinem Lager in Schlacht-Ordnung, ohne jedoch sich von seiner Verschanzung zu entfernen, damit ich den Steinen seiner Schleuderer, die er längst der Brust-Wehr seiner Linien postiret hatte, ausgesetzet bleiben sollte.

Die 40 Europäer machten das Corps der Armee aus: Hundert Quacaciten mit Eisen beschlagenen Stöcken, und hundert andere mit Lanzen, worauf Fischbeine stacken, formirten den rechten und linken Flügel; Funfzig andere mit Pistolen und Degen bewaffnete Quacaciten waren in dem Hinter-Treffen, gleich nach den Europäern, um sich mit in den Streit zu mischen, wenn diese durch ihre Musqueten einige Unordnung würden angerichtet haben. Die 500 leicht-bewaffnete Wilden, welche sich, so bald die Canonen zu feuern aufgehöret, wieder in Ordnung gestellet hatten, waren bey den Schleuderern postiret, um zu gleicher Zeit, wenn diese ihre Steine werffen würden, ihre Pfeile abzuschiessen.

Ich wuste des Ajouli Vorhaben nicht; ich glaubte aber, daß ich ohngefähr in derselben Ordnung den Angriff thun müßte. Ich ließ zehen Europäer und hundert Troglodeiten mit Lanzen zur Bewahrung des Lagers und der Artillerie zurück: Das Corps der Armee formirte ich aus 70 Europäern, und die

beyden Flügel bestunden ein jeder aus hundert Wilden, die mit Lanzen versehen waren.

Ich hatte den zehen Europäern, die das Lager bewachen mußten, befohlen, im Fall es nöthig wäre, anzurücken, und uns mit den 100 Troglociten, die im Hinter-Treffen stunden, zu unterstützen; jedoch nicht eher, als wenn es die höchste Noth erforderte. Anstatt meine Bogen-Schützen hinten anzustellen, wie es Ajouli gethan hatte, ließ ich sie mehr als 50 Schritte vor dem Corps der Armee ausrücken, damit sie solche nicht so leicht in Unordnung bringen möchten, wenn sie zu weichen genöthiget würden. Ich befahl ihnen, wenn sie sich zurück zögen, gegen die beyden Flügel zu rücken, und sich hinter den Europäern wieder zu setzen, ohne der marschirenden feindlichen Armee Einhalt zu thun, ausserdem würde ich genöthiget seyn, wenn sie auf das Corps der Armee loß kämen, und daselbst die geringste Unordnung verursachten, ihnen als Feinden zu begegnen.

Diese Ordnung war von einem doppelten Nutzen: als die leichten Troglociten die Armee der Quacaciten anfielen, und so nahe kamen, daß sie von ihnen mit Pfeilen und Steinen konnten erreicht werden, wurden ihnen eine so grosse Menge entgegen geschickt, daß ihrer viele verwundet wurden, die andern aber die Flucht ergreifen musten; sie öfneten sich in ihrer Flucht, so wie ich es verlanget hatte, und nachdem sie an den beyden Flügeln vorbey gerücket waren, setzten sie sich hinter den Europäern, ohne die geringste Unordnung anzurichten.

In:

Indessen hatten die Quacaciten, welche mit Lanzen, und Stöcken mit Eisen beschlagen, bewafnet waren, durch allzu hitziges Nachsetzen und Verfolgen der Troglociten, ihren Vortheil verlohren; sie entfernten sich von ihren Linien und von ihren Schleuderern, welche auffer Stand gesetzet wurden, mehrere Steine zu werfen, oder sie liefen in Gefahr ihre eigene Cameraden zu verwunden. Als Ajouli sahe, daß seine zwey Flügel durch die Hitze des Gefechtes in Unordnung gerathen, muste er, um sie zu unterstützen, das Corps der Armee marschiren lassen, und verlohr also selbst, nebst den Europäern und den mit Pistolen und Degen bewafneten Quacaciten, den Vortheil, den sie von den Schützen und Schleuderern ziehen konnten.

Ich sahe, daß es Zeit war, von der Gelegenheit Vortheil zu ziehen, und daß ich den Feinden nicht müste Zeit gewinnen lassen, in guter Ordnung nach ihrer Verschanzung zu weichen: Ich befahl dem rechten Flügel, den Kinsqui-Cala commandirte, die Quacaciten anzufallen: Der Schiffs-Capitain, der sich am linken Flügel befand, feyerte auch nicht; und als die beyden Flügel im Treffen waren, musten die Europäer, die das Corps der Armee ausmachten, Feuer geben; Ajouli und seine Truppen hielten es mit vieler Standhaftigkeit aus, und als die Reihe an sie kam, und die Europäer sich verschossen hatten, öfneten sie sich, um denen 50 mit Pistolen und Degen bewafneten Wilden Platz zu machen. Diese stürmten auf uns ein und vermeynten uns die Pistolen auf die Brust zu setzen; aber ich hatte die Vor-

sicht gebraucht, und nur die beyden vordersten Linien feuern lassen; da sie nun ganz dichte bey uns waren, gab die dritte Linie zu so gelegener Zeit Feuer, daß die Feinde, die sich dessen nicht versehen hatten, voller Verwunderung und aufs geschwindeste die Flucht ergriffen.

Die Quacaciten brennten ihre Pistolen in währender Flucht ab, und verursachten uns nicht den geringsten Schaden; sie fielen auf des Ajouli seine Europäer ein, welches so viel Unordnung verursachte, daß wir Zeit hatten, in der besten Ordnung anzurücken.

Während dieser Zeit, hatte der Schiff-Capitain den feindlichen rechten Flügel auf die Flucht gebracht, und kam, dem Corps der Armee in die Seite zu fallen. Als Ajouli die Gefahr sahe, worinnen er stack, zog er sich unter den Wall seiner Festung zurück; die häuffigen Pfeile und Steine so auf unsre Soldaten und Troglociten fielen, und deren einige verwundeten, hielt unser Nachsetzen auf, und gab den Flüchtenden Zeit, sich zu setzen.

Als Ajouli seine Truppen in Sicherheit sahe, hielt er nicht mehr vor rathsam, das Treffen wieder anzufangen: sein linker Flügel war sehr übel zugerichtet, der rechte war es weniger, aber er hatte 30 Quacaciten, von denen die Stöcke mit Eisen beschlagen trugen, verlohren, ingleichen 15 von denen die Pistolen und Degen führten, und was ihm mehr als alles dieses schmerzte, war, daß ein Europäer getödet, und ein anderer verwundet worden.

Ob nun schon an diesem Tage der Sieg auf meiner Seite geblieben; und ich nicht mehr als 13 Troglociten eingebüsset hatte, so konnte ich mich doch wegen des Verlustes zweyer europäischen Soldaten nicht zufrieden geben: ich trug eine besondere Freundschaft zu ihnen, und war ganz auffer mir selbst, daß sie durch die Wuth eines Barbaren sollten aufgeopfert werden; Aber mein Schmerz vergrösserte sich nicht wenig, als ich von einem unter den Troglociten entstandenen Geschrey, die Ursache erfuhr. Als ich noch auf der Wahl-Statt, und der feindlichen Verschanzung gegen über war, erblickte ich etwas so mir ein Graussen einjagte. Die Quacaciten des rechten Flügels hatten während dem Gefecht vier Gefangene gemacht. So bald sie wieder in ihre Linien gerücket waren, liessen sie diese Elenden auf die Brust-Wehr steigen, und daselbst, im Angesicht unsrer ganzen Armee, erwürgten sie sie vor einem Götzenbilde, welches eine menschliche Figur hatte. Es war mir zwar schon einigermassen bekannt, daß diese barbarischen Fremden unter den Wilden solche abscheuliche Opfer eingeführet hatten; aber als ich solches mit meinen Augen sahe, ward ich auf das allerempfindlichste gerühret. Von was vor einer Nation sind doch diese Unthiere, schrie ich! Europa bringet keine Götzendiener noch gottlose Opfer hervor. Gerechter GOTT! erdultest du dergleichen Grausamkeiten?

Der Tod dieser vier Troglociten rührte mich so empfindlich, daß ich beschloß die Wahl-Statt nicht zu verlassen, ehe ich solchen nicht gerochen hätte. Ich

hatte

hatte zwar vierzehn Gefangene gemacht, aber ich wollte nicht ein Laster durch ein anderes bestraffen: ich befahl nur, daß man sie wohl verwahren sollte. Darauf muste meine Armee, die schon im Begriff gestanden ins Lager zu rücken, in ihrer Schlacht-Ordnung stehen bleiben, und ich ließ so gleich die zwey Canonen herbey schaffen. Und nachdem man selbige dergestalt gepflanzet hatte, daß sie die feindlichen Linien bestreichen konnten, ließ ich in weniger als einer halben Stunde dreyßig Canon-Schüsse thun, welche den Ajouli in seinem Lager sehr beunruhigten, und ihm verschiedene Quacaciten tödeten. So bald er nur gewahr ward, daß ich eine Batterie aufwerffen ließ, hat er die Europäer an einen gesicherten Ort gebracht, die Wilden aber dicht an die Linien anrücken lassen, die sie schützten, indeme die Kugeln nicht groß genug waren durch die Verschanzungen zu brechen, und ihnen sonst keinen Schaden zufügen konnten, als wenn sie sich mitten in ihrem Lager befanden. Da nun auch die Nacht herein brach, so rückte ich wieder in mein Lager.

Des Morgens ließ ich alle Todten zur Erde bestatten, und befahl die Verwundeten aufs beste zu pflegen. Ich ließ ihnen die meisten Zelter, die ich von dem Seegeltuch verfertigen lassen, einräumen: Die Europäer bestrebten sich den Troglociten als ihren Brüdern und Bundsgenossen beyzustehen, und ich gab ihnen selbst das Beyspiel, da ich die Verwundeten besuchte, und ihnen mit allem, was in meinen Vermögen war, beystund. Diese Aufführung erweckte bey den Troglociten so viel Freundschaft gegen

gen mich, daß ich ihnen eben so viel, als meinen Europäern, trauen konnte. Wem sollten wir wohl, sagten sie, unser Leben lieber aufopfern, als einem General, der es so würdig ist? Wenn wir unser Leben vor ihn wagen, so wagen wir nur dasjenige, welches er uns erhalten hat; er lebe allezeit in Ruhm, und wir wollen mit Lust sterben, wenn es nöthig ist, ihm diesen Ruhm erjagen zu helfen, und zu erhalten!

Ich fieng nun an die Sprache der Wilden zu verstehen, und konnte, wenn ich im Lager auf und abgieng, diese Unterredungen mit anhören: Sie erregten in meinem Gemüth eine angenehme Empfindung, und ich merkte, daß ein billiges Lob den tugendsamen Gemüthern eine Belohnung sey, für ihr gehabte Bemühungen. Glücklich sind die Generale, sagte ich, die sich schmeicheln können, in der Liebe ihrer Soldaten ihre größte Stärke zu finden! Sie können sich für unüberwindlich halten; was kann ein beherzter Mann nicht ausrichten, der solchen Leuten befiehlet, die durch Freundschaft geführet, und durch Ehre aufgemuntert werden? Wenn Alexander, wenn Julius Cäsar, wenn Türenne, gegen ihre Soldaten hart, grausam, verächtlich und stolz gewesen wären, so würden sie der Nachwelt eben so unbekannt seyn, als viele andere Generale die man höchstens nur unter die Einfältigen oder unter die Henker zehlet.

Die Barmherzigkeit gegen die Unglücklichen, die Freundlichkeit und Sanftmuth gegen die Truppen, verhindern keinen General in seiner Kriegszucht scharf zu seyn; In welchem Stande man sey, und was für eine Stelle man bekleide, so verunehret

ein

ein übermäßiger Stolz und ein grausames Bezeigen die Menschlichkeit. Wann ein General nicht so grosse Eigenschaften besitzet, daß er sich durch seine Tugenden die Hochachtung der Welt erwerben kann, so glaubt er sie durch falsche Schein-Tugenden zu erlangen: alles was er aus einem verdrüßlichen und störrischen Gemüth thut, hat bey ihm den Namen einer strengen Kriegs-Zucht; aber, über kurz oder lang hat die Verstellung ein Ende, man erkennet, daß ein General, der manchmal in Hochachtung war, keinen andern Verdienst gehabt, als Menschen zu hassen, und einen Vorwand ausfündig zu machen, selbige zu quälen. Es geschiehet zum öfftern, daß diese Grausamen am ersten durch ihre Härtigkeit gestraft werden: sie werden von ihren Soldaten, wenn sie sie am nöthigsten haben, verlassen; sie können auf ihre Truppen unmöglich Staat machen; und es ist manchen unter ihnen begegnet, daß ihr Fürst, um den bösen Folgerungen vorzukommen, genöthiget worden, sie nach Endigung des ersten Feld-Zuges, wo sie als Chefs commandiret, zurück zu beruffen.

Ein jeder General, der nicht die Liebe seiner Soldaten hat, wird im Kriege keine großen Dinge ausrichten. Es ist mit einem General, der von seinen Truppen gehasset wird, eben so, wie mit einem Hofmanne, der mit den Räthen in üblem Vernehmen stehet: wenn sie beyde auch noch so viel Verstand haben, so werden sie doch nimmermehr ihr Glück machen.

Indem ich diese Betrachtungen in meinem Gemüth anstellte, suchte ich auch durch Sorgfalt und Aufmerksamkeit die Liebe, so meine Soldaten zu mir trugen,

zu

zu verdienen. Ich blieb zwey Tage in meinem Lager einzig und allein mit den Gedanken beschäfftiget, wie ich die Troglociten von der Verfolgung ihrer Feinde befreyen möchte. Nachdem ich die Fremden viele Grausamkeiten ausüben gesehen, hielt ich vor unnöthig ihnen einige Friedens-Vorschläge zu thun. Ich beschloß die Festung förmlich zu belagern, und zu dem Ende zwey achtpfündige Canonen von der Colonie kommen zu lassen, wenn ich auch zu deren Fortschaffung acht hundert Mann nöthig haben sollte. Ich wollte nur die Zurückkunft der Truppen erwarten, die ich zu Vertheidigung des Waldes ausgeschicket hatte.

Indessen hatte St. Cyran die Quacaciten drey Tage-Reisen von dem Lager eingeholet und völlig in die Flucht gebracht: Die zehen Europäer des Ajouli waren, da die unsrigen den Quacaciten allzueiffrig nachgesetzet, glücklich entronnen, nachdem sie ihre Bundsgenossen der Wuth der Troglociten überlassen. Es ist wahr, daß, da ihrer nicht mehr, als zehen gewesen, sie meinen Soldaten deren 60 waren, nicht zu widerstehen vermochten: sie waren sich auch einer so grossen Anzahl, noch weniger so braver Feinde, vermuthend: Ihre Eilfertigkeit war übrigens so groß, daß sie schon am Abend des andern Tages nach ihrer Niederlage, in die Festung kamen, und dem Ajouli ihren Unstern erzähleten, der sich jedoch über diesen Verlust, da er zumal alle seine Europäer wieder bekommen, nicht viel bekümmerte.

St. Cyran konnte sich nicht so gleich auf den Rückmarsch begeben, sondern muste seine Truppen zwey

Tage

ein übermäßiger Stolz und ein grausames Bezeigen die Menschlichkeit. Wann ein General nicht so grosse Eigenschaften besitzet, daß er sich durch seine Tugenden die Hochachtung der Welt erwerben kann, so glaubt er sie durch falsche Schein-Tugenden zu erlangen: alles was er aus einem verdrüßlichen und störrischen Gemüth thut, hat bey ihm den Namen einer strengen Kriegs-Zucht; aber, über kurz oder lang hat die Verstellung ein Ende, man erkennet, daß ein General, der manchmal in Hochachtung war, keinen andern Verdienst gehabt, als Menschen zu hassen, und einen Vorwand ausfündig zu machen, selbige zu quälen. Es geschiehet zum öfftern, daß diese Grausamen am ersten durch ihre Härtigkeit gestraft werden: sie werden von ihren Soldaten, wenn sie sie am nöthigsten haben, verlassen; sie können auf ihre Truppen unmöglich Staat machen; und es ist manchen unter ihnen begegnet, daß ihr Fürst, um den bösen Folgerungen vorzukommen, genöthiget worden, sie nach Endigung des ersten Feld-Zuges, wo sie als Chefs commandiret, zurück zu beruffen.

Ein jeder General, der nicht die Liebe seiner Soldaten hat, wird im Kriege keine großen Dinge ausrichten. Es ist mit einem General, der von seinen Truppen gehasset wird, eben so, wie mit einem Hofmanne, der mit den Räthen in üblem Vernehmen stehet: wenn sie beyde auch noch so viel Verstand haben, so werden sie doch nimmermehr ihr Glück machen.

Indem ich diese Betrachtungen in meinem Gemüth anstellte, suchte ich auch durch Sorgfalt und Aufmerksamkeit die Liebe, so meine Soldaten zu mir trugen,

zu verdienen. Ich blieb zwey Tage in meinem Lager einzig und allein mit den Gedanken beschäfftiget, wie ich die Troglociten von der Verfolgung ihrer Feinde befreyen möchte. Nachdem ich die Fremden viele Grausamkeiten ausüben gesehen, hielt ich vor unnöthig ihnen einige Friedens-Vorschläge zu thun. Ich beschloß die Festung förmlich zu belagern, und zu dem Ende zwey achtpfündige Canonen von der Colonie kommen zu lassen, wenn ich auch zu deren Fortschaffung acht hundert Mann nöthig haben sollte. Ich wollte nur die Zurückkunft der Truppen erwarten, die ich zu Vertheidigung des Waldes ausgeschicket hatte.

Indessen hatte St. Cyran die Quacaciten drey Tage-Reisen von dem Lager eingeholet und völlig in die Flucht gebracht: Die zehen Europäer des Ajouli waren, da die unsrigen den Quacaciten allzueiffrig nachgesetzet, glücklich entronnen, nachdem sie ihre Bundsgenossen der Wuth der Troglociten überlassen. Es ist wahr, daß, da ihrer nicht mehr, als zehen gewesen, sie meinen Soldaten deren 60 waren, nicht zu widerstehen vermochten: sie waren sich auch einer so grossen Anzahl, noch weniger so braver Feinde, vermuthend: Ihre Eilfertigkeit war übrigens so groß, daß sie schon am Abend des andern Tages nach ihrer Niederlage, in die Festung kamen, und dem Ajouli ihren Unstern erzähleten, der sich jedoch über diesen Verlust, da er zumal alle seine Europäer wieder bekommen, nicht viel bekümmerte.

St. Cyran konnte sich nicht so gleich auf den Rückmarsch begeben, sondern muste seine Truppen zwey

Tage ausruhen lassen, weil sie allzu starke Märsche gethan, die Feinde einzuholen. Die Anzahl der gemachten Gefangenen, wovon er einen Theil nach dem Aufenthalt der Trogloditen gesand, den andern aber bey sich hatte, hatte ihm auch viel Beschwerlichkeit und Verzögerung verursachet.

Nachdem Ajouli von der Anzahl Europäer, die noch zu mir stossen sollten, Bericht bekommen, beschloß er vor Ankunft dieser neuen Hülfs-Truppen noch ein Treffen zu wagen; diejenigen so er selbst an seinen zehen Europäern erhalten, brachten ihn vollends zu diesem Entschluß.

Den Morgen nach ihrer Ankunft rückte er in der vorigen Ordnung aus, mir eine Schlacht anzubieten. Er hatte von den neu-angekommenen Europäern fünf an jeder Spitze seiner beyden Flügel gestellet. So bald als Ajouli aus den Linien war, und in Schlacht-Ordnung stund, kam ich ihm in derselben Ordnung, die ich beym ersten Treffen gehalten, entgegen; die beyden Armeen stunden fast eine Stunde lang einander im Gesicht, ohne daß eine oder die andere den Anfang machen, oder etwas von ihren habenden Platz verlieren wollen. Ajouli wollte den Vortheil, den er von seinen Schleuderern und Schützen ziehen konnte, gerne beybehalten, und ich wollte mich nicht gerne vor dem Handgemenge, ihren Steinen und Pfeilen aussetzen.

Während der Zeit, da die Truppen zum Schlagen ganz bereit waren, und nur noch auf das zu gebende Zeichen warteten, erwägte ich bey mir selst, daß die Wuth eines einzigen Menschen die Ursache wäre, daß

so

so viele Menschen ihr Leben eingebüsset, und daß noch mehrere in Begriff stunden, sich untereinander aufzureiben. Die Quacaciten, sagte ich bey mir selbst, waren vor der Ankunft dieser barbarischen Europäer tugendhaft, oder wenigstens waren ihnen die Bubenstücke, die sie heute begehen, unbekannt; Wäre es nicht besser gethan, auf die Quelle des Uebels zu sehen, dessen Urheber nur allein zu bestraffen, und das Blut meiner neuen Unterthanen zu verschonen? indem ich nicht nöthig hätte so viele Unschuldige zu verderben, noch auch meine Bundsgenossen und getreue Soldaten in Gefahr zu setzen. Als ihr General muß ich ihr Leben schonen, und als ihr Ober-Herr muß ich es ihnen vertheidigen; sie erkennen mich für ihren Vater, ich muß also die zärtlichste Liebe zu ihnen tragen, damit sie durch meine Aufführung wahrnehmen, daß ich sie als meine Kinder anseshe. So bald ich den grausamen Commandanten der Quacaciten werde abgestraffet haben, werden die andern von sich selbst umkehren und sich bessern; es wird ein leichtes seyn, sie ihrer gräulichen Aufführung zu überführen, weil uns schon die gemachten Gefangenen zum Voraus versichert, daß niemand, als ihr grausamer General daran Schuld sey, und daß er allein die barbarischen Menschen-Opffer befohlen habe, und die Quacaciten beständig aufhetze und anreitze. Meine Soldaten haben mich auf den Thron erhoben, ich muß ihnen also den Tod eines solchen Ungeheuers zeigen, daß ich sie von einem gefährlichen Feinde zu befreyen weis. Die zwey Europäer, di eich in dem letzten Treffen verlohren hatte, kamen mir hies-

bey wieder in Sinn, und brachte mich vollends zu dem Entschluß den Ajouli zu einem Zweykampf auszufordern. Ich ließ ihm durch einen gefangenen Quacaciten, dem ich die Freyheit schenkte, sagen, wenn es ihm gefällig wäre, wollten wir beyde mit dem Degen in der Faust den Streit der Troglociten und Quacaciten an der Spitze der Armee ausmachen, und wenn wir auf dem Kampf-Platz würden angelanget seyn, die Bedingnisse des Zweykampfs unter uns verabreden.

Wenige Zeit hernach kam dieser Gefangene wieder zurück, und brachte mir von dem Ajouli die Antwort: daß er mein Anerbieten willig annehme, und sich den Augenblick zwischen beyde Armeen verfügen wollte, in deren Angesicht wir unsern Streit entscheiden könnten. Ich sahe ihn in der That von zwey Europäern begleitet anrücken, und gieng ihm auch in Begleitung des Schiff-Capitain und des Kinsqui-Cala, entgegen. Als wir nahe genug beysammen waren, fragte mich Ajouli, ob ich Französisch verstünde? Es ist dieses meine Mutter-Sprache, war meine Antwort. Um so viel leichter, versetzte er, können wir die Bedingungen unsers Zweykampfs verabreden. Es stehet bey ihnen, erwiederte ich, daß wir solchen nicht anfangen: sie dürffen sich nur erinnern, daß sie in einem Lande gebohren sind, alwo von den Menschen eine Gottheit geglaubet wird, so werden sie bald die Troglociten in Ruhe lassen, und sich mit dem Umfang Landes, den die Quacaciten besitzen, begnügen, ohne fernerhin die Grausamkeiten zu verüben, die ich sie täglich begehen sehe.

Ich

Ich bin nicht hieher gekommen, antwortete mir Ajouli, eine Predigt anzuhören, sondern meinen Degen mit dem ihrigen zu messen, und zwar unter folgenden Bedingungen: ich weis, daß sie eine größere Anzahl Europäer haben, als ich, weil ausser denen die gegenwärtig in ihrer Armee sind, sie noch 60 zu Bewahrung des Waldes abgeschicket haben: es würde also unnöthig seyn, voraus zu bedingen, daß, wenn ich Ueberwinder bliebe, ihre Soldaten sich mir unterwerffen sollten, denn sie wären im Stande die Bedingung auszuschlagen, und ich könnte sie nicht dazu zwingen. Was meine Europäer betrifft, die können sich nicht anders als mit Würgen und Blutvergiessen sättigen, also würden sie keinen General, der den Frieden suchet, verlangen. Lassen sie uns also nur dieses ausbedingen: daß, wenn sie mir daß Leben nehmen meine Soldaten gehalten seyn sollen, die Quacaciten zu verlassen, und sich an einen abgelegenen Ort auf der Insel zu begeben; und daß gleichergestalt, wenn sie überwunden werden, ihre Europäer sich zurück ziehen und die Troglociten verlassen sollen. Ich gehe alles ein, antwortete ich ihm, was sie verlangen, und hoffe, daß der Himmel der die Unschuld beschützet, mir beystehen werde, ihr wildes Wesen zu zämen.

Ich gab dem Schiff-Capitain und dem Kinsqui-Cala ein Zeichen, sich einige Schritte zu entfernen, und gieng hernach auf den Ajouli loß. Er besaß so viel Herzhaftigkeit als Grausamkeit, und vertheidigte sich wohl; inzwischen, als ich merkte, das ihn der Zorn überwältigte, machte ich mir solches zu Nutz,

und verwundete ihn an der linken Schulter. Wie er sein Blut sahe, wurde er so rasend, als ein Löwe, und fiel mit noch wenigerer Behutsamkeit auf mich zu; ich wuste ihm aber auszuweichen, und brachte ihm zugleich am dicken Bein eine Wunde bey, die ihm zur Erde brachte. Ich setzte ihm den Degen auf die Brust, und verlangte, daß er sich ergeben sollte: ich bin ganz anders als sie gesinnet, sagte ich ihm, und nicht gewohnt, einem überwundenen Feinde das Leben zu nehmen.

Wie ich noch mit dem Ajouli redete, entstand auf einmal ein Lärmen, und ich sahe beyde Armeen auf einander loßgehen. So bald Vaudrecourt, des Ajouli Lieutenant, seinen General verwundt gesehen, rückte er mit seiner ganzen Armee an, um ihn aus meinen Händen zu befreyen. Die meinigen kamen mir eilends zu Hülfe, und ich hatte kaum Zeit, den Ajouli zu entwafnen, uud dem Schif-Capitain anzubefehlen, ihn ins Lager bringen zu lassen. Ehe man es bewerkstelligen konnte, muste ein blutig Gefecht um ihn herum geschehen: Vaudrecourt wurde selbst an der Hand verwund, und fünf seiner Soldaten empfiengen auch einige leichte Wunden.

Während sich die beyde Corps der Armee um den Ajouli herum schlugen, waren auch die Flügel mit gleichem Vortheil in Handgemeng; allein da sich Vaudrecourt wegen seiner empfangenen Wunde zurück ziehen muste, rückten die Feinde wieder in ihre Linien. Sie hatten nicht mehr als sechs tode Quacaciten, aber mehr als 25 Verwundete, worunter vier Europäer und Vaudrecourt waren. Von den

Meinigen wurden nicht mehr als vier Troglociten getödet, und 15 verwundet, unter welchen sich nur ein einziger Europäer befand, der es überdieß so wenig war, daß er seine Stelle nicht verlassen durfte.

Als die Feinde wieder in ihr Lager gerücket waren, ließ ich meine Truppen auch wieder das ihrige beziehen, und begab mich sogleich in das Zelt, wo man den Ajouli in Verwahrung hielt.

Ich komme nicht, sagte ich zu ihm, in der Absicht mich über ihr Unglück zu erfreuen, sondern ihnen zu zeigen, daß die Gottheit, die ihren Hochmuth und Grausamkeit bestraffet, mir anbefielet, die Beleidigungen zu vergessen, und durch meine Sanftmuth sie von ihrer abscheulichen Grausamkeit zu überzeugen. Sie haben die unglücklichen Troglociten aufgeopfert, und wir im Gegentheil werden uns angelegen seyn lassen, ihr Unglück zu vermindern. Es soll nicht an mir liegen, daß sie nicht bald ihre Freyheit erhalten: so bald sie nur einen dauerhaften Frieden werden eingewilliget haben, soll ihnen erlaubt seyn, ohngehindert zu ihren Bundsgenossen zurück zu kehren; das ist das einzige, so man als eine Vergeltung der Gefälligkeiten, die man ihnen erzeigen wird, und der Freyheit, die ihnen soll geschenket werden, von ihnen verlanget.

Ich war, antwortete Ajouli, nach der Art, wie ich bishero mit ihnen umgegangen, einer ganz andern Begegnung, als diese, so sie mir erzeigen, vermuthend: Aber vielleicht ist der Sieg den ihre Sanftmüthigkeit und Tugend über mein Herz erlanget, noch vollkommener als derjenige, den sie durch die Waffen

über mich erhalten. Ach! so vieler Laster ich mich auch schuldig weis, so fühle ich doch, daß die Dankbarkeit noch einige Gewalt über mich hat, und daß meine Wuth und Raserey noch nicht alle Menschlichkeit in mir erstücket. So viel Zwang ich mir auch angethan, zu vergessen, daß ich ein Mensch wäre, so erinnert mich doch ihre Tugend derjenigen Zeiten wieder, da ich selbsten tugendhaft gewesen bin. Ja, fuhr Ajouli fort, so groß auch ihre Verwunderung ist, so getraue ich mir doch zu versichern, daß ich ehemals die Treue und Redlichkeit geliebet habe. Warum haben sie doch, versetzte ich, ihre ersten Neigungen fahren lassen? Warum haben sie ihre Aufführung geändert und sich in die gräulichsten Ausschweifungen gestürzet? Das Laster, und die Wuth anderer Menschen, Antwortete Ajouli, haben mich lasterhaft und wütend gemacht: Die Rache brachte mich um meine Tugend, und verblendete mich so sehr, daß ich die Unschuldigen um der Schuldigen Fehler strafte.

Weil ich gegen den Ajouli eine heimliche Neigung, deren Ursache ich nicht errathen konnte, in mir empfand, so befürchtete ich, seine Wunden möchten sich durch die Bewegung, worinn ich ihn sahe, verschlimmern; ich ersuchte ihn also, sich zu beruhigen. Alle Laster, sagte ich zu ihm, können durch die Reue ausgewaschen werden: eine wahre Reue hemmet den Zorn GOttes, und machet, daß er sich unsrer wieder erbarmet; vielleicht bringet sie ihr Unglück wieder auf den Weg der Tugend zurück.

Ich besuchte den Ajouli, zwey Tage nach einander, ohne, daß ich seine Begebenheiten von ihm zu wis-

wissen verlangte; als aber der Wund-Arzt das zweyte Band gelöset, und versichert hatte, daß sein Leben nicht in Gefahr stünde, so hielte ich vor nöthig, ehe ich mit ihm über Friedens-Vorschläge handelte, mich nach den Umständen zu erkundigen, die ihn zu einem Bündniß mit den Quacaciten gebracht. Ich ersuchte ihn also, daß er mir erzählen möchte, durch was vor einen Zufall er in dieses Land gekommen, und welches sein Geburts-Ort wäre?

Historie des Grafen von Ajouli und der Seraphina Griti.

Eine immerwährende Folge unglücklicher Zufälle hat mich in den abscheulichen Zustand gesetzet, darinnen sie mich sehen: es scheinet, der Himmel habe ein Vergnügen daran gehabt, mich durch seine Bestraffungen lasterhaft zu machen; und ich würde vielleicht noch tugendhaft seyn, wenn ich weniger unglücklich gewesen wäre.

Ich bin zu Neapolis gebohren. Der Graf von Ajouli, mein Vater, hatte mich schon bey meiner Geburt, zu dem Soldaten-Leben bestimmet, und ehe ich den Hof zu Madrid besuchte, ließ er mich reisen und die vornehmste Städte in Europo besehen. Weil ich mich in Spanische Dienste begeben sollte, so war es ihm lieb, daß, ehe ich an diesem Hof erschiene, ich zuvor die Welt kennen lernete, und mich in allen den Wissenschaften und Liebes-Uebungen, die eine Standes-Person zu wissen nöthig hat, vollkommen machte.

Nachdem ich Italien durchgereiset hatte, gieng ich von Turin ab nach Paris. Ich hielt mich fast ein

ganzes Jahr in dieser großen Stadt auf, während solcher Zeit ich einzig und allein beschäftiget war, mich in demjenigen zu unterrichten, was mir zu meiner künftigen Beförderung nöthig seyn konnte: wie ich denn auch hierinnen so weit kam, daß man mich bey meiner Ankunft zu Madrid würdig fand, vielen andern, die mit mir zugleich um Beförderungen anhielten, vorgezogen zu werden. Ich bekam ein Regiment, welches viele andere mit großer Begierde gesuchet hatten.

Wenige Zeit darauf verließ ich Madrid, um mich nach Italien zu meinem Regiment, welches acht Meilen von Neapolis in Garnison lag, zu begeben. Als ich selbigen vorgestellet worden, besuchte ich meinen Vater, der mich mit vieler Zärtlichkeit empfieng, und sich über meine, durch die Reisen überkommene Geschicklichkeit, nicht wenig freuete. Den Morgen nach meiner Ankunft begleitete er mich zu dem Unter-König, und die ersten Tage wurden mit Besuchen zugebracht. Ich sahe die Gräfin Griti, meine nahe Anverwandtin oft. Sie hatte eine Tochter, die sich Seraphina nennte: alle Schönheiten von Neapolis mußten vor derselben ihren Glanz verlieren: ich konnte dem Feuer ihrer Augen nicht lange widerstehen, sondern verlohr meine Freyheit, die ich bis hieher erhalten hatte; und ich wurde aus einem eifrigen Verehrer des Ruhmes und der Ehrsucht ein Sclave von der Seraphina Schönheit.

Ob ich schon von keiner furchtsamen Gemüths-Neigung war, und die Reisen und der Umgang mit Leuten mir eine gewisse Dreistigkeit zuwege gebracht

hat-

hatten, so verlohr sich doch solche in dem Augenblick, als ich verliebt war. Ich nahm mir des Tages wohl zwanzigmal vor, mein Herz vor meiner Liebsten auszuschütten, aber so bald sich nur eine günstige Gelegenheit zeigte, so änderte ich mein Vorhaben. Es war mir nicht möglich, mich zu erklären; ich befürchtete die üblen Folgen, so aus einer Liebes-Erklärung entstehen konnten, und meine Augen allein mußten meine Unruhe entdecken Seraphina aber verstand die Augensprache nicht, oder wolte sie nicht verstehen, daß ich also das Vergnügen oder den Trost nicht hatte, zu wissen, ob man meine heftige Liebe kenne.

Sie war aber viel zu stark, daß sie nicht endlich meine Furchtsamkeit überwinden, und mich nöthigen sollen, mein Stillschweigen zu brechen. Warum solte ich nicht der Seraphina entdecken, sagte ich, daß ich ohne Sie nicht leben kann? Ich kann nicht unglücklicher werden, als ich es bin: die Ungewißheit ist unter allen Plagen die grausamste: und wenn ich nichts zu hoffen habe, wenn in dem Herzen meiner Geliebten keine Neigung zu finden, die mir einige Hofnung geben könne, so will ich mich zu heilen suchen: ich werde das Feuer, welches durch die Hofnung unterhalten wird, zu ersticken trachten, und die Vernunft wird solches vollends auslöschen, wenn ich nichts mehr zu hoffen habe.

Ich nahm mir also vor, aus der Ungewißheit zu kommen, und nachdem ich Seraphina bey der Gemahlin des Unter-Königs angetroffen, und die Gelegenheit wahrgenommen hatte, da sie eben nach dem Erker gieng, um auf den Hof zu sehen, und die Unter-

Königin indessen sich mit einer andern Person unterredete, so näherte ich mich meiner Liebste auf eine gleichgültige Art, und ohne von jemand wahrgenommen zu werden. Ich sterbe, schöne Seraphina, sagte ich zu ihr, wenn ich ihnen nicht das Bekänntniß ablege, daß ich sie anbete: der Zwang, worinnen ich mich befinde, und die wenige Gelegenheit, die ich habe, Sie allein anzutreffen, werden meinen allzufreyen Vortrag entschuldigen; ich bete sie aber an, und ich habe es bis itzo durch nichts, als meine Augen, zu verstehen geben können; ich würde aber vor Wehmuth vergangen seyn, wenn es mein Mund nicht geoffenbaret hätte. Sie antworten mir nicht, schöne Seraphina, fuhr ich fort, und scheinen über meine Dreistigkeit verwundert zu seyn; aber ihre Antwort wird den Ausspruch geben, ob ich länger zu leben habe. Reden sie nur, und sprechen sie mir ein Urtheil, ich bin bereit, alles zu thun, was Dero Haß und Grausamkeit mir anbefehlen werden.

Ich habe keinen Haß gegen sie, antwortete mir Seraphina voller Unruhe, der Ort, wo wir uns befinden, und die Augen, so um und um auf uns sehen, verhindern mich ein mehreres zu reden? Entfernen sie sich, Herr Graf, eine allzulange Unterredung dürfte Verdacht erwecken. Ach! ich sehe allzuwohl, erwiederte ich, daß sie mich hassen. Wohlan, ich werde weit von ihren Augen entfernet, ein unglückliches Leben so lange führen, bis ihre Grausamkeit mir solches völlig rauben wird. Ich habe ihnen schon gesagt, versetzte Seraphina, daß mein Herz keinen Haß kennet; aber um zu erfahren, ob solches eine andere Lei-

den-

denschaft hegen könne, so finden sie sich Morgen, nach der letzten Messe, bey den Franciscanern in der Capelle des heiligen Ambrosius ein. Weder die Unter-Königin, noch sonst jemand, wird uns daselbst beobachten können.

Seraphina verließ bey Endigung dieser Worte den Erker, und verfügte sich wieder zur Gesellschaft. Ich empfand ein Vergnügen und eine Anmuth, die mir bis dahin unbekannt war, und wurde gewahr, daß die zwey oder drey Monate Zeit, die ich meiner Liebste gewidmet hatte, nicht übel angewendet war, und daß ich Unrecht gethan, mich unter die Zahl der Unglücklichen zu zählen, bevor ich untersuchet, ob die Sprache meiner Augen verstanden worden: sie mußte die übrige Abendzeit statt der zärtlichsten Reden dienen, und der Seraphina zum öfftern, wiewohl verstohlner Weise, Dank abstatten; und obschon die Unter-Königin und die übrigen von der Gesellschaft verursachten, daß ich mich in Schranken halten mußte, so fand ich doch mehr, als einmal Gelegenheit, verliebte Blicke schiessen zu lassen, ohne daß es jemand bemerkte.

Ich verließ die Gesellschaft nicht eher, als nachdem meine Geliebte Abschied genommen hatte; ich erwartete den Morgen mit der größten Ungeduld, und niemals hat mir eine Nacht so lang geschienen, ob ich sie schon in dem steten Andenken, meine liebe Seraphina wieder zu sehen, zubrachte. Endlich kam dieser glückliche Augenblick heran: ich fand Sie in der besagten Capelle, in keiner andern Gesellschaft, als einer Hofmeisterin, der sie vermuthlich das Ge-

heimnis entdecket hatte. Sie erröthete, als sie mich ansichtig wurde, und konnte ihre Unruhe nicht verbergen.

Ich komme in der Absicht, sagte ich zu ihr, diejenigen Neigungen zu entdecken, womit sie meiner Hofnung geschmeichelt haben, und von denen mein ganzes Glück abhänget. Was kann es Ihnen nutzen, antwortete mir Seraphina, wenn sie entdecken, daß Sie geliebet werden, da eine Verhinderung, die nicht aus dem Wege zu räumen ist, sich ihrem Glücke widersetzet; und was vor eine Verhinderung, sagte ich? Es ist keine zu finden, die meine Zärtlichkeit und Leidenschaft nicht aus dem Wege räumen sollte, wenn ich versichert bin, nicht gehasset zu werden.

Bilden Sie sich nicht ein, versetzte meine Liebste, daß es so leicht sey, als Sie sich vorstellen: mein Vater hat mich seit langer Zeit dem Baron von Fenestroli zugedacht, und Sie wissen wie eigensinnig er ist: ich habe nicht die geringste Hoffnung, daß er seinen Entschluß ändern werde; indessen kann ich Ihnen nicht bergen, daß ich es sehr wünsche. Ich will nicht, Herr Graf, fuhr sie fort, eine unnöthige Verstellung annehmen: Sie sind mir keinesweges verhaßt, und ihre Augen, die mir seit langer Zeit die Gewalt die ich über sie erlanget, angezeiget, würden ebenfals aus den meinigen gelesen haben, daß sie eben so viel Gewalt über mich erlanget, wenn ich mir nicht den größten Zwang angethan hätte. Ich mußte mich beständig verstellen, und gleichsam wider mich selbst auf der Hut seyn: Sie furchten, mich anzureden, und ich erzitterte, sie möchten bemer-

merken, daß sie es in aller Sicherheit thun könnten; da sie aber nun mein Geheimniß entdecket, und mich genöthiget haben, mein Stillschweigen zu brechen, so kann ich ihnen nicht länger verhelen, daß, wenn es bey mir stünde, ich meine Gunst niemand anders, als ihnen, schenken würde: verschaffen sie, daß mein Vater in ihr Glück willige; ich meines Theils werde es mit Vergnügen sehen. Durch das aufrichtige Bekänntniß so ich ihnen thue, werden sie abnehmen, daß ich nichts so sehr befürchte, als an den Baron von Fenestroli vermählet zu werden.

Nachdem ich der Seraphina in den zärtlichsten Ausdrückungen, so mir die Liebe eingeben konnte, gedanket hatte, versprach ich ihr, die Absichten meines Nebenbuhlers zu hintertreiben, und die Sache so einzurichten, daß ihr Vater in mein Glück einwilligen würde. Ich bath sie um Erlaubniß, sie dann und wann zu besuchen, und stellte ihr dabey vor, daß solches nöthig wäre, um ihr von meinen Verrichtungen bey ihrem Herrn Vater Nachricht geben zu können: Versagen sie mir nicht, fuhr ich fort, ein Glück so mich aufmuntern wird, alles zu unternehmen, um in meinem Gesuche glücklich zu seyn; erlauben sie mir, daß ich sie manchal zu gleicher Stunde, und in der nemlichen Kirche, sprechen dürffe.

Man könnte unsre heimliche Zusammenkünffte entdecken, antwortete Seraphina: der Baron von Fenestroli ist so eifersüchtig, als ein Spanier: er gehet mir selbst nach, und läsfet mir auch durch andere auf allen Schritten nachgehen: ich will lieber, daß wir uns alle Nächte durch ein Fenster, so aus

einem niedrigen Saal nach der Strasse gehet, sprechen, woselbst wir von niemand können beobachtet werden, zumal wenn sie sich nicht vor eilf Uhr daselbst einfinden. Wir können nicht Vorsicht genug anwenden, meinen Vater nicht zu erzürnen, ehe er nicht vorher auf andere Meynung gebracht ist; hüten sie sich, daß sie mich nicht an anderen Orten, wo wir zusammen kommen werden, besonders aber bey der Unter-Königin, sprechen. Ein einzig Wort, ein einziger Blick, könnte uns verrathen, und unser Geheimniß offenbahren.

Ich kam den Befehlen der Seraphina aufs genaueste nach, und sahe sie sonst nirgends, als vor ihrem Fenster. Ob solches schon mit einem Gitter versehen war, so hatte ich doch das Vergnügen ihr manchmal die Hand, so sie mir durchzulangen beliebte, zu küssen. Ich achtete diese Gunst über alles, und glaubte, daß ich unter allen Sterblichen der glücklichste wäre. Ich hatte schon bey dem Graf Griti um seine Tochter ansuchen lassen, und ob er schon einigermassen dem Baron von Fenestroli das Wort gegeben, so nahm er doch den Antrag, so man ihm meinetwegen gethan, sehr wohl auf, und ich hatte Hofnung, daß er sich zu meinem Vortheil erklären würde, zumal ich in Neapolis bereits in grossem Ansehen stund, und dermaleins durch den Betrieb des Spanischen Hofes zu einem wichtigen Posten konnte erhaben werden. Aber mein Glück verschwand in einem Augenblick, und die Sache bekam eine ganz andere Gestalt.

Der

Der Baron von Fenestroli, der beständig von seiner Eifersucht angetrieben, und gewohnt war, die geringsten und unschuldigsten Handlungen meiner Liebste aufs sorgfältigste zu untersuchen, und auf alle Tritt und Schritte Acht zu geben, glaubte bey ihr einige Zerstreuung wahrzunehmen, die er zuvor nicht an ihr bemerket hätte; und dieses war schon genung, ihn zu überreden, daß er einen geliebten Nebenbuhler haben müsse.

Er nahm sich vor, ihn kennen zu lernen, und bemerkte die Seraphina einige Tage nacheinander in den Zusammenkünften sehr genau; ich ließ mich aber selten in ihrer Gegenwart finden, und wenn es auch geschahe, so wusten wir uns so zu verstellen, daß der Baron, so eifersüchtig er auch war, nichts argwohnen konnte. Er beschloß also, auszuforschen, ob seine Liebste nicht etwa bey der Nacht einen Amanten spräche, den sie des Tages nicht kennen wollte. Dieserwegen stellte er sich gegen Abend in einen verborgenen Winkel der Strasse, und blieb daselbst so lange, bis ich ankam, die Seraphina zu besuchen. So bald er wahrnahm, daß eine Manns-Person vor ihrem Fenster stehen blieb, zweifelte er nicht mehr, daß es nicht der glückliche Nebenbuhler wäre, der seiner Liebste die zerstreuten Gedanken verursachte, und den er zu kennen suchte. Der Entschluß ward bald gefasset, entweder zu sterben, oder ihm das Leben zu nehmen, und indem er mit dem Degen in der Faust auf mich loß gieng, rief er mir zu: vertheidige dich; einer von uns beyden muß hier das Leben lassen.

Ich hatte kaum so viel Zeit, mich in Gegenwehr zu stellen; mein Feind fiel mich in solcher Geschwindigkeit an, daß es mir nicht möglich war der Seraphina ein Wort zu sagen. Sie können urtheilen, wie meiner Liebste zu Muthe war: Sie wollte nicht um Hülfe ruffen, uns von einander zu bringen, aus Furcht, sie möchte für die Ursache unsers Streits erkannt werden, andern Theils aber war sie um mein Leben bekümmert; ich benahm ihr endlich die Furcht, indem ich meinen Nebenbuhler durch einen Stoß, den ich ihm beybrachte, zur Erde warf, und ohne Schaden davon kam. Wie ich nicht Gefahr lauffen wollte angehalten zu werden, so verließ ich gar bald den Kampf-Platz, nachdem ich der Seraphina mit folgenden Worten eine gute Nacht angewünschet hatte: „Leben „sie wohl, schöne Seraphina, wir sind an den Nach„forschungen unsers Feindes gerochen; ich werde „Mittel finden, ihnen den Ort meines Aufenthalts „wissen zu lassen, nach dem Ansehen und der Gestalt, „so diese Sache gewinnen wird.

Mein Nebenbuhler indessen war nicht gestorben, sondern nur in eine starke Ohnmacht gefallen; der Stich den er in den Magen bekommen hatte, war auch nicht tödlich, der Verlust des Geblütes konnte selbigen nur gefährlich machen. Es giengen einige Zeit hernach Leute durch die Strasse, und der Baron, der indessen wieder zu sich selber gekommen war, rieff sie mit einer schwachen und sterbenden Stimme um Hülfe an. Sie erkannten ihn, und brachten ihn nach seiner Wohnung, wo man sogleich die Aerzte herbey rieff, welche der Meynung waren, daß er dem Anse-

hen

hen nach, wieder aufkommen würde, jedoch könnten sie nichts gewisses versichern, als den Morgen, wenn der erste Verband würde abgenommen seyn. Ach, ihre Prophezeyhung traf allzu wohl ein! Der Baron war in kurzer Zeit wieder hergestellet. Wie nun sein Zufall jedermann bekannt war, so besuchte ihn auch der Graf Griti, so bald es sich nur thun liesse. Er erkundigte sich um die Ursache des Streits, und da er vor den Fenstern seiner Tochter vorgefallen, konnte er leicht merken, daß die Eifersucht daran Antheil haben müste. Er bat den Baron, daß er ihm aufrichtig die wahren Umstände bekennen möchte. Sie wissen, sagte er zu ihm, wie ich gegen sie gesinnet bin, und ich sie fast als den Gemahl meiner Tochter ansehe. Der Baron bekannte, daß er mich an der Seraphina Fenster angetroffen, und daß ich ihn verwundet hätte. Das war genug, ihn in die äusserste Wuth zu bringen, er schwor, daß, sobald der Baron würde wieder hergestellet seyn, er die Heurath seiner Tochter zu Stande bringen wollte: er glaubte, ihre Aufführung gegen mich wäre ein unauslöschliches Laster, und von dem Augenblick an hielt er mich für seinen allergrösten Feind. So bald er nach Haus kam, ließ er die Seraphina vor sich kommen. Nichtswürdige Tochter, sagte er, so bald er sie ansichtig wurde, deine Aufführung ist mir bekannt, ich kenne deine Herzens-Meynung, aber ich werde Mittel finden, dich zu deiner Pflicht anzuhalten, und zu verhindern, daß du nicht nächtliche Zusammenkünfte anstellest, und einen Menschen, den ich dir zum Gemahl bestimmet, umbringen lässest. Mache dich gefast

den Baron zu heurathen, oder dein Leben in einem Kloster zu endigen.

Seraphina ward von dieser Anrede ihres Vaters so betroffen, daß sie ihm nicht ein Wort zu antworten vermochte, sondern in ihr Zimmer zurück gieng, wo die Thränen ihr einziger Trost waren. Es waren sieben Tage verflossen, daß sie von mir keine Nachricht bekommen hatte. Ich hatte mich nach meinem Regiment begeben, welches, wie ich bereits gesaget habe, acht Meilen von Neapolis in Garnison lag. Ich erhielt von einem getreuen Menschen, den ich in diese Stadt geschicket hatte, die Nachricht: daß derjenige, so den Baron verwundet hätte, jederman unbekannt wäre, und daß er selbsten ausspreng-te, er sey von Räubern angefallen worden, und daß das einzige, so die Sache noch verdächtig machte, wäre, daß er unter den Fenstern der Seraphina in seinem Blute schwimmend, gefunden worden, in die er, wie man wüste, verliebt wäre.

Auf diese erhaltene Nachricht, kehrte ich nach Neapolis zurück, und sann auf Mittel wie ich meiner Liebste meine Ankunft bekannt machen sollte; ich bediente mich desselbigen Menschen, dem ich mein Geheimniß anvertrauet hatte, um durch der Seraphina Hofmeisterin, die ich auf meine Seite gebracht hatte, ihr einen Brief einzuhändigen, und durch sie die Antwort zurück zu erhalten. Urtheilen sie von meiner Verwunderung, als ich zwey oder drey Stunden nach Uebergebung meines Briefes folgende Antwort durch denselben Menschen zurück erhielt: „So groß „auch meine Verzweiflung ist, so hat mich doch dero

„Schrei-

„Schreiben fast völlig wieder aufgerichtet; es ist mir „ein Vergnügen, daß ich Sie wieder in der Stadt „weis, aber ich befürchte, daß ich dasjenige, Sie „zu sprechen, nicht werde haben können. Der Ba„ron von Fenestroli hat meinem Vater von allem, „was zwischen Ihnen und ihm vorgefallen, Nachricht „gegeben: er ist von allem unterrichtet, und vor „Zorn ganz ausser sich selbst: sein Wille ist, daß ich „den Baron heurathen, oder mein Leben in einem „Closter beschliessen solle. Da Sie nun die Beschaf„fenheit meines Herzens kennen, werden sie leicht „errathen, was ich von beyden wählen werde, und „da ich so unglücklich bin, daß ich Ihnen nicht soll „zu Theil werden, so seyn sie versichert, daß ich kei„nem andern werden will. Uebermorgen ist der un„glückliche Tag, da ich zwischen dero Nebenbuhler, „und dem Closter wählen soll, ich wünschte sehr, „ehe ich mich darein verschliesse, von Ihnen Abschied „zu nehmen. Suchen Sie dazu ein Mittel aus, es „ist mir unmöglich an das Fenster zu kommen, in„dem man allzu sehr auf mich Acht giebt: vielleicht „aber höre ich Morgen bey den Franciscanern die „Messe, wo sie mich an demselben Ort, da Sie mich „das erstemal gesehen, wieder sehen können; aber „es ist noch ungewiß, ob ich die Erlaubniß haben „werde auszugehen; finden Sie sich aber doch in der „Kirche ein, vielleicht daß die Liebe unserm Vorha„ben günstig ist.„

Ich kann ihnen nicht sagen, fuhr der Graf von Ajouli fort, was dieser Brief in meinem Herzen vor Bewegungen erregte. Da ich von Natur schon sehr

hitzig bin, wurde ich dadurch vollends auf das äusserste gebracht. Ich schwor hundertmal dem Fenestroil das Leben zu nehmen, und mich von einem so beschwerlichen Nebenbuhler zu befreyen; aber ein Ueberrest der Vernunft hielt mich noch zurück, und stellte mir vor, daß ich mich und auch die Seraphina verliehren würde, wenn es lautbar würde; ich nahm mir also vor, wie wohl mit dem äussersten Zwang, mich zu verstellen.

Ich fand mich in der Kirche ein, und wenige Zeit nach meiner Ankunft, sahe ich meine Liebste in Begleitung ihrer Hofmeisterin, ankommen. Nachdem sie in der Capelle war, und ich hinter ihr Platz genommen hatte, sagte sie zu mir, nun muß ich von ihnen auf ewig gute Nacht nehmen: Es ist nicht genug, daß ich sie verliehre, ich soll auch noch dasjenige erwählen, was ich auf das äusserste hasse, und ich kan dem grausamen Schicksal nicht anders entgehen, als daß ich mich aus der Welt begebe; Ach! wenn ich sie niemals gesehen hätte, würde ich die Welt ohne Mißvergnügen verlassen, aber sie verursachen, daß mir meine Retirade so sauer ankommt. Nein, schöne Seraphina, antwortete ich, sie sollen die Welt nicht verlassen, es kommt mir zu, sie von einem verhaßten Amanten zu befreyen: Befehlen sie nur, der betrügerische Fenestroli soll bald auffer Stand gesetzet seyn, ihnen weiter zu schaden; ich habe meine Rache nur so lange aufgeschoben, bis ich dazu von ihnen die Erlaubniß erlanget. Ich verbiete ihnen, versezte Seraphina, durch die Gewalt, so ich über sie erlanget habe, daß sie sich mit ihrem Nebenbuhler nicht weiter überwerfen;

Sie

Sie würden meinen Zustand noch trauriger machen, und meinen Vater noch mehr wider sie zum Zorn reitzen; Wir wollen alles von der Zeit und unsrer Geduld erwarten, vielleicht daß meine Beständigkeit und Hartnäckigkeit meinen Vater auf andere Gedanken bringen, und daß er endlich uns zu verfolgen müde werden, und uns glücklich machen wird.

Ich will dero Befehlen, antwortete ich, meiner schönen Seraphina auf das genaueste nachkommen, und meine Rache einstellen. Dadurch werden wir unser widriges Geschick ändern, antwortete Seraphina; Sie können mir allezeit durch die Mariana, meine Hofmeisterin, schreiben. Wir dürfen uns nicht schmeicheln, daß mein Vater sich so bald werde bewegen lassen, und ich bin gewiß, daß ich morgen ins Closter gehen muß.

Es geschahe auch, wie Seraphina gesagt hatte. Nachdem ihr Vater befohlen, daß sie sich sollte bereit halten, den Baron zu heyrathen, antwortete sie, daß sie bereit wäre ins Closter zu gehen. Ich bin damit zufrieden, sagte der Graf, aber die Zeit soll euch darinnen lang werden, und wenn ihr über drey Monate nicht anders Sinnes seyd, so werde ich Mittel finden, euch in dem nemlichen Closter einkleiden zu lassen, wo ihr heute nur als Kostgängerin aufgenommen werdet.

Die Hefftigkeit, womit Ajouli seine Begebenheiten erzehlte, machte mich fürchtend, es möchten sich dadurch seine Wunden verschlimmern. Geben sie sich zufrieden, sagte ich zu ihm, ich sehe, daß die Gottheit sich meiner als ein Mittel bedienet, sie wieder auf den Weg der Tugend zu bringen, den sie verlassen haben: je weiter sie davon entfernet sind,

jemehr wird mich ihre Rückkehr freuen. Ich spühre, ohngeachtet des Abscheues, so ihre Gottlosigkeiten in mir erwecket haben, eine heimliche Neigung, für ihr Leben besorgt zu seyn: ich werde sie bald wieder besuchen; eine längere Unterredung könnte ihnen in dem jetzigen Zustande schädlich seyn. Es hänget die Wohlfahrt und die Ruhe der ganzen Insul davon ab, daß sie bald wieder gesund werden, zwischen den Troglociten und Quacaciten einen dauerhaften Frieden stiften helffen, und durch ihr Beyspiel dero Gefährten, wieder auf den Weg der Tugend gebracht werden.

Als ich des Ajouli Zelt verlassen hatte, brachte man mir die Nachricht, daß St. Cyran, und das Detachement, so ich nach dem Walde geschicket, bald anlangen würden; sechs Troglociten, welche mein Freund vorausgeschicket, um mir von seinem Siege Nachricht zu geben, versicherten mich, daß alle Truppen nur noch eine Meile entfernet wären; und eine Stunde hernach konnte ich sie in der That, von ferne sehen.

Weil ich befürchtete die Quacaciten möchten sich ihre Müdigkeit zu Nutze machen, und sie überfallen wollen, so ließ ich meine Armee in der Ebene in Schlacht-Ordnung stellen, um ihre Ankunft zu erleichtern: sie stießen aber ohne Hinderniß zu uns, und wir rückten zusammen ins Lager.

Nachdem ich St. Cyran wegen des erfochtenen Sieges Glück gewünschet hatte, beschloß ich dem Kriege, sobald es nur möglich, ein Ende zu machen. Die Gefangenschaft des Ajouli erleichterte mein Vorhaben, und ich glaubte, daß ich dessen Ausführung nies

niemand anders anvertrauen, sondern solches selbsten thun müßte. Derowegen schickte ich drey Gefangene Quacaciten, denen ich die Freyheit schenkte, an Baudrecourt, und ließ ihm sagen, daß, wenn er vier Europäer als Geisseln in mein Lager schicken wollte, so wollte ich selbsten in seine Verschanzung kommen, und ihm solche Friedens-Vorschläge thun, die ihm gefallen sollten, wiedrigens Falls erwarte ich nur noch seine Antwort, um ihn alsdenn mit aller Macht anzugreiffen: und liesse ihm zur Nachricht wissen, daß ich noch zwanzig Europäer in dem Walde, hundert in meiner an der See-Küste erbauten Vestung, auch so viel Canonen und andere Nothwendigkeiten hätte, wodurch ich ihn bald auf das äusserste bringen könnte.

Als die Quacaciten aus meinem Lager und auf dem Weg waren, nach dem ihrigen zu gehen, begab ich mich wieder in das Zelt des Ajouli, mit dem es sich immer mehr und mehr zur Besserung anließ. Ich meldete ihm die Zurückkunft meiner Truppen, von deren erhaltenen Siege er schon an dem Tage seiner Gefangennehmung durch die zehen Europäer, die wieder zu ihm gestossen waren, Nachricht bekommen hatte. Ich fragte ihn nachgehends, ob er mir wohl seine Begebenheiten vollends erzehlen, und mir sagen wollte, auf was Art ich wohl am füglichsten mit seinen Cameraden Friede machen könnte. Ich bin bereit, sagte er, ihrem Verlangen ein Gnüge zu thun; weil vielleicht die Unglücksfälle, die mich lasterhaft gemachet, in ihrem Gemüth den Abscheu einigermassen verringern, den meine Boßheiten darinnen erwecket haben. Da sie beginnen ihre

Ausschweiffungen zu erkennen, antworte ich, so muß ich sie vielmehr beklagen, als hassen. Die Menschen sind den größten Schwachheiten unterworffen; aber die Reue wird nur in den Herzen großer Männer, oder solcher Personen gewürket, welche die Gottheit besonders hat begnadigen wollen. Seinen Feinden vergeben, heisset GOtt nachahmen. Nichts ist so hoch noch groß in der Welt, welches er in seinem Zorn nicht in Staub verwandlen könnte; nahet man sich ihm aber wiederum mit reuendem Herzen, so nimmt man ihm gleichsam die Zucht-Ruthe aus der Hand. Es müssen alle diejenigen umkommen, die das allerhöchste Wesen zu einem verhaßten Tyrannen machen, die sich einbilden, es habe nur Menschen hervorgebracht, um sie zu verderben, und die sich unterstehen zu behaupten, es müßten Unglückliche in der Welt seyn, an denen es seine Herrlichkeit und Macht beweisen könnte. Wie! der Allmächtige, der alle Dinge aus Nichts erschaffen, der sie verderben kan, wie er sie hervorgebracht hat, sollte zu Beweisung seiner Macht die Bestraffung einiger unglücklichen Sterblichen nöthig haben? Er ist eben so gnädig und liebreich, als mächtig; und ohngeachtet sie viele Laster begangen haben, so sind sie bey ihm schon vergessen, wenn sie ihnen nur leyd sind.

Glücklich sind die Menschen, welche alle ihre Handlungen nach den Führungen GOttes einrichten, und welche als abgesagte Feinde des Lasters, sich des Lahaften erbarmen, so bald er seine Fehler erkennet, und sich zu bessern suchet. Wer nicht so viel Großmuth besitzet, eine Beleidigung zu vergessen, dem feh-

let es entweder an Herzhaftigkeit, oder an Menschlichkeit. Was für ein Glück wäre es vor mich, schrie Ajouli, wenn ich eben so denken können! Wie viele Laster würde ich nicht vermieden haben? Vernehmen sie von mir, großmüthiger Meillcourt, fuhr er fort, alle diejenigen, so ich aus Haß und Rachbegierde ausgeübet habe.

Fortsetzung der Historie des Grafen von Ajouli, und der Seraphina Griti.

So bald die Seraphina in dem Closter war, ließ sie mir solches durch Mariannen, ihr Kammer-Mädgen zu wissen thun. Ich war gleich auf Mittel bedacht, wie ich sie sprechen könnte. Der Schmerz, von ihr entfernet zu leben, machte mir das Leben unerträglich, und wenn ich nicht zum öftern von ihr Briefe erhalten hätte, die meinen Schmerz linderten, so würde ich, ohngeachtet des genommenen Vorsatzes, mich zu bezwingen, den Baron Fenestroli herausgefordert, und mich durch seinen Tod gerochen haben.

Mein Verdruß vermehrte sich endlich dermassen, daß ich, um solchen zu stillen, und meine Liebste zu sehen, die allergefährlichste Sache von der Welt unternahm. Ich konnte sie nicht einmal an dem Gitter sprechen; die Nonnen hatten Befehl, sie niemals dahin kommen zu lassen, und sie hatte keinen andern Zuspruch, als ihre Hofmeisterin, welche allein Erlaubniß hatte ins Closter zu kommen, um ihr das benöthigte zu überbringen. Durch diese empfieng ich auch ihre

Briefe, da ich selbst sie weder sehen noch sprechen konte. Ich nahm mir vor ins Closter zu gehen, und mich einige Tage darinnen verborgen zu halten.

Die große Gefahr, in welche ich mich stürzte, war mir zwar nicht unbekannt; es war aber mir nicht möglich, ohne Seraphinen länger zu leben. Ich entdeckte mein Vorhaben einer Frau, die eine Schwester in dem Closter hatte, welche sie oft besuchte, und die mir vieles zu danken hatte, unter andern auch, daß ich ihrem Sohn vor kurzem eine Hauptmannschaft unter meinem Regimente gegeben hatte. Ich bath sie inständigst mir hierinnen bedient zu seyn, und ob sie wohl die Gefahr kannte, worinnen ich mich begeben würde, so willigte sie doch in mein Begehren und sprach dieserwegen mit der Thürhüterin. Zum guten Glück war dieses eine gute Freundin von ihrer Schwester, welche ebenfals um das Geheimniß wissen mußte. Die Sache gerieth besser, als ich anfangs gehoffet hatte. Hundert Louisd'or die ich ihr gab, thaten eine gute Würkung, sie nahm über sich, mich sechs Tage in dem Closter zu verbergen und zu veranstalten, daß ich mit Seraphinen sprechen könnte. Dona Urselina, so nannte sich die Schwester der besagten Frau, wollte mit der Ausführung nichts zu schaffen haben, sie begnügte sich die Thürhüterin Dona Angelina zu bereden, und versprach übrigens die Sache geheim zu halten.

Als alles verabredet und veranstaltet war, verkleidete ich mich als eine Magd, nahm einen Korb mit Wäsche auf den Kopf, und gieng ins Closter, als eine Weibs-Person, die der Dona Angelina etwas zu

über-

überbringen hätte. Da sie nun selbst Thürhüterin war, so führte sie mich ohngesäumt in ihre Kammer, wo ich eingeschlossen blieb, ohne daß jemand wahrnahm, ob ich wieder hinausgegangen wäre, oder sonsten den geringsten Argwohn hatte; weil nur die einzige Dona Angelina, nach ihrem Amt davor zu sorgen hatte.

So bald es Nacht war, und die Nonnen nach gehaltener Abend-Mahlzeit in ihre Zellen zurück gegangen waren, so verfügte sich Dona Angelina zu der Seraphina, und entdeckte ihr, was ich vor ein Mittel gefunden hätte, sie zu sprechen; sie war aber darüber so erstaunt, daß sie eine geraume Zeit nicht antworten konnte, und endlich ganz und gar abschlug, mich zu sehen. Die Vorstellung mich in ihrem Zimmer zu sehen, und die Folgen, so daraus entstehen konten, widersetzten sich dem Vergnügen, so sie sonsten hatte, mit mir zu sprechen; Dona Angelina wußte ihr aber diesen Scrupel zu benehmen, und sie zu bewegen, daß sie darein willigte. Was wird er wohl denken, sagte sie zu ihr, wenn er hören wird, daß, nachdem er sich in so große Gefahr begeben, sie zu sehen, sie die Grausamkeit besitzen, ihm diesen Trost zu versagen? Seine Verzweifelung würde ihn dazu bringen, auf ein ander Mittel bedacht zu seyn, welches leichtlich könnte entdecket werden: überdem, so haben sie jetzo, da der gefährlichste Schritt gethan ist, nichts mehr zu befürchten, noch daß ausser ihrer Hofmeisterin, auf die sie sich verlassen können, sonsten jemand in Dero Zimmer komme. Fürchten sie sich nicht! ich werde den Grafen noch viel leichter wieder aus dem

Clo-

Closter bringen, als er herein gekommen ist, und während der Zeit, daß die Nonnen in der Messe sind, kann er ganz sicher in seiner Verkleidung mitten durch das Closter gehen. Wenn ihm schon jemand begegnen sollte, so wüste man doch nicht, wie lange er sich hier aufgehalten, und er ist so wohl verkleidet, daß sie ihn selbst nicht kennen würden, wenn sie davon nicht benachrichtiget wären.

Weil mich Seraphina in der That liebte, und alle Umstände mir geneigt schienen, so willigte sie endlich darein, daß ich in ihr Zimmer kommen mögte. Ich warf mich bey meiner Ankunft zu ihren Füssen, versicherte sie, daß ich sie ewig lieben, und der Gewogenheit so sie mir erzeigte, beständig eingedenk seyn wollte. Stehen sie auf, sagte sie, so viel Vergnügen ich auch über ihre Gegenwart empfinde, so kann ich doch ihre Aufführung nicht billigen: erwegen sie die Gefahr, worinn sie sich begeben, und wie es mit uns beyden aussehen würde, wenn wir sollten verrathen werden. Gönnen sie mir, schöne Seraphina, antwortete ich, das Vergnügen und das Glück, sie zu sehen, ohne solches durch unnöthige Furcht zu stören: die Liebe wird uns günstig seyn: sie hat mich ohnerachtet aller Hüter und Wächter, womit sie umgeben sind, hieher gebracht, und sie wird mir ferner Gelegenheit zeigen, sie aus ihrer Gefangenschaft zu erledigen, wo sie anders darein willigen wollen. Was unterstehen sie sich mir zuzumuthen, versetzte Seraphina, können sie wohl glauben, daß ich mich so ganz vergessen, und die schuldige Pflicht gegen meine Familie aus den Augen setzen werde, daß ich zum Nachtheil meiner Ehre

ihnen folgen und glücklich seyn wolle? Wie, schöne Seraphina! antwortete ich, verbindet sie die Ehre dazu, daß sie einem barbarischen und grausamen Vater zur Rache dienen, oder dem zu Theile werden, vor dem sie einen Abscheu haben? Können sie nicht, ohne lasterhaft zu werden, einen Gemahl wählen, der sie anbetet, und der sonst vor niemanden zu leben verlanget? Verlanget wohl jemals die Tugend, daß man sich in das gröste Unglück stürze, wenn man solchem entgehen kann? Wer weiß, fuhr ich fort, ob ihre Flucht ihren Vater nicht vernünftiger machen wird, und ob er nicht, wenn er sehen würde, daß ich ihr Gemahl bin, und vor Fenestroli keine Hofnung mehr übrig ist, ihnen seine Liebe wieder zuwenden, und auf solche Gedanken kommen wird, die ihme, so lange er noch Hofnung hat, sein Vorhaben auszuführen, wohl nimmermehr in den Sinn kommen werden. Setzen sie nicht weiter in mich, sagte Seraphina, in eine Sache zu willigen, die mir zuwider ist, und deren Vortrag mich schon beleidiget; ich will lieber alles erdulten, was auch der Himmel über mich bestimmen möge, als etwas vornehmen, so meiner Ehre nachtheilig ist.

Die Nacht gieng vorbey, ohne daß ich den Sinn meiner Schönen ändern können. Die Nonnen verfügten sich schon nach dem Chor, Dona Angelina trat wieder ins Zimmer, und deutete mir an, daß es nun Zeit wäre, mich zu entfernen; ich aber war es nicht Willens, und bat Seraphinen inständigst, sie möchte mir vergönnen, noch einen Tag im Closter zu verbleiben. Sie sind nicht klug, antwortete sie; und an dem Orte wollen sie sich wohl aufhalten? Ueber-

all,

all, wo sie nur wollen, antwortete ich, wenn ich mich nur noch nicht von ihnen entfernen darf. Allein alles mein Bitten und Flehen war vergebens; meine Liebste war unerbittlich, und ich hatte schon alle Hofnung verlohren, als Dona Angelina vorstellte, daß dasjenige, so ich verlangte, von keiner so grossen Erheblichkeit wäre, daß es mir sollte versaget werden. Es ist eben so leicht, fuhr sie fort, ihn morgen, als heute, von hier zu bringen: Es kommet niemand in ihr Zimmer, und allenfalls können sie ihn in dem Cabinet verbergen, und da er bereits eine Nacht in selbigen zugebracht, warum sollte man sich einen unnöthigen Scrupel machen, ihn noch einen oder zwey Tage mehr darinnen zu lassen? Diese Strengigkeit ist nicht zu rechter Zeit angebracht, und dienet zu nichts, als sie beyde zu beunruhigen.

Dona Angelina brachte dieses mit so vieler Beredsamkeit vor, daß sie Seraphinen überredete: Die verschmitzte Nonne bediente sich selbsten des Raths, den sie meiner Liebsten gab; ich habe nachher erfahren, sie hätte einen Liebhaber, den sie zum öftern ins Closter brächte, und ich sie mit geringern Kosten in Versuchung führen können, ohne ihr vor die verschafte Unterredung mit der Seraphina, hundert Louisd'or zu zahlen.

Als es beschlossen war, daß ich noch zwey Tage im Closter bleiben sollte, so ereignete sich noch eine andere Hindernis, welche aber meine Vertraute ebenfals aus dem Wege räumte. Wie werden wir den Grafen können Essen verschaffen, sagte Seraphina? Ist es sonst nichts als dieses, versetzte Angelina, so können wir ihn

mit

mit Confect sättigen, und wenn ihm diese Kost zu leicht ist, so werde ich schon besorat seyn, ihm in meiner Tasche Brod zuzubringen, wenn ich in den Speise-Saal gehe. Ich dankte meiner Versorgerin, und währenden acht Tagen, die ich im Closter zubrachte, hatte ich weder Mangel an Brod noch an Confect.

Es würde beschwerlich gewesen seyn, acht Tage im Closter zu verbleiben, ohne die Seraphina auf andere Gedanken zu bringen. Sie verwilligte schon den zweyten Tag, mich vor ihren Gemahl zu erkennen: wir nahmen beyde den Himmel zum Zeugen unserer Vereinigung, und zum Bürgen unsrer Eidschwüre an; und ohne auf die Ceremonien zu warten, die uns die Liebe als unnöthig vorstellte, genossen wir der süssesten Umarmungen, und nahmen zugleich solche Maaß-Regeln, die uns von dem eingeschränkten Closter-Leben befreyen konnten.

So bald ich nur ihr Ehegemahl hieß, weigerte sie sich nicht mehr, mir zu folgen; indem die Liebe mich glücklich machte, hatte sie auch zugleich alle ihre Bedenklichkeiten gehoben. Wir beschlossen also, daß ich mich drey Tag hernach, zur Nachtzeit, ausser der Mauer des Gartens einfinden sollte, und daß durch Hülfe einer doppelten Strick-Leiter, wovon ich die eine Hälfte über die Mauer in den Garten werfen, Seraphina sich selbiger bedienen, und zu mir übersteigen wollte. Es gieng alles nach Wunsch, und so, wie wir es verabredet hatten, von statten; Seraphina war drey Tage nach meiner Verlassung des Closters, völlig in meiner Gewalt. Ihre Entführung verursachte keinen geringen Lärmen. Damit wir aber dieserwegen niemand im Closter verdächtig machen möchten,

so liessen wir die Strickleiter an der Garten-Mauer hangen, und nachdem wir uns in einer kleinen Stadt, nahe bey Neapolis hatten trauen lassen, begab ich mich auf eines von meinen Land-Gütern, so nur vier Meilen davon entfernet war.

Ich ließ dem Grafen von meinem Verfahren Nachricht geben, und glaubte, er würde sich bewegen lassen, wenn er hören würde, daß seine Tochter bereits getrauet wäre; er war aber hievon so weit entfernet, daß er beschloß, so wohl mich, als seine Tochter, ganz und gar unglücklich zu machen. Er klagte mich als einen Entführer an, und brachte die Pfaffen und Mönche wider mich auf, die zugleich Mitkläger wurden, und verlangten, ich sollte am Leben gestrafet werden, weil ich einen geheiligten Ort entheiliget, und ein Mädgen aus einer Freystätte entführet hätte, welche Laster nicht anders, als durch die äusserste Schärfe müsten bestrafet werden. Er erlangte zum Theil was er suchte, nemlich einen Befehl, mich und seine Tochter in Verhaft zu Verhaft zu nehmen. Ich wuste von allem diesen nichts, und erstaunte nicht wenig, als ich an einem Morgen gegen fünf Uhr mein Schloß von einem Detachement Dragoner umringet sahe. Der Commandant derselben befahl mir im Namen des Unter-Königs ihm nach Neapolis zu folgen, wohin er auch meine Gemahlin brachte. Ich wurde bey meiner Ankunft auf die Festung gebracht, und in meinem Zimmer auf das schärfste von dreyen Schildwachten bewachet. Seraphina muste in eines der strengsten Closter wandern, woselbst sie mit vieler Vorsichtigkeit von den Nonnen, die vor sie gut sagten, in Acht genommen wurde.

Indessen ward mein Proceß fortgesetzet; meine grausamsten Feinde waren die Mönche, welche mir durchaus ans Leben wollten, und sie würden auch ohne Zweifel ihren Zweck erlanget haben, wenn mein Vater und meine Familie nicht mit aller Macht es beym Spanischen Hofe dahin gebracht hätten, daß sich derselbe die Erkänntniß über meine Sache allein vorbehielte. Durch dieses Mittel wurde ich zwar eines Theils von der Verfolgung meiner Feinde befreyet, aber ihre Feindschaft gab ihnen Gelegenheit an die Hand, mich noch viel grausamer zu verfolgen. Der Spanische Hof hatte mich zu einer dreyjährigen Gefangenschaft verdammet, und befahl, daß Seraphina gleiche Strafe erdulden sollte; und daß wir nach Verlauf dieser Zeit in Freyheit sollten gesetzet werden. Der Graf Griti ward sehr erbittert, daß er alle seine gräuliche Anschläge unerfüllet sahe, und die Heurath seiner Tochter nicht hindern konnte; er schrie solche vor einen Kirchen-Raub, und vor einen Eingriff in die Rechte der Kirche, und der väterlichen Gewalt, aus, und beschloß, sich die dreyjährige Gefangenschaft der Seraphina so zu Nutze zu machen, daß er sie durch beständige Quaal und Marter auf andere Gedanken bringen wollte. Sie war ohne Unterlaß dem Eigensinn der Nonnen und den Beschimpfungen der Mönche ausgesetzet; die nöthigsten Dinge wurden ihr versaget, und es war ihr nicht vergönnet mit jemand zu sprechen, so, daß ich in sechs Monaten nicht die geringste Nachricht von ihr einziehen konnte. Endlich würckte meine Familie am Spanischen Hofe so viel aus, daß ich an sie schreiben, und mein Diener ihr wöchent-

lich einmal meine Briefe überbringen und ihre Antwort abholen durfte. Ich erfuhr alsdenn, wie grausam man mit meiner liebsten Gemahlin umgegangen wäre, und wie unbarmherzig man noch täglich gegen sie verführe, und beschloß daher, sie hievon zu befreyen, es koste auch was es wolle. Ich offenbahrte mein Vorhaben einem Officier von meinem Regiment, der allzeit viele Willfährigkeit gegen mich spüren lassen, und mich auch zum öftern besuchte. Ich bin fest entschlossen, sagte ich zu ihm, mich und meine Gemahlin der Sclaverey zu entziehen: Sie soll noch länger als zwey Jahre im Closter verbleiben, und durch die Drangsalen so man ihr anthut, ihres Lebens überdrüßig werden: dieses ist die Absicht ihres barbarischen Vaters; wenn sie mich lieben, fuhr ich fort, so helfen sie mir, Vaudrecourt, mein Vorhaben ausführen.

Ich bin Vorhabens die Spanische Dienste zu verlassen, und mit meiner Frau nach Frankreich zu flüchten. Ich bin bereit, antwortete Vaudrecourt, für sie alles zu unternehmen: Befehlen sie nur, es ist keine Gefahr so groß, die ich nicht mit Lust auf mich nähme, wenn ich nur dadurch ihr Unglück endigen kann; bedenken sie aber auch, daß, da sie ein Ungemach abkürzen wollen, das nur noch zwey Jahre dauern kann, sie vielleicht in ein anderes verfallen, das ewig dauren wird. Wenn sie die spanischen Dienste verlassen und in Neapolis noch einmal grosses Aufsehen verursachen, so werden alle ihre Güter eingezogen, und sie dadurch in einen traurigen Zustand gesetzet werden; es ist kein gröſſer Unglück für einen Menschen von ihrem Stande, als in einem fremden Lande zu leben, wo man aller Beyhülfe des

nö-

nöthigen Unterhalts beraubet ist. Ich habe, versetzte ich, wegen meines Vermögens nichts zu befürchten, solches befindet sich noch in den Händen meines Vaters, und wenn ich werde ausgetretten seyn, so wird er schon Sorge tragen, daß die Güter verkauft, und die Gelder mir nach Frankreich übermachet werden. Es ist nur allein nöthig, daß er mein Vorhaben nicht erfahre, sonst würde er nimmermehr darein willigen; da er im Gegentheil, wenn die Sache einmal geschehen, gleichsam gezwungen ist, mir zu helfen. Ich habe ihnen schon gesagt, erwiederte Vaudrecourt, daß ich bereit bin, alles zu unternehmen: sie dürfen nur reden, so werde ich ihre Befehle ausrichten; aber wenn sie mir glauben wollen, so gehen sie nicht nach Frankreich. Es ist schon alles bey mir beschlossen, versetzte ich, ich kann die Verfolgungen, welche die Seraphina erdulden muß, nicht länger vertragen, und wenn sie mir beystehen wollen, so soll sie in drey Tagen von ihrer Gefangenschaft befreyet seyn. Es ist nöthig, daß sie sich nach dem Regiment begeben, und aus selbigem 4 Soldaten aussuchen, auf die sie sich verlassen können; sie werden auch Sorge tragen, ein seegelfertiges Schif zu finden, dessen wir uns alle Augenblicke bedienen können. Ich kann mit leichter Mühe, und wenn ich nur will, aus der Festung kommen, denn seit zwey Monaten habe ich die Erlaubniß überall herum zu spatziren, und man verläßt sich auf mein gegebenes Wort. Ich habe am Wall einen Ort bemerket, wo ich bey Nacht-Zeit leichtlich in den Graben kommen kann: wenn ich nun werde in freyer Luft seyn, wollen wir gerade nach dem Closter zueilen;

eilen; mein Cammer-Diener hat mir gesagt, daß man leichtlich in zwey oder drey Heuboden, die an die Zellen der Nonnen anstießen, und deren Thüren und Fenster nach der Strasse zugiengen, Feuer einlegen könnte. So bald wir das Closter in Flammen gesetzet haben, so werden die sich darinnen aufhaltende Leute nicht unterlassen, um Hülffe zu schreien: während der Angst und Schrecken denn können wir uns ins Closter schleichen, und in der Unordnung, so das Feuer in selbigen anrichten wird, meine Gemahlin davon führen.

Vaudrecourt suchte vergeblich alles was er nur konte hervor, um mich auf andre Gedanken zu bringen, aber ich war unbeweglich. Wenn sie meynen, sagte ich zu ihm, daß mein Vorhaben allzugefährlich sey, so lassen sie mich solches allein ausführen; ich verlange weiter nichts von ihnen, als daß sie mir ein Schiff in Bereitschaft halten. Vaudrecourt wurde hierüber empfindlich. Können sie wohl, sagte er, einen Augenblick glauben, daß ich mich solte vor der Gefahr fürchten? Lassen sie uns das Closter in Brand stecken, ich willige darein, und nehme solches selbsten auf mich; aber finden sie nicht vor gut, daß man zuvor Seraphinen davon Nachricht gebe, damit sie unser Vorhaben unterstützen könne? Ich werde mich davor sehr hüten, versetzte ich; sie würde nicht nur solches äusserst mißbilligen, sondern wohl gar andern entdecken, die im Stande wären, es zu verhindern. Ich weis, daß Seraphina tugendhaft ist, und so elend auch ihr Zustand ist, so wird sie doch solchen nimmermehr durch eine lasterhaffte That verbessern wollen. Bey so gestalten Sachen, sagte

Vau-

Vaudrecourt, ist also nichts mehr übrig, als daß wir unser Vorhaben je eher, je lieber ins Werk richten. Wir bestimmten dazu den dritten Tag, an welchem die benöthigten Soldaten von dem Regiment bey uns eintreffen konnten. So bald sie angelanget waren, begab sich Vaudrecourt um Mitternacht nach der Festung, und ich ließ mich von dem Ort des Walles, den ich bemerket hatte, sachte herunter in den Graben, stieg von da in den verdeckten Weg, und gelangte glücklich bey meinen Freunden an.

Dieser glückliche Anfang machte uns Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange unsers Unternehmens. Wir giengen nebst den vier Soldaten gerade auf das Closter zu, nachdem wir uns zuvor mit acht oder neun großen Lunten und Schwefel versehen hatten, die wir bey einer mitgebrachten Blend-Laterne anzündeten, und durch die offenstehende Fenster in die Heuboden warfen. Nicht lange hernach kamen schon die Flammen herausgeschlagen, und das Feuer ward in weniger als einer Viertelstunde so groß, daß es fast die ganze Seite des Closters, so nach den Heuboden zugieng, ergriffen:

Ehe man noch Zeit gehabt hatte, um Hülfe zu ruffen, hatten wir uns entfernet, und die Lunten von uns geworfen, um uns nicht verdächtig zu machen. Ach! diese Vorsicht verursachte meinen Verlust und Verderben. Wir blieben einige Zeit in einer andern Strasse, und warteten, bis man um Hülfe ruffete, und als wir zurück kamen, waren wir nicht wenig verwundert, daß das Feuer schon so stark überhand genommen hatte. Selbiges ganzes Viertel war schon

herbey gelauffen und das Closter war voller Leute. Verzeyhen sie mir, sagte hier der Graf von Ajouli, dieses traurige Andenken beunruhiget mich unaufhörlich, und ich kann an dasjenige, so ich gesehen, nicht gedenken, ohne meine wider die Menschen ausgeübte Grausamkeiten noch zu rechtfertigen, weil es solche unter ihnen giebt, die mich gleichsam genöthiget haben, ein Laster auszuüben, das einen so jämmerlichen Ausgang genommen hat. Und was vor einen Ausgang; grosser GOtt! den Tod meiner Gemahlin. Ja, tapferer Meillcourt sie war das erste Opfer, so von den Flammen verzehret wurde: ihr, und anderer Nonnen, Zimmer, stiessen an die Heu-Boden, und ehe man ihnen zu Hülffe kommen konnte, waren sie bereits vom Dampf erstücket, und vom Feuer halb gebraten. Unter einigen todten Cörpern, die man der Wuth der Flammen, welche immer heftiger um sich griffe, entriß, erblickte ich mit gräulichsten Entsetzen auch den von meiner lieben Seraphina. Meine erste Bewegung war, mich ins Feuer zu stürzen; aber eine andere machte, daß ich mich auf den Cörper der Seraphine warf, und mich darauf erstechen wollte. Ich zog bereits meinen Degen, wurde aber von Vaudrecourt zurück gehalten. Der Wuth und Zorn verhinderten mich, ein einzig Wort hervor zu bringen, und ich that nichts, als entsetzlich schreyen und häulen. Das Volk so nur auf Löschung des Feuers bedacht war, gab auf meine Verzweifelung wenig Acht, sondern glaubte, daß ich den Verlust einer Anverwandtin bedauerte, und Vaudrecoure bediente sich der Verwirrung, worinnen ich war, und ließ mich durch zwey

ver-

verkleidete Soldaten davon tragen. Den andern beyden befahl er, den Cörper der Seraphine in das Schiff zu bringen so unsrer erwartete, wo ich ohne Empfindung und Verstand anlangte.

Als wird an Bord waren, befahl Vaudrecourt die Segel auszuspannen, und wir schifften mit guten Wind nach Genua. Mein Freund wendete alle Mühe an, mich wieder zurecht zu bringen; ich war aller Vernunft beraubet, und der Schmerz hatte meinen Verstand so verwirret, daß ich die ungereimteste Dinge vorbrachte; zu gewisser Zeit weinete ich, und zu einer andern schiene es, als hätte ich mein Unglück vergessen. Endlich, nachdem ich fast zweymal vier und zwanzig Stunden in dieser Gemüths-Unruhe zugebracht hatte, ohne die geringste Nahrung zu mir zu nehmen, wurden die Sinnen geschwächet, und ich schlief drey oder vier Stunden. Ach! was für Schmerzen fühlte ich nicht, als ich erwachte? Dieser kurze Schlaf hatte mir den Gebrauch der Vernunft wieder gegeben, die mir mein Unglück noch weit empfindlicher machte. Ich ergab mich von neuem der Verzweifelung, vergoß einen ganzen Strohm Thränen, und Vaudrecourt konnte mich nicht eher, als nach vieler angewandten Mühe bereden, daß ich ein wenig Speise zu mir nahm. Ich wuste noch nicht, daß Vaudrecourt den Cörper meiner Seraphine aus den Flammen gerettet hatte, und es war vor mich eine neue Qual, daß ich meine Gemahlin nicht zur Erde bestättigen konnte. Nachdem sich der Wind geändert, wurden wir genöthiget an einem unbewohnten Ufer zu landen: Vaudrecourt glaubte, daß er mir nun entdecken

cken könnte, wie er der Seraphine Cörper bey sich hätte, und daß der Trost, sie beerdigen zu können, meinen Schmerz vermindern würde, deswegen offenbahrte er mir das Geheimniß, welches mir unbewust war. Zeigen sie mir, schrie ich, die unglücklichen Ueberbleibsel meiner liebsten Gemahlin, damit ich sie umfassen und das Vergnügen haben könne, in dieser Beschäftigung meinen Geist aufzugeben. Sie müssen mir vorher, antwortete Vaudrecourt, versprechen, daß sie sich mehr fassen wollen, wenn ich ihnen den Cörper der Seraphine zeigen soll; sonst bin ich entschlossen, ihn selbst, und ohne ihr Vorwissen, zu beerdigen; weil wir hier aber an einem Orte sind, wo wir ihn in aller Freyheit die schuldige Pflicht leisten können, so will ich ihnen wohl den Trost gönnen, den sie so eifrig verlanget haben. Ich versprach meinem Freund alles, was er nur verlangte, aus Furcht, er möchte dasjenige meinen Augen entziehen, was ich so sehnlich zu sehen wünschte. Als man von dem halb verbrannten Cörper die Decke abgenommen hatte, wurde ich, statt eines Mitleidens und zärtlicher Regung, die ich das erstemal verspühren lassen, von einer heftigen Raserey überfallen, die sich aller meiner Sinnen bemächtigte. Schaffet mir diesen Cörper aus den Augen, schrie ich mit einer gräßlichen Stimme, und bringet ihn wieder an seinen Ort, ich will ihn sonst nirgends als zu Genua beerdigen. Vaudrecourt stand in den Gedanken, daß das Anschauen nur meinen Schmerz vermehrte, und that sein möglichstes, mich auf andere Gedanken zu bringen; aber es war alles vergebens, und er muste thun, was ich haben wollte.

Aber, fuhr Ajouli fort, warum halte ich sie länger mit einer Erzählung so trauriger Dinge auf, die zu nichts dienen, als durch ihr Andenken mein Unglück zu vergrössern? Tapferer Meillcourt, sie sollen nun erfahren, daß die Begierde Seraphinens Tod zu rächen, mir den allergrausamsten Vorsatz eingab, den ich sogleich bewerkstelligte. Weil ich mich, sagte ich in meiner Raserey, so wohl über den Himmel, als über die Menschen, zu beklagen habe, so will ich mich an beiden rächen. Ehe ich den Cörper der Seraphine zur Erden bestatten ließ, ließ ich solchen in eben dem Zustande, als er damals war, durch einen Bildhauer so vollkommen in Holz abbilden, daß sie sich beyde ganz ähnlich waren, alsdenn beschloß ich, daß ich dieser hölzernen Figur, welche die Verzweifelung hervorgebracht, und die Rache zu ihrem Götzen gemachet, so viel Menschen aufopfern wollte, als ich nur könnte. Diesem zufolge kaufte ich von dem mitgebrachten Gelde ein Schif, und befahl Vaudrecourt, der alles Glück und Unglück mit mir gemein haben wollte, solches auszurüsten. In dem Stande, worinn wir uns beyde befanden, konnten wir nichts anders ergreiffen, als See-Räuber abzugeben; ich sagte jedoch dem Vaudrecourt nichts von meinem Vorhaben, sondern machte ihm weiß, daß wir nur allein auf die barbarischen Raub-Schiffe kreutzen wollten. Ich nahm mit Fleiß nur lauter freche und gottlose Buben zu Matrosen an, damit sie sich desto weniger wundern sollten, wenn sie meine Thaten mit ansehen würden.

Als alles in Bereitschaft war, gieng ich unter Segel, und richtete meinen Lauf nach den Neapolita-

nischen Küsten, wo ich nach meiner Ankunft an einem solchen Ort ankerte, da man uns nicht leicht entdecken konnte. Ich stieg darauf mit den vier Soldaten, die mir versprochen hatten überall zu folgen, wohin ich nur wollte, ans Land, und nahmen unsern Weg nach Neapolis, woselbst ich mich einige Tage verborgen hielte, ohne mein Vorhaben ins Werk richten zu können; endlich aber erreichte ich meinen Zweck; denn meine Spionen brachten mir einen Tag, da ich schon alle Hofnung, glücklich zu seyn, verlohren hatte, die Nachricht, daß der Graf Griti und der Baron Fenestroli aus der Stadt gefahren wären, und den Weg nach einem Lust-Haus, so mehr als zwey Meilen entlegen, genommen hätten.

Diese Gelegenheit wollte ich nicht aus den Händen lassen, sondern kam ihnen mit meinen vier Soldaten voraus, und erwartete sie auf dem Wege. So bald sie in dem Hinterhalt waren, den ich ihnen gestellet hatte, befahl ich einem Soldaten aus dem mitgebrachten Sack die Figur meiner Seraphine herauszunehmen. Barbarischer Vater, sagte ich zu dem Graf Gritti, kennest du dieses gräßliche und ungestallte Bild? Es stellet solches deine unglückliche Tochter vor. Ich erzählte ihm darauf umständlich, was mir begegnet war, und ohnerachtet er mir zu Füssen fiel, schoß ich ihm doch eine Kugel durch den Kopf. Ich that desgleichen dem Baron Fenestroli, dem Gutscher, und einem Diener; nachhero begieng ich nächst dieser Grausamkeit, noch die gräuliche Ausschweifung, daß ich meinen Soldaten befahl, vor dem Bilde, dem ich

ein

ein Opfer gebracht hatte, niederzufallen, und gab ihnen dazu selbst das Beyspiel.

Nach Endigung dieser gottlosen Ceremonie, giengen wir wieder zu Schiffe, und sofort unter Segel. Als wir weit genug vom Lande waren, ließ ich die Equipage, die aus lauter Lumpen-Gesindel bestand, zusammen beruffen, und nachdem ich ihnen eine Ergötzlichkeit gereichet, und dadurch sie mir gewogen gemacht hatte, erzehlte ich ihnen das barbarische Opfer, so ich verrichtet hatte, und kündigte ihnen an, daß ich künftig auf gleiche Art mit allen Gefangenen, die wir machen könnten, verfahren wollte; daß ich vor meinen Antheil nichts, als ihr Blut, verlangte, und ihnen alle Reichthümer völlig und allein überlassen wollte. Eine solche Theilung gefiel meinen Boots-Leuten über die maßen wohl, und gaben sie zur Antwort: daß, wenn ich wollte, könnte ich auf solche Weise die ganze Welt aufopfern, wenn sie nur dabey ihre Rechnung fänden.

Baudrecourt war über mein Vorbringen so erstaunt, daß er eine geraume Zeit kein Wort hervorbringen konnte: endlich, nachdem er sich in etwas erholet, und seine zerstreute Sinnen in Ordnung gebracht hatte, fiel er mir zu Füssen, und bat, daß ich meinen Entschluß ändern möchte. Er beschwor mich, daß ich ihn lieber zu erst aufopfern, als begehren möchte, bey solchen Greuelthaten einen Zuschauer abzugeben: Aber alle seine Vorstellungen waren umsonst. Ich durchstrich das Mittelländische-Meer, und wollte um mehrerer Sicherheit willen, meine Opfer nicht eher anstellen, als wenn ich in dem Ocean angelanget wäre, wo ich glaubte, daß ich sie unbestraft fortsetzen könnte.

Ich

Ich kreutzte bey dem Vorgebürg der guten Hofnung, und nachdem ich ein Portugiesisch Schiff angefallen, in Grund geschossen, und mich aller Reichthümer bemächtiget hatte, opferte ich die ganze Equipage, die sich zu Gefangenen ergab, meinem Götzen der Rache auf. Vaudrecourt verkündigte mir einen Theil des Unglücks, so mir begegnen würde. Ich kann, sagte er, ihre barbarische Grausamkeit nicht hemmen, aber der Himmel wird sie zu bestraffen wissen. Erzittern sie über sich und über alle diejenigen so sie nöthigen, an ihrem Laster Theil zu nehmen; die Gottheit ist viel zu schröcklich beleidiget, als daß sie dergleichen Unthaten sollte lange ertragen können. Was mich betrift, so finde, daß ich, ihrer Laster ohngeachtet, sie nicht hassen kann, und sie mir allezeit lieb und werth sind: eine blinde Neigung treibet mich an sie zu lieben, und ihr Unglück machet, daß ich sie meinem Gemüthe weniger grausam vorstelle; aber was wird meine Freundschaft wider den Zorn des Himmels ausrichten können?

Die Propheceyungen des Vaudrecourt traffen gar bald ein. Den Morgen nach diesem barbarischen Opfer erhob sich ein ungestümer Wind, der eilf Tage anhielt, während solcher Zeit wir beständig mit Wind und Wellen zu streiten hatten. Unser Schiff schöpfte von allen Seiten Wasser, und strandete endlich am Ufer der Quacaciten. Weil diese Küste voller Sandbänke ist, so öfnete sich das Schiff nicht so bald, sondern wir hatten noch zwölf Stunden Zeit, vermittelst der Chaluppe die nöthigste Provision an Land zu bringen. Als wir aber auch, nachdem sich der

Sturm

Sturm sechs Stunden hernach völlig geleget hatten, die Canonen herausschaffen wolten, so öffnete sich das Schiff mit einmal, und wir konnten weiter nichts in Sicherheit bringen.

Bey der Ankunft auf dieser Insul war unsere erste Sorge, zu erfahren, ob sie bewohnt sey: Wir wurden einiger Quacaciten gewahr, die, so bald sie uns nur sahen, die Flucht nahmen: Wir berathschlagten also unter uns, was weiter vorzunehmen wäre; und da wir an vielem, sonderlich an Lebensmitteln, Mangel litten, so ward beschlossen, mit den Wilden, wo es möglich wäre, Freundschaft zu stifften, und zuerst bey ihnen die Güte zu versuchen, damit sie sich, wenn wir ihnen übel begegneten, nicht in die Wälder zögen, und uns verhungern liessen. Unser Anschlag ward glücklich ausgeführet: wir machten mit Monteze, Haupt der Quacaciten, ein Bündniß, und da wir einen Bootsmann unter uns hatten, der auf seinen vielfältigen Reisen nach Indien verschiedene Sprachen der Indianer erlernet hatte, so lernete er die Sprache der Quacaciten, die mit jenen in vielen Wörtern überein kam, gar bald, so daß wir durch ihn gar leicht mit ihnen handlen konnten.

Ungeachtet der ausgestandenen großen Gefahr, war ich doch auf neue Grausamkeiten bedacht, fand auch dazu bald Mittel, als die Quacaciten mit den Troglociten Krieg anfiengen. Ich nahm der ersten Parthey, mit dieser Bedingung, daß es mir erlaubt seyn sollte, alle Gefangene dem Götzen der Rache aufzuopfern. Das übrige von meinem Unglück wissen sie; ich glaubte dessen Endschaft in unserm Zweykampf

zu finden; aber vermuthlich will der erzürnte Himmel mich zu neuem Unglück, oder zu neuen Lastern aufbewahren.

Die Gottheit, sagte ich zu dem Ajouli, bewahret sie dazu auf, daß sie ihre Greuelthaten durch wahre und beständige Tugend auslöschen sollen. Ich merke, fuhr ich fort, daß ich bey Vaudrecourt, der an ihrer Stelle die Europäer commandiret, weniger Hinderniß zum Frieden, als ich anfangs geglaubet, finden werde; ich habe ihm antragen lassen, selbst in sein Lager zu kommen, um solchen mit ihm zu schliessen. Seyn sie versichert, versetzte Ajouli, daß er solchen mit Vergnügen annehmen wird, sollte er es auch nur deswegen thun, damit er meine Gefangenschaft endige: wenn sie jemanden zu fürchten haben, so ist es einer von den vier Soldaten, wovon ich ihnen gesaget habe, welchen seine Laster zu meinem Lieutenant erhoben haben. Er hat vielleicht unter seinen Cameraden mehr zu sagen, als Vaudrecourt, dessen sittsames Gemüth sie vor eine Schwachheit auslegen; indessen, da mein Freund das Commando allezeit mit mir zugleich geführet, so zweifle ich nicht, daß sie sich seinen Befehlen nicht unterwerfen sollten.

Kaum hatte mir Ajouli diesen Unterricht gegeben, so kam St. Cyran, und sagte mir, daß die vier Europäer und die zwanzig Quacaciten, die ich zu Geisseln verlanget, in dem Lager angekommen wären. Ich befahl, daß man ihnen aufs beste begegnen, und sie in des Ajouli Zelt bringen sollte, damit sie selbsten sehen könnten, wie wohl er gehalten würde, und wie sehr diese Begegnung von ihren ausgeübten Grausam-

keiten unterschieden wäre. Ich begab mich hierauf von sonst niemand, als dem Kinsqui-Cala begleitet, in die Festung der Quacaciten, und wurde bey meiner Ankunft von Vaudrecourt empfangen, der Philippo an der Seite hatte. (Es ist dieses der eine von den vier Soldaten den Ajouli zu seinem Lieutenant gemacht hatte) dieser Böswicht war von guter Herkunft, und in seiner Jugend wohl erzogen worden; aber die liederliche Lebensart hatte ihn zu dem Soldaten-Leben gebracht, in welchen er durch seine Laster sich zu dem Posten geschwungen, den er bekleidete.

Vaudretourt empfieng mich auf das zärtlichste. Ihre Tugend und ihre Tapferkeit, sagte er zu mir, werden endlich einem verderblichen und ewigen Kriege ein Ende machen; Reden sie nur, es gebühret dem Ueberwinder, Gesetze vorzuschreiben, und den Ueberwundenen, solche anzunehmen. Ich werde ihnen nichts vorschreiben, antwortete ich ihm, dadurch ich ihre gute Neigung gegen mich verlieren könnte: ich kenne, großmüthiger Vaudrecourt, fuhr ich fort, ihr gutes Gemüth, und ich weis, wie glücklich ihr Freund seyn würde, wenn er ihren heilsamen Rathschlägen gefolget hätte; aber es ist gut, an das Vergangene nicht mehr zu gedenken. Wenn man einem Unglück zuvor kommen kann, so muß man nichts versäumen, solches zu verhüten: wenn es aber geschehen ist, so erfordert die Klugheit, daß man den Schaden wieder gut zu machen suche, und solchen nicht vor unheilbar halte: das gröste Unglück hat manchmal die Ruhe, die Tugend, und das Vergnügen zuwege gebracht; also kan ihr Schiffbruch, und der Krieg der Quacaciten, den Ajouli und seine Sol-

daten

daten wieder auf den guten Weg bringen, den sie zuvor verlassen hatten; sie sehen wie GOtt, der in seinem Vornehmen unerforschlich ist, sich manchmal ausserordentlicher Mittel bedienet, die Menschen auf den Weg der Tugend zu bringen, und aus dem Abgrunde heraus zu reissen, worein sie sich gestürzet haben. Ich bin bereit, fuhr ich fort, ihrem Freunde die Freyheit zu schenken, und ihn in sein Lager zurück zu schicken. Wenn sie Mangel an Mund-Provision, oder andern Dingen leiden, so will ich ihnen alles benöthigte, von der Colonie kommen lassen: ich verlange aber, daß so lange sie auf der Insul bleiben, sie auch die Gewehrleistung des Friedens zwischen den Quacaciten und Troglociten über sich nehmen, und an statt diese Völker anzureitzen, daß sie sich untereinander aufreiben, sollen sie dieselben vielmehr zur Einigkeit anmahnen. Auf diese Bedingung verspreche ich ihnen nicht nur mit allem, was in meinem Vermögenstehet, an Handen zu gehen, sondern auch, wenn sie keine Gelegenheit finden, nach Europa zurück zu kehren, sie als meine Gefährten und Landes-Leute anzusehen.

Diese Bedingungen sind viel zu billig, versetzte Vaudrecourt, daß wir sie nicht mit Vergnügen annehmen sollten, und sie dürffen nur anordnen, wie, und wann sie sollen ausgeübet werden. Dieses kann leicht geschehen, antwortete ich; und wollen gleich morgen anfangen, zwischen den Quacaciten und Troglociten die Gränzscheidung feste zu setzen. Kinsqui-Cala soll beordert werden, dieses mit Montetze vorzunehmen, und wenn dieses zu Stande gebracht ist, soll er mir die Nachricht davon in mein Lager bringen.

Ich

Ich werde alsdenn ihren Freund in Freyheit setzen, und meine Truppen von dem Gebiete der Quacaciten zurück ziehen. Sie können drey von ihren Soldaten nach der Colonie schicken, wo ich ihnen das geben will, wessen sie benöthiget seyn mögen; und zu Fortschaffung dessen, was sie aussuchen werden, sollen ihnen wo es nöthig, hundert Mann zugegeben werden.

Sie verfahren, antwortete mir Vaudrecourt, als ein grosmüthiger Ueberwinder, der, nachdem er durch die Waffen über seine Feinde triumphiret, solche noch einmal durch Wohlthaten zu überwinden weis. Wenn sie erlauben wollen, fügte er hinzu, daß Montetze Oberhaupt der Quacacitischen Caciquen, vor sie komme, und aus ihrem Mund die Wohlthaten anhöre, die sie seiner überwundenen und gedemüthigten Nation erzeigen wollen, so wird die Erkänntlichkeit noch viel größer bey ihm seyn, und auch die unter beyden Völkerschaften zu stiftende Einigkeit desto fester machen. Ich gehe dasjenige, so sie mir vorschlagen, willig ein, versetzte ich, aber an statt daß Montetze sich hieher bemühe, will ich mich mit ihnen in das Innerste der Festung begeben. Ich that es auch so gleich, so wohl aus Neubegierde, als den Caciquen zu sprechen; dieses aber mußte die Stunde seyn, in welcher ich meine Freyheit verlieren sollte. Der Cacique, der von meiner Ankunft benachrichtiget war, kam mir mit seiner ganzen Familie entgegen. Ich wurde von der Schönheit der Alzire seiner Tochter, gerühret, und verlohr am Ende der Welt eine Freyheit, die ich bis dahin erhalten hatte.

Die schöne Wilde trug einen Blumen-Crantz auf dem Kopf, und war mit einem leichten Rock und einem Leibgen bekleidet, wodurch man die schönen Brüste halb entblösset sehen konnte. Sie hatte einen Bogen über die Schulter hängen, und trug eine halbe Picke in der Hand, worauf sie sich zuweilen lehnte. Ich glaubte, in eben solcher Gestalt der Heyden ihre Diana zu sehen, wie sie uns die alten Poeten abmahlen. Ich war so vertiefet Alzire zu betrachten, daß ich kaum mit Monteze reden, und vor ihm meine Unruhe verbergen konnte: meine Augen waren beständig, auch wider meinen Willen, auf sie gerichtet, und ich fand in mir eine gewisse Regung und Unruhe, die ich noch niemals verspüret hatte. Ich war schon auf eine Ausflucht bedacht, wie ich länger in der Festung bleiben könnte, als zu gutem Glück der Cacique mir selbsten Gelegenheit dazu gab, und mich zur Mahlzeit nöthigte, damit er, wie er sagte, einer Gewohnheit nachkommen könnte, welche die Quacaciten gegen ihre Wohlthäter aufs genaueste in Acht zu nehmen pflegten. Ich war nicht wenig erfreuet, daß ich das Vergnügen, Alzire zu sehen, verlängern konnte, und da ich die Sprache der Wilden bereits ziemlich verstand, so sagte ich ihr tausend Dinge vor, die mir von Herzen giengen, und mir eben so neu, als ihr waren. Die Liebe war mir bis dahin unbekannt gewesen, und ich war eben so verwirret in meiner Aufführung als es Alzire würde gewesen seyn, wenn sie mir zuerst hätte entdecken sollen, daß sie gegen mich gleiche Neigung hegte, und der Wohlstand ihres Geschlechts solches erlaubet hätte. Denn in der That, war sie

eben

eben so unruhig als ich, und eine heimliche Neigung und Gleichförmigkeit der Gemüther hatte bereits in ihrem Herzen so viel gewürket, daß ich glücklich war, ohne es zu wissen. Sie hat mir hernach gestanden, daß ihr meine erste Gegenwart solches Vergnügen verursachet, dargegen sie sich nicht zu vertheidigen vermochte, sondern sich alsobald überwunden gesehen.

So viel Vergnügen ich auch in dem Umgang meiner schönen Liebsten empfand, so mußte ich doch endlich nach dem Lager zurück zu kehren bedacht seyn. Nachdem ich also mit Monteze die Mahlzeit eingenommen hatte, und die Nacht hereinbrach, so machte ich mich fertig die Festung zu verlassen; es schien aber, daß auch der Himmel sich meinem Verlangen günstig bezeigen, zugleich aber auch meine völlige Niederlage verursachen wollte, denn es entstund auf einmal ein so heftiger Sturm, daß mich Vaudrecourt inständigst bat die Nacht in der Festung zu bleiben, und ihm diese Bitte nicht zu versagen. Ich bekam also Alzire noch einmal zu sehen, und ward dadurch in neue Flammen gesetzet; ihr Bildniß war mir den Morgen darauf, als ich nach dem Lager zurück gieng, so fest ins Herze geprägt, daß es mir unmöglich war, ruhig zu seyn. Weil meine Soldaten, sagte ich, den Entschluß gefasset, bey den Quacaciten um ihre Töchter anzuhalten, warum sollte ich nicht auch, um den Frieden unter den verschiedenen Einwohnern dieser Insul mehr und mehr zu befestigen, Alzire zu meiner Gemahlin verlangen, und dadurch ein Bündniß stiften? Kann ich wohl in dieser ganzen Gegend ein Mädgen finden, die meiner Liebe würdiger wäre? und da ich

mein Herz vor den Anfällen der Liebe nicht vertheidigen können, warum soll ich erröthen, meine Ueberwindung zu bekennen? Nein, die Liebe ist kein Laster: sie ist eine Leidenschaft, die der Himmel deswegen den Menschen gegeben hat, um sie glücklich zu machen; ich kann mich also aller Mittel bedienen, die zu meinem Glück etwas beytragen können.

Meine Begierden wurden durch diese Betrachtungen noch heftiger, und ich wollte den Augenblick mit dem Friedensschluß den Anfang machen, deswegen ich Kinsqui-Cala mit dem gemessenen Befehl zu Monteze abfertigte, daß er die Gränz-Irrungen der Quacaciten, und Troglociten völlig schlichten, anbey um seine Tochter vor mich anwerben, und nebst den Gränzscheidungs- zugleich auch meine Heurathś-Tractaten schliessen sollte.

Weil ich nicht zweifelte, in meinem Gesuche glücklich zu seyn, so hielte ich vor gut, dem Ajouli bekannt zu machen, daß er seine Freyheit bald erlangen würde. Ich habe, sagte er zu mir, über meine länger als ein Jahr her geführte böse Lebens-Art Betrachtungen angestellet: ihre Tugenden haben mir die Decke von den Augen genommen, und meinem verworrenen Gemüthe die Abwege vorgestellet, darauf ich gerathen bin. Ich habe den Schluß gefasset, künftighin in mich selbsten ein Mißtrauen zu setzen; denn da ich in so viele Ausschweifungen verfallen bin, so muß ich allezeit befürchten, es möchte eine unglückliche Aenderung des Sinnes mich wiederum lasterhaft machen. Nehmen sie mich unter ihre gemeinen Soldaten auf: das ist die einzige Gefälligkeit die ich von ihnen verlange;

ich

ich werde allezeit, so lang ich um und neben sie bin, erkennen, wie sehr ich die Laster zu vermeiden habe, da hingegen ich solche beständig unter meinen Cameraden antreffen, und da mein Glaube noch schwach ist, wiederum in selbige gerathen würde. Es ist allzugefährlich mit Leuten umzugehen, die sich rühmen, lasterhaft zu seyn; ich hoffe, sie werden dem Vaudrecourt eben diese Gefälligkeit erzeigen und vor zwey unglückliche Freunde gleiche Erbarmung hegen.

Ich ward durch die bezeugte Reue des Ajouli beweget, und versicherte ihm, daß wenn er bey mir bleiben wollte, ich ihn nicht anders, als einen Bruder ansehen, und ihm alle benöthigte Hülfe, die er nur irgends hoffen könnte, erzeigen würde; ein gleiches versprach ich ihm auch vor Vaudrecourt, und ich fand ein ausserordentliches Vergnügen bey mir, daß ich diese zwey Personen aus einer so lasterhaften Gesellschaft herausreissen konnte.

Seitdem ich in Alziren verliebt war, hatte ich den Entschluß gefasset, aus allen Einwohnern der Insul nur ein Volk zu machen, sie unter einerley Gesetze zu vereinigen, und dadurch einen immerwährenden Frieden unter ihnen zu stiften. Was des Ajouli Europäer betraf, hielt ich sie vor gefährliche Leute, und war fest entschlossen, sie um die geringste Unruhe, so sie anrichten würden, auf das schärfste zu bestrafen, und sie alle, wo sie mich dazu nöthigten, der gemeinen Ruhe aufzuopfern.

Die Bemühungen, welche ich mir vor das Wohl der Colonie gab, konnten die Liebe nicht aus meinem Herzen verbannen; ich erwartete die Zurückkunft des

Kinsqui-Cala mit Ungeduld, und war bey meiner Ankunft in dem Lager nicht wenig verwundert, als er mir berichtete, daß alle Europäer, ausgenommen Vaudrecourt, dem Frieden tausenderley Hindernisse in den Weg legten: daß zwar die Quacaciten solchen zu wünschen schienen, aber daß sie ohne die Einwilligung ihrer alten Bundesgenossen sich nichts zu unternehmen getraueten. Ich kehrte voller Unmuth über eine so schlimme Zeitung zu dem Ajouli zurück. Dasjenige, sagte ich zu ihm, so sie gemuthmasset, ist eingetroffen: Philippo, und ihre Soldaten weigern sich, den Frieden anzunehmen, und suchen allerhand Ausflüchte, die Ruhe, wornach wir alle seufzen, zu entfernen. Ich habe voraus gesehen, antwortete Ajouli, daß dieses geschehen würde; sie müssen sich aber wegen der üblen Neigung dieser Aufwiegler trösten, weil sie Mittel in Händen haben, dieselben zum Gehorsam zu bringen. Dieses ist eben mein Vorhaben, antwortete ich ihm, und ich will ihnen diesen Augenblick zeigen, daß man mich nicht ohnbestraft beleidiget. Ich verließ zugleich den Ajouli, und gab Befehl, daß sich jedermann fertig halten sollte, die Feinde anzugreiffen; ehe ich aber den Streit anfieng, wollte ich vorher noch einmal die Güte versuchen, und schickte durch einen gefangenen Quacaciten diesen Brief an Vaudrecourt: „Ich weis, tapferer Vaudrecourt, „daß es nicht an ihnen lieget, den Frieden zu schlies„sen; aber weil ihr guter Wille nichts auszurichten „vermag, so thun sie ihren Soldaten zu wissen, daß, „da sie mir nicht Wort gehalten, ich mich mit Feuer „und Schwerd an ihnen rächen würde. Ich er-

„warte, um den letzten Entschluß zu fassen, die Ant„wort, so sie auf meinen Brief ertheilen werden, und ich bitte sie, ihnen solchen vorzulesen.

Drey Stunden nachher, als ich diesen Brief an Vaudrecourt geschrieben hatte, näherte sich Philippo und ein anderer Europäer meinem Lager, und verlangten als Abgeschickte ihrer Cameraden in daß selbige gelassen zu werden; sie erhielten die Antwort, daß sie in aller Sicherheit kommen könnten. Philippo versicherte mich bey seiner Ankunft hoch und theuer, daß er und alle seine Cameraden nichts liebers als den Frieden wünschten, und daß er mein Lager nicht eher wieder verlassen würde, als bis alles verglichen und in der Güte abgethan wäre. Ich versicherte ihm dargegen, daß er mir einen angenehmen Dienst erwiesen, da er selbsten die Mühe auf sich nehmen, und einen Vergleich beschleunigen wollen, den ich so sehnlich wünschte.

Indem er nun ein großes Verlangen bezeigte, den Ajouli, welchen er seit seiner Gefangenschaft nicht gesehen hatte, zu sprechen, so führte ich ihn selbst in sein Zelt.

Nach unsrer ersten Unterredung, die das Friedenswerk betraff, ermahnte Ajouli den Philippo, daß er seine Cameraden dahin bewegen möchte, eine andere Lebens-Art zu ergreiffen. Der Verräther schien den Vorstellungen seines Commandanten Gehör zu geben, und schwor so wohl ihm, als mir, daß er über seine begangene Missethaten so viel Reue hegte, daß er in der Absicht, dem Kriege, welcher seine Laster unterhielte, ein Ende zu machen, gekommen wäre. Das einzige

Verlangen sie in Freyheit zu setzen, fuhr er fort, indem er sich zu dem Ajouli wendete, wäre uns allen ausserdem schon ein Bewegungsgrund, den Frieden zu suchen.

Der treulose Philippo wußte sich so zu verstellen, daß ich schon glaubte, den so sehnlich gewünschten Zweck erlanget zu haben. Als inzwischen die Nacht herein brach, und wir noch nicht alle Artickel ins reine gebracht hatten, solche aber gerne zu Ende bringen wollten, so schlug ich Philippo vor, die Nacht im Lager zu verbleiben; das war eben dasjenige, so der Verräther verlangte, und hatte er nur Zeit zu verlieren gesuchet, um diesen Vorwand zu haben. Als er nun sahe, daß ihm alles nach Wunsch gieng, so suchte er sein lasterhaftes Vorhaben ins Werk zu richten.

Als ich in mein Zelt zurück kam, lag mir Alzire beständig im Sinn, und ich vertiefte mich so sehr in meinen Liebes-Gedanken, daß ich an nichts weniger, als an die androhende Gefahr gedachte; ich würde auch ohne diese Liebe, die mir anfangs so viel Unruhe verursachte, und nun am Schlaffen hinderte, ohnfehlbar das Leben eingebüsset haben. Der unglückliche Philippo machte sich die Finsternis der Nacht zu Nutze, und schlich sich, ohne von der Schildwache wahrgenommen zu werden, biß an mein Zelt; einige Wachten die ihm im Wege stunden, hatte er auf die Seite geräumet, und als er sahe, daß ihm nichts mehr an seinem Vorhaben hinderte, wollte er auf dem Bauche in das Zelt kriechen. Das Geräusch, so er machte, brachte mich aus dem Nachsinnen; ich stund geschwind vom Bette auf, ergriff meinen Degen, und rufte der Schildwache, indem ich zugleich aus dem Zelt lief. Die

Schildwache sahe sich auf mein Zuruffen um, und erblickte einen Menschen, der sich mit der Flucht zu retten suchte; sie rief der nächsten Wache, und da die Soldaten von allen Seiten zulieffen, und dem unglücklichen Philippo alle Auswege abschnitten, so wurd er hundert Schritte von meinem Zelt ergriffen.

Wie erstaunte ich nicht, als man mir diesen Verräther vorstellte! Man fand den Dolch womit er mich ermorden wollen, noch bey ihm. Treuloser, sagte ich zu ihm, erfüllest du also dein Versprechen? Du wilst mich schelmischer Weise ermorden, da ich dich als einen Freund, der den Frieden suchet, mitten in meinem Lager empfangen habe? Du sollst Verräther, meinem Zorn und der Straffe nicht entgehen! Ich fürchte dich keineswegs, antwortete mir Philippo, und da ich dir nicht das Leben nehmen können, so ist mir das meinige zur Last. Ich sehe wohl, daß du Alziren besitzen wirst: wisse demnach, daß ich nur deswegen den Frieden verhindern wollen, damit du nicht zu ihrem Besitz gelangen mögest; aber ich habe wohl voraus gesehen, daß ich mein Unglück nur verlängern würde, und daß du mit der in Händen habenden Macht die Quacaciten leicht zu einem Frieden nöthigen würdest. Ich habe also einen so beschwerlichen Nebenbuhler auf ewig aus dem Wege räumen wollen; da ich nun meine Rache nicht an dir ausüben kann, so übe die deinige an mir aus. Ja, sagte ich einem Zorne, welchen die Liebe gegen Alziren in mir vergrößerte, du sollst deinen Cameraden zum Beyspiel dienen.

Als ich dieses ausgeredet, kam das ganze Lager in Bewegung: ich befahl einigen Soldaten, die un-

mich waren, den Philippo zu bewahren, und lief in größter Eil nach dem Ort, wo der größte Lärmen war. Bey meiner Ankunft in dem Quartier der Troglociten fand ich, daß die Europäer des Ajouli an diesem Ort in das Lager einbrechen wollen, und daß dreyßig meiner Soldaten, die auf entstandenen Lärmen herbey gelaufen waren, den andern Truppen Zeit gegeben hatten, das Gewehr zu ergreiffen, und sie zu unterstützen.

Die Feinde hatten bey meiner Ankunft sich bereits mit der Flucht gerettet, wozu ihnen die finstere Nacht behülflich war; und eine Stunde hernach ward das ganze Lager wieder ruhig. Philippo hatte mit seinen Cameraden abgeredet, daß sie in der Zeit, da er seinen Meuchelmord an mir vollbringen würde, unser Lager anfallen sollten, welches durch den Schrecken über meinen Tod und durch ihren plötzlichen Ueberfall, leicht in Unordnung gebracht werden könnte; da aber St. Cyran so gleich herbey gelauffen, und den Zufall, der Philippo begegnet, bekannt machte, so verlohren sie selbst den Muth, und zogen sich nach einem leichten Gefecht zurück.

So bald es Tag ward, besuchte ich den Ajouli, der schon von dem in der Nacht vorgegangenen Kundschaft eingezogen hatte. Ich komme, sagte ich zu ihm, mich ihres Rathes zu bedienen; was soll ich wohl mit dem Verräther, der mich diese Nacht ermorden wollen, anfangen? Wie können sie doch einen Augenblick anstehen, war seine Antwort, ihn hinrichten zu lassen? Sein Tod muß der ganzen Colonie zum Exempel dienen, und dieser ist auch das einzige Mittel, seine schelmischen Cameraden schüchtern zu machen.

Sie haben Recht, versetzte ich, ich will, daß die Art, womit ich gegen ihn verfahren werde, alle diese barbarischen Europäer in Verwunderung setze, und sie auf andere Meynung bringe. Er soll vor dem Lager geschunden, und der Rache aufgeopfert werden; man muß, um die Missethäter zu schrecken, sich gegen sie der Grausamkeiten bedienen, die sie ausüben. Als ich nun dem Ajouli versichert hatte, daß ich meinen Meuchelmörder wollte hinrichten lassen, so befahl ich, daß sich die ganze Armee ins Gewehr stellen sollte: ich ließ vor dem Lager ein Gerüste aufbauen, daß es von der feindlichen Armee konnte übersehen werden; ich befahl, den Philippo und den Europäer, den man zugleich mit ihm gefangen hatte, auf solches zu bringen. Ich ließ im ganzen Lager bekannt machen, daß ich mit ihnen auf eben die Art umgehen wollte, wie sie ehemals mit den Trogloditen umgegangen wären. Man führte die zwey Unglücklichen herbey, und acht Europäer brachten sie gebunden auf das erbauete Gerüst, von welchem sie ihre Festung und Verschanzungen übersehen konnten, so wie von daher ihre Cameraden und die Quacaciten aufmerksam zusahen, zu was vor einer Todes-Art ich sie bestimmen würde. Sie durften sich nicht unterstehen, ihnen beyzuspringen, da sie wohl wusten, wie sehr ich ihnen an Macht überlegen, zumal von der Zeit an, da ich alle meine Truppen zusammen gezogen hatte, ihre einzige Hofnung war, sich hinter ihren Mauern zu vertheidigen. Als Philippo und sein Camerad bereits oben auf dem Gerüste waren, kündigte ihnen einer von den europäischen Soldaten an, daß sie nur noch einen Augenblick zu leben hätten, und

daß sie durch denselbigen Dolch, womit sie mich umzubringen gesuchet, sterben sollten. Ich stieg hierauf selbst auf das Gerüste, und in der einen Hand den Dolch, der mich durchbohren sollte, haltend, sagte ich zu Philippo: kennest du dieses Mord-Messer? Es wird mich an deiner Verrätherey rächen, und ich selbst will dir solches durchs Herz stossen, um die Lust der Selbstrache zu geniessen. Ich fürchte den Tod nicht, antwortete Philippo, er wird meinem unruhigen Leben und meinen Lastern ein Ende machen; stosse nur zu, und verfahre so mit mir, wie ich mit dir würde umgegangen seyn, wenn es in meiner Macht gestanden hätte. Nein, sagte ich, ich will dir zeigen, daß ich viel anders zu denken weis, als du gedenkest: dein Leben stehet in meiner Hand, und ich bin Herr darüber; aber ich bin nie Willens gewesen, dir solches zu nehmen; ich habe hier auf dieser Schaubühne deinen Cameraden zeigen wollen, was vor ein grosser Unterscheid zwischen der Großmuth, der Tugend, und den Lastern sey, damit sie durch deine Todes-Furcht die Grausamkeit ihrer verübten Opfer erkennen, und lernen mögen, den tugendhaften Menschen nachahmen. Ich schenke dir und deinen Cameraden das Leben: ich thue noch mehr, und schenke euch beyden die Freyheit; kehret zu den Quacaciten zurück, und saget ihnen, was vor Art Menschen ihre Freundschaft und ihre Glückseeligkeit suchen. Wenn du dich der geschenkten Wohlthat übel bedienest, so werde ich dich durch offenbahre Gewalt zu bestrafen wissen; ich gebe dir nur zwey Stunden Frist, dich zu entschliessen, wenn du bey den Deinigen angelanget seyn wirst.

Indem ich dieses vorbrachte, hatte ich dem Kinsqui-Cala, der nur allein um mein Vorhaben wuste, ein Zeichen gegeben, die Missethäter loß zu binden. Als Philippo seiner Banden entlediget war, befahl ich, daß man ihm sein Gewehr zustellen, und sie beyde aus dem Lager führen sollte. Ich will dir jetzo zeigen, sagte er zu mir, wem du das Leben und die Freyheit geschenket hast; ich habe einen solchen Haß wider dich, daß ich dir weder das eine, noch die andere will zu danken haben. Dieses gesagt, stach er sich den überkommenen Degen durchs Herz, und fiel vor denen, die ihn aus dem Lager bringen sollen, tod nieder. Ich sterbe, sagte er mit schwacher Stimme, als dein Feind und dein Nebenbuhler: weil ich dir Alziren freywillig oder gezwungen abtreten sollen, so will ich lieber mein Leben missen: danke dem Himmel, das er in diesem Augenblick, da ich mir den Stoß gegeben, meine Wuth vermehret hat, ausserdem würde ich vielleicht so lange Aufschub genommen haben, bis ich in dem Lager angelanget wäre, woselbst ich Alziren selbst würde getödet haben, um sie dir zu rauben. Da ich dich nun unter deinen Soldaten nicht zu tödten vermochte, so wollte ich lieber mein Leben, das mir zur Last ist, und schändlich seyn würde, wenn ich es dir zu danken hätte, selbsten abkürzen. Mit Endigung dieser Worte bließ er seine unreine Seele aus, aber die Wuth und die Raserey zeigten sich noch vollkommen in seinem erblaßten Gesicht. Ich ließ ihn zur Erde bestatten, und seinen Camereden, der vor die erlangte Gnade so erkenntlich, als Philippo undankbar war, nach den seini-

gen zurückbringen. Wenn die mir erzeigte Gnade, sagte er, bey meinen Cameraden so viel Eindruck, als bey mir, machet, so werden wir gar bald ihre getreueste Unterthanen werden. Erlauben sie, daß ich nunmehro mein Leben, das ich von ihrer Großmuth wieder empfangen habe, sonst niemanden, als ihnen allein widmen dürfe. Ich weis, daß ich den Tod verdienet habe, und erkenne die Grösse des Lasters, wozu ich mich von Philippo verleiten lassen; aber ihre Tugend machet, daß ich dessen Abscheulichkeit noch weit mehr einsehe. Ich werde den Europäern und Quacaciten zu wissen thun, wie weit sich ihre Großmuth erstrecket. Andreas, so nennte sich der Camerade des Philippo, hielt sein gegebenes Wort redlich. Er erzählte seinen Cameraden, die aus ihrem Lager das Vorgegangene zwar mit angesehen hatten, aber die Art und Weise, wie ich mit ihm verfahren, nicht bemerken können, daß ich die beyden Uebelthäter vollkommen begnadiget hätte. Sie wurden allesamt über meine Gelindigkeit dermassen gerühret, daß ich dadurch in einem Augenblick mehr, als vorher in drey Monaten ausrichtete. Zwey Stunden nach des Andreas Abreise, sahe ich ihn, nebst allen seinen Cameraden und Monteze, zurückkommen und um Friede bitten. Wir wollen alle sagten sie, als ihre Unterthanen leben und sterben; versagen sie uns nicht eine Gnade, die uns alle aus den Lastern herausreisset, und wieder auf den Weg der Tugend bringet. Ich versicherte die Quacaciten, und die Europäer des Ajouli, daß sie an ihren neuen Bundsgenossen Brüder finden würden, die allezeit bereit wären, ihnen hülfliche Hand zu bieten. Das Vergnügen, so ich über

den

den Frieden empfand, ward durch meine zu Alziren tragende Liebe um ein merkliches vergrössert, und ich lief voller Freuden in des Ajouli Zelt, um ihm die fröliche Botschaft zu bringen. Ich will nun vergnügt sterben, sagte er, weil ich sehe, daß ihre Tugend über die Laster ihrer Feinde obsieget, und sie auf die Tugend-Bahn, von der sie so sehr abgewichen, zurück bringet. In dem Zustande, worinn ich mich befinde, fühle ich wohl, daß mir vor meinem Abscheiden aus diesem Leben, kein anderer und besserer Trost übrig ist, als derjenige, sie noch als den obersten Regenten dieses Landes zu begrüssen. Was reden sie vom sterben? antworrete ich ihm, sie müssen noch länger leben, und unter steter Ausübung der Tugend ihre begangene Laster GOtt abbitten. Ich fühle gar wohl, sagte er, daß ich mich zum Tode bereiten muß: die Unruhe worinnen ich mich seit einiger Zeit befinde; der Verlust des Blutes, so ich durch die empfangenen Wunden erlitten; der Verdruß, und ein nagendes Gewissen, haben meiner Gesundheit so hart zugesetzet, daß ich an dem Leben wenig Antheil mehr habe. Seitdem ich sie nicht gesehen, habe ich zwey starke Ohnmachten gehabt, woraus ich kaum mit vieler angewandten Mühe zu bringen gewesen, und ich glaube nicht, daß ich das Ende dieses Tages erleben werde.

Es traf auch so ein, wie Ajouli gesagt hatte. Wie ich ihm allen Trost, so viel es mir immer möglich war, zusprach, wurde er auf einmal ganz kraftloß. Ich fühle, sagte er mit sterbender Stimme, daß ich nun den Geist aufgeben werde, und ich bitte den GOTT des Erbarmens, daß er mir meine Sünden und Laster verge-

ben wolle: ich wünsche, daß er sie erleuchten, und nicht zugeben wolle, daß ein so tugendhafter Mensch als sie, ohne Erkänntniß der Religion, die er selbst gestiftet und angeordnet hat, sterben möge; ich hoffe daß seine Gnade ihnen noch einmal dasjenige offenbahren werde, was sie bishero als unnöthig angesehen haben. Leben sie wohl, großmüthiger Meillcourt, ich sterbe und empfehle ihnen den Vaudrecourt, der ihnen nützlich seyn kann. Bey Endigung dieser Worte überfiel ihn eine Schwachheit, woraus er nicht wieder zu bringen war, sondern kurz darauf den Geist aufgab. Sein Tod gieng mir sehr nahe, denn seine bezeugte Reue hatte mein Herz sehr gerühret, und in mir eine nicht gemeine Neigung gegen ihn erwecket.

Die Europäer und Quacaciten wurden durch das Absterben des Ajouli und des Philippo in ihrem gefaßten Entschluß, mich zu ihrem Oberherrn zu erheben, noch mehr gestärket. Sie verlangten aufs neue, und so inständigst, daß ich nunmehro alle Einwohner der Insul zu Unterthanen annehmen möchte, daß ich ihnen ihren Wunsch nicht abschlagen konnte. Vaudrecourt, der auf erhaltene Nachricht von des Ajouli Tode mit den noch übrigen Quacaciten die Festung verlassen hatte, beredete mich vollends, die Regierung zu übernehmen. Sie werden nunmehro, sagte er, lauter tugendhafte Leute aus uns machen, und wir sind niemals so glücklich gewesen, als nun, da wir ihre Unterthanen sind.

Nachdem die Quacaciten die Hand an ihre Brust geschlagen, welches bey ihnen so viel, als eine Versicherung des gegebenen Wortes ist; und den Eyd

der Treue geleistet hatten, bat ich Monteze, daß er mir seine Tochter zur Gemahlin geben möchte, wozu er alsobald seine Einwilligung gab. Nach meinem Beyspiel suchten sich alle Soldaten unter den Töchtern der Quacaciten oder der Troglociten Frauens aus; und nachdem wir einige Zeit an dem Walde, wohin die letztern mit ihren Familien geflüchtet waren, ausgeruhet hatten, gebot ich meinen neuen Unterthanen, daß sie sich alle nach der Festung der Colonie begeben sollten. Ich traf allda mit der Armee glücklich ein, und die daselbst zurück gelassene Soldaten erfreueten sich nicht wenig über meine Ankunft. Die ersten Tage wurden mit verschiedenen Anordnungen hingebracht: es wurde zu Erbauung einer Stadt ein Platz abgestochen, und die Ländereyen, nebst den benöthigten Werkzeugen, die Hütten zu erbauen, unter den Einwohnern ausgetheilet; und in Zeit von weniger, als einem Monat, sahe ich eine neue Stadt, der die alte zum Citadell diente

Das Glück war meinen Unternehmungen nicht weniger günstig; denn ich entdeckte in den Feldern eine sehr ergiebige Eisen-Mine, die mir treflich zu statten kam, und Hofnung machte, daß ich künftighin auch an andern, einer menschlichen Gesellschaft nöthigen Dingen, nicht würde Mangel haben. Wir besitzen nun, sagte ich zu meinen Soldaten, alles was wir wünschen können: eine Gold-Mine würde uns unnöthig gewesen seyn: sie würde zu nichts gedient haben, als unsre Sitten zu verderben, das Eisen aber versichert uns der Ruhe, und giebt uns die zur Bebauung der Felder nöthige Werkzeuge im Ueberflaß, und die

Mittel, solche gegen diejenigen, die sie uns rauben wollten, zu vertheidigen.

Ich theilte mein Volk nur in zwey Stände, in Soldaten und Ackerleute ein. Die Anzahl der erstern war viel geringer, als der andern, weil ich mir Hofnung machte, in Zeit der Noth bey ihnen eben so viel Liebe und Beystand, die sie ebenermassen ihrem Vaterland und ihrer Stadt schuldig wären, als bey den Soldaten zu finden, zu geschweigen, daß der Ackerbau bey wohl angeordneten Staaten das gröste Gut ist.

Ich war gar nicht um Kaufleute bekümmert, die, indem sie dem Volk Reichthum und Ueberfluß verschaffen, durch denselben ihm seine gute Sitten und Genügen benehmen: das Land hatte dasjenige, womit sich die Einwohner nähren und kleiden konnten im Ueberfluß; die übrigen Güter würden zu nichts gedienet haben, als die Nothsächlichkeiten der Natur zu vermehren. Was brauchen die Menschen sonst weiter, als die Ruhe und das Nöthige? der Ueberfluß machet sie nur träg und nachläßig, und gewöhnet sie zu einer Faulheit, die ihnen über kurz oder lang höchst schädlich ist. Die Handludg ist sonst keinem Volk zuträglich, als demjenigen, das sich von den Früchten seines Landes nicht ernähren kann, oder solchen Völkerschaften, welche die eitle Ehre besitzen, neue Länder zu gewinnen, und dazu Schätze nöthig haben, die sie zu Ausrottung einer andern Völkerschaft anwenden. Statt die benachbarten Insuln zu überfallen, war ich vielmehr entschlossen, so lange es nur möglich, in Ruhe und stillen Frieden zu leben. So lange wir weder Gold noch Silber haben werden, sagte ich zu meinen Unter-

terthanen, so lange werden andere mit uns nichts zu schaffen haben wollen; man führet mit Völkern, die nichts als Eisen haben, die über ihre Freyheit halten, selbst niemand dienen, noch andere zu Sclaven machen wollen, keine Kriege.

Bey der Verfassung der Gesetze leistete mir Baudrecourt gute Dienste, und gab mir zu deren Verbesserung viele Mittel an die Hand; das allervorträglichste war aber, daß er mich überzeugte, wie nöthig es seye, einen Gottesdienst in der Insul fest zu setzen und einzuführen. Die Religion, sagte er mir, ist die Richtschnur und der Grund eines Staats; ohne sie können keine Gesellschaften bestehen. Wenn ihre Unterthanen sehen, daß sie eine wankende und ungewisse Religion haben, so werden sie es für rühmlich achten, ihnen nachzuahmen, und alsdenn würde gar bald die Erkänntniß eines göttlichen Wesens, von dessen Existenz sie überzeuget sind, unter ihnen verlöschen. Der Pöbel überschreitet allezeit die Gränzen: er ist eines Zaums benöthiget, der ihn in allen seinen Handlungen zäme, und nichts ist vermögender ihn mehr abzuhalten, als die Religion; herrschet diese nicht in einem Lande, so herrschet die Unordnung und die Verwirrung in selbigem; aus Deisten werden leichtlich Atheisten, und von jenen zu diesen überzugehen, darf nur ein Schritt geschehen. Ich gebe zwar zu, daß ein Weltweiser, der vernünftig denket, diesen Schritt niemals thun werde; aber der Pöbel ist nicht vermögend die Sache einzusehen, und so bald er gewahr wird, daß seine Obern keine Religion haben, so verfället er in die gröstten Laster, nnd gehet viel weiter, als sie.

Erwegen sie, daß weil ein GOtt ist, der die Menschen erschaffen hat, der die Bösen bestraffet, und die Guten belohnet, er nothwendig ihnen müsse gelernet haben, wie, und auf was Art, er wolle verehret sein, und daß er ihnen die Ausübung gewisser Pflichten selbst müsse vorgeschrieben haben. Ich weis, daß sie einwenden können, das natürliche Gesetze sey allen Menschen eingepräget; aber dieses Gesetze der Natur ist ihnen nicht hinlänglich genug: es wird durch diese Leidenschaften ersticket: sie können nicht anders, als durch eine dicke Finsternis sehen, und sind in ihrer Aufführung einer weit sichern Richtschnur benöthiget, und diese Richtschnur ist die Religion.

So wichtige Beweiß-Gründe würkten so viel, daß ich in mich selbst gieng. Aber welches ist die Religion, fragte ich Vaudrecourt, die GOtt den Menschen vorgeschrieben hat? Er brauchte nicht viel Mühe, mich zu überreden, daß es die Catholische wäre, und stellte mir die Erfüllung so vieler Prophezeiungen mit so vieler Deutlichkeit vor Augen, daß ich wohl begrif, man müßte allen Verstand verlohren haben, wenn man glauben sollte, der bloße Zufall habe eine so große Menge verschiedener, so genau und übereinstimmender, Zufälle hervorgebracht, die so viele hundert Jahre vorher verkündiget worden. Erwegen sie, sagte er, was für Leute das Christenthum ausgebreitet haben: zwölf arme Fischer. Denken sie daß sie Ergötzlichkeiten, Freude und Reichthümer verkündiget haben? Keinesweges, sie predigten eine strenge Sitten-Lehre, und bekehrten doch viele Millionen Seelen; die Tiranney der Römischen Kayser, die so viel Chri-

sten

ften hinrichten lassen, diente dazu, ihre Anzahl zu vergrössern, und der Tod eines einzigen Märtyrers bekehrte tausend Heyden. Nun sehen sie ob dergleichen Zufälle ohne besondern Befehl der Gottheit sich ereignen können?

Das einzige, so mir noch einigermassen schwer fället, antwortete ich dem Vaudrecourt, ist die Verschiedenheit der Secten in dem Christenthum. Bekümmern sie sich dieserwegen nicht, antwortete Vaudrecourt, und ohne sich in unnöthige Streitigkeiten zu mischen, wählen sie das gewisseste. Ist es nicht an dem, daß ehe die Häupter dieser Secten geschrieben, das Christenthum schon bestanden habe? Nehmen sie die Meynungen der alten Kirchen-Väter an; die meisten unter ihnen haben fast die Jünger des Sohnes GOttes mit Augen gesehen: andere haben die Religion wiederum von diesen erlernet, und es ist viel wahrscheinlicher, daß sie von gewissen Dingen eine bessere Känntniß müssen gehabt, und einige schwere Puncte besser eingesehen haben, als die Kirchenlehrer so funfzehen hundert Jahr nach ihnen gekommen, und noch dazu unter sich nicht einig gewesen sind.

Ich gab diesen Gründen Beyfall, aber das einzige so mich noch zweifelhaft machte, war, daß die Römisch-Catholischen andere Christen so oft und grausam verfolget haben. Es muß in einer Religion, sagte ich ihm, die GOtt selbst eingesetzet hat, keine Tiranney verübet werden: man muß die Herzen durch Beweiß-Gründe überzeugen, und diejenigen, so man bekehren will, nicht mit unerhörten Marten quälen; sollte GOTT wohl die schändlichen Gerichte der Inqui-

sition, die Pariser Blut-Hochzeit, und die Lasterthaten, so die Mönche, begangen haben, und noch täglich begehen, gut heissen? Nein sagte Vaudrecourt, es gefallen GOtt diese Irrthümer keineswegs, er hat vielmehr solche in seinem uns gegebnen Gesetz ausdrücklich verboten. Die ersten Väter der Kirche und die heutigen guten Catholicken glauben, daß alle diese Verfolgungen der Religion zuwider sind; man muß aber zwischen den Grundlehren einer Religion, und der Aufführung einiger rasenden Mönche einen Unterscheid machen: das Verbrechen einzelner Personen muß nicht der Religion, die so viele redliche Leute angenommen, und die die Laster mißbilligen, aufgebürdet werden.

Vaudrecourt hatte mich so eingenommen, daß ich nicht länger anstehen konnte, seine Meynungen anzunehmen. Ich wurde Römisch-Catholisch, und hatte ein Jahr hernach das Vergnügen, daß alle Quacaciten und Troglociten dieselbe Religion annahmen. Ich that inzwischen keinem einzigen meiner Unterthanen Zwang an, sondern erneuerte vielmehr das Gesetz, welches einem jeden die freye Uebung seiner Religion verstattete; um aber dem Staat eine beständige Ruhe zu verschaffen, machte ich ein Gesetz, daß niemals ein Faulenzer und unruhiger Kopf unter dem Namen und der Kleidung eines Mönchen auf der Insul sollte Fuß setzen, und geduldet werden; und beschloß, daß wenn jemals ein Schif ankommen sollte, ich keine Ordens-Leute, sondern einige Priester und Prediger annehmen wollte. Dieses Gesetz blieb jederzeit das angesehenste und unverbrüchlichste der Insul. Ein französisches Schif, welches zwey Jahr nach Erbauung der

Stadt

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Argens, Jean-Baptiste de Boyer <<d'>>,

Des Herrn Marquis d'Argens und der Demoiselle Cochois gemeinschaftliche Beyträge zum Vergnügen für den Geist und das Herz Aus dem Französischen übersetzt
Bd.: 2

Berlin (1764)

P.o.gall. 2646 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10103464-2
VD18 90315898